Digitized by the Internet Archive
in 2014

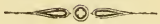
https://archive.org/details/diegeheimnissevo1121born

Die

Geheimnisse von St. Louis

von

Heinrich Börnstein.



Erster Band.

(Erste und zweite Abtheilung.)

Die

Geheimnisse von St. Louis

von

Heinrich Börnstein.

Erster Band.

Erste Abtheilung.

1851.

Verlag und Druck von H. Hotop in Cassel.

RBR
Jantz
#1031
Bd. I
Abt. 1-2

Erste Abtheilung.

I.

Lord Ponce. Wer da?
Bravo. Gut Freund.
Lord. Das kann ein Jeder sagen, — gebt das Zeichen.
(Altes Schauspiel.)

Rauh und wild heulte der Wind durch die schwarze Nacht, die die Straßen von St. Louis in unheimliches Dunkel hüllte, der Regen goß in Strömen herab und floß von den Dächern und Trottoirs in der Mitte der Gassen in Strömen zusammen, die vereinzelten Gaslaternen flackerten nur hie und da matt auf und bei dem Scheine der im Winde zuckenden Flammen konnte man zur Noth nur sehen, wie dunkel es war, — die Häuser waren alle längst geschlossen, nur hie und da noch ein Fenster, matt beleuchtet, verrieth, daß dort ein fleißiger Arbeiter die Nacht zu Hülfe nahm, um den Ertrag seiner Arbeit hinreichend zur Ernährung von Weib und Kindern zu machen, und außer dem entfernten Bellen der Hunde in den Holzhöfen am Flusse und dem dumpfen Schnauben eines Dampfbootes, das keuchend den Strom heraufarbeitete, war Alles todtenstill.

In dem unteren Theile der Carondelet-Avenue lehnte zu dieser ungewöhnlichen Stunde, Wind und Regen nicht achtend, ein Mann an der Wand eines alten unbewohnten Framehauses, dessen etwas vorspringendes Dach ihn kaum vor den Regengüssen schirmte.

Es war eine hohe athletische Gestalt von starkem, knochigem Körperbau, — eine von jenen Eisennaturen, wie wir sie im Westen unter den Trappers und Hunters so häufig finden, — das schwarze struppige Haar hing wild und verworren um die von Sonne und Wetter, wahrscheinlich auch vom Whisky dunkel gerötheten Gesichtszüge, das mit dichten buschigen Brauen beschattete Auge lag dunkel und unheimlich in den eingefallenen Augenhöhlen, während ein ganzer Bart Wangen und Kinn einhüllte und den auffallend fein geschnittenen, stets aber zu einem höhnischen Lächeln verzogenen Mund bedeckte. Der Mann hatte trotz der kalten Nachtluft und des schneidenden Windes nur ein grobes gestreiftes Hemd und ein Paar leinene Hosen an, die beide schon bedeutende Risse zeigten, ein breiter Ledergurt um die Mitte, in dem ein Bowiemesser steckte, hielt beide zusammen, und ein alter Schlapphut nebst ein Paar groben Stiefeln vollendeten den eben nicht kostspieligen Anzug.

Jetzt kam ein furchtbarer Windstoß aus Osten und mit diesem stürzte eine wahre Sündfluth vom Himmel herab; — der Mann wickelte sich dicht in eine Buffalohaut, die er bis jetzt nur über die Schulter geworfen hatte und murmelte, ungeduldig werdend, unzusammenhängende Worte und Flüche.

„Ich will verdammt sein," — brummte er, ein Stück Kautaback in den Mund schiebend und seinen Zorn darin verbeißend, — „verdammt will ich sein, — wenn ich noch

länger warte. — Hundewetter! das! — Saß so warm und behaglich bei Piaza — und werde hieher gesprengt, um mich wie eine Wetterfahne in Wind und Regen auf einem Fleck herum zu drehen." —

In diesem Augenblicke hörte man an der Ecke den Schlag eines Nachtwächters, dem ein anderer Schlag in einiger Entfernung antwortete. Der Mann unterbrach sein Selbstgespräch, duckte sich bis zur Erde und kroch hart am Hause hin, um dasselbe herum bis an einen alten Schweinestall, in den er sich schnell aber geräuschlos hineinwarf. „Hund von einem Watchmann!" brummte er dabei, — „könntest bei solchem Wetter auch in dein Bett kriechen und schlafen, statt im Dreck herum zu patrouilliren, — der Mayor zahlt dir doch deine 40 Dollars am Ende des Monats."

Pfeifend ging jetzt der Watchmann am Hause vorüber mit den schweren Stiefeln durch den grundlosen Koth patschend, — und an der nächsten Ecke den Schlag wiederholend; — den man noch zwei oder drei Mal, aber jedes Mal in weiterer Entfernung hören konnte.

„Es ist der Gottlieb, der bairische Tölpel," — brummte der Mann im Buffalofell, indem er vorsichtig aus dem Schweinestall heraussstieg, — „mit dem Hunde habe ich auch noch eine Rechnung abzumachen; — Zeit und Ort wären günstig gewesen, — aber nur Geduld! aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

Der Regen hatte jetzt aufgehört, — nur der Wind pfiff noch schneidend kalt vom Illinois-Ufer herüber, — und die schnell dahin eilenden Wolken schienen sich vor seinem Drängen zu flüchten.

Von der Cathedrale hörte man schwach zwei Uhr schlagen. „Ich will verdammt sein, wenn ich noch eine

Minute warte," brummte jetzt ungeduldig der Mann, drückte seinen Filz in die Augen und hatte schon einige Schritte gemacht, — als er plötzlich in der lautlosen Nacht ein Geräusch hörte, wie wenn mit Stahl und Stein Feuer geschlagen würde. Wie festgehalten blieb er stehen und horchte, — das Geräusch wiederholte sich, — dann wieder Stille, — der Mann horchte, jetzt hörte man zum dritten Male deutlich Feuer schlagen. — Mit einem Satze war der Mann in der Buffalohaut wieder auf seinem alten Posten am Hause, zog Stahl und Stein aus seinem Gürtel und schlug ebenfalls drei Mal, jedes Mal mit drei Schlägen, Feuer.

Lautlos öffnete sich kaum halb ein Fensterladen in dem unbewohnten Hause, — und hinter demselben sah man den Schatten eines Kopfes, — allein die Finsterniß im Hause selbst, der Fensterladen hinter dem der Andere sich barg und die dunkle Nacht ließen weder Kleidung noch Gesichtszüge erkennen. „Von wo der Wind?" flüsterte es aus dem Hause. — „Von Aufgang!" antwortete der Mann außen. „Seid ohne Sorgen, ich bins, — die Luft ist rein; — aber Ihr habt mich verdammt lange warten lassen."

— „Wär'st doch fortgegangen, wenn Dir die Zeit zu lange währte," kicherte es höhnisch von drinnen.

— „Ich will verdammt sein," brummte der Mann, „wenn ich nicht eben im Begriffe war es zu thun."

— „Du wärst schon wieder gekommen, mein Junge!" lachte es hohl hinter dem Fensterladen hervor. — Jetzt aber sprich, — hast Du meine Aufträge besorgt?"

— „Alle!"

— „Du warst in der Jail?"

— „Heute. Ich habe einen Wagen Kohlen hinge-

führt, und mir beim Abladen, wie Ihr wohl denken könnt, gehörig Zeit gelassen. William konnte ich nicht zu Gesichte kriegen, aber dem langen Conrad gab ich das verabredete Zeichen. Morgen Nacht wird er wohl frei sein."

— „Und wie stehts mit der Bande?"

— „Die habe ich beisammen," rapportirte der Mann, „lauter Teufelskerle, — keiner darunter, der nicht zehn Mal den Ehrenplatz auf Duncans Island und den letzten Liebesdienst vom Counti-Marschall verdient hätte. Was sollen sie?"

— „Das wirst Du erfahren, wenn es Zeit ist," flüsterte es durch den Fensterladen, — „jetzt etwas Wichtigeres, — mache Dir morgen an der Levee zu schaffen, — bleibe am oberen Ende, wo die New-Orleans-Boote anlegen. Im Laufe des Tages wird der Missouri heraufkommen mit vielen Einwanderern, — unter ihnen eine deutsche Familie, Namens Böttcher, — Mann, Frau, zwei Söhne und eine Tochter, dann noch eine alte Großmutter und ein paar kleine Kinder. Mache Dich an sie, hilf ihnen ihr Gepäck tragen und melde mir morgen Nacht wo sie wohnen. — Verstanden?"

— „Ja!"

— „Nun, dann gute Nacht." Der Fensterladen wollte sich schließen, aber der Mann von außen hielt ihn zurück, um ihn wieder aufzureißen, — ließ ihn aber mit einem dumpfen Schrei schnell wieder fahren und zog seine Hand zurück, aus der dicke Blutstropfen herausquollen. „Was willst Du noch?" krächzte es von drinnen.

— „Der Teufel hole Euch und Eure ganze Brut!" brüllte der Verwundete dumpf, das Blut aus der Wunde saugend; — „seid Ihr denn des Henkers, daß Ihr mir um nichts und wieder nichts ein Stilet durch die Hand bohrt."

— „Warum faßtest Du den Laden an? — Du kennst unsere Verabredung, — Du dienst mir, ich bezahle Dich, — bezahle Dich gut, — aber Du darfst mich nicht sehen, darfst nicht wissen, wer ich bin, — und vor Allem mir nie näher kommen, als ich will. Der Nähnadelstich wird bis übermorgen zugewachsen sein, — nimm Dich aber künftig in Acht, denn ich habe auch andere Waffen, — und besonders ein allerliebstes Messerchen mit Indianergift bestrichen, — ein Hautritz damit und in fünf Minuten ist der Mensch todt. — Also — was wolltest Du noch?"

— „Ich habe keinen Cent Geld," murmelte der Mann im Buffalofelle.

— Wie immer. — Gut, Du sollst wieder etwas auf Abschlag bekommen. Geh!"

— „Ohne Geld?"

— „Ich sage Dir: Geh! — und: Du sollst es bekommen."

Der Fensterladen schloß sich jetzt rasch und geräuschlos, — alles war todtenstille, — der Mann wartete noch eine Weile, als aber alles stille blieb, wandte er sich mit den Worten: „Alter Knauser! immer versprechen und nie geben, — mich hast Du zum letzten Male gesehen!" — zum Gehen. In diesem Augenblick hörte er ein Geräusch und vom Dache des Hauses rollte ein kleines weißes Päckchen herab, gerade vor ihm auf die Straße fallend. Rasch hob er es auf, wickelte begierig das Papier auseinander, und ließ die Dollars, die darin waren, wohlgefällig durch die Finger gleiten. „Zehn Dollars!" schmunzelte er, hm! der Teufel ist nie so schwarz, als man ihn an die Wand malt."

Es schlug jetzt drei Uhr, — der Mann strich rasch im Schatten an den Häusern hin, — erreichte bald die

Gaswerke und watete nach Dunkans Island hinüber. — Ein kleines Nothdach aus Brettern und Pfosten zusammengestoppelt, deckte hier eine Sandgrube, — der Mann stieg hinein, wickelte sich fest in seine Buffalohaut, streckte sich auf das feuchte Sandlager und — bald hörte man ihn dumpf schnarchen.

II.

Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth,
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, — und ein Gott hat Erbarmen.

Es war am 15. April 1849, — ein heiterer schöner Frühlingstag war eben angebrochen und die zwar noch matt wärmende, aber hell und freundlich scheinende Sonne stieg eben über dem östlichen Ufer des Mississippi empor und beleuchtete mit magischem Lichte den im Morgennebel dampfenden Fluß. Ernst und majestätisch rollte der Vater der Ströme daher, mit riesigen Eichen, die er forttrieb, wie mit Strohhalmen spielend, während hie und da noch eine vereinzelte, spät aus einer Uferbucht losgerissene Eisscholle, sich drehend, dahergaukelte, um bald in den wärmeren Graden des Südens in Nichts zu vergehen. Es war noch früh am Tage, — an beiden Ufern noch Alles stille, nur hie und da hörte man die rüstigen Axtschläge der Holzfäller und von Zeit zu Zeit rauschte ein alter Hickory oder eine alte Eiche, vom Beile des Ansiedlers gefällt, mit prasselndem Lärm zur Erde nieder, in ihrem Falle die jungen Bäume und das Gesträuch rings umher

zerknickend. Hie und da knallte wohl auch ein Schuß, vom Echo tausendfältig, wie Donnergerolle wiedergegeben, in den Hügeln und Prairien, und ein stattlicher Hirsch stürzte, um nie wieder aufzustehen, — oder ein plumper Türkey purzelte vom Baume, auf dem er sein letztes Verdauungsschläfchen gemacht, tödtlich getroffen herab, dem gewandten Jäger ein willkommener Festbraten.

Aber was waren diese einzelnen bald verhallenden Töne, gegen die Tiefe majestätische Stille, die rings auf der Gegend ruhte und die großartige Naturscene eben so ernst und feierlich machte. Nur der, der den alten Flußvater im leichten Skiff bereist hat, oder der als rüstiger Fußwanderer an seinem Ufer hinstreifte, oder der die romantisch-abenteuerliche Fahrt von 4 bis 5 Wochen auf einem Flat-Boote nach New-Orleans hinab machte, weiß die großartige, imponirende Schönheit des Mississippi und seiner Ufer zu würdigen, — ein Genuß, den man verliert, wenn man, wie gewöhnlich, die Reise auf einem jener lärmenden, schnaubenden, rauchenden und qualmenden Dampfboote macht, mit ihren bunt zusammengewürfelten Cajüten-Passagieren voll Langeweile und Ueberdruß, mit den, wie Schafe zusammengepferchten, Einwanderern im Decke, mit den schwarzen Stewards und dunkelrothen Feuerleuten, der unerläßlichen Bar, den obligaten drei Galop-Mahlzeiten, der melancholischen Schiffsglocke und der Jedermann stets vorschwebenden angenehmen Aussicht mit dem explodirenden Kessel eine halsbrechende Luftreise zu machen.

Eines dieser Dampfschiffe, die stattliche Sarah, unter dem alten, wackern Capitain Young, bog jetzt, den Fluß heraufarbeitend, um eine Inselecke herum, aus dem schmalen Fahr-Canal wieder in den breiten Fluß einlenkend. So

still und feierlich die Gegend war, so lebhaft und tobend ging es am Bord zu. Oben im Salon läutete der aufwartende Neger mit gellendem Glockengebimmel Alles zum Breakfeast zusammen, — die Thüren der State-Rooms klappten rasch nacheinander wie die Schlagbretter einer Walkmühle, die Passagiere waren es, die eiligst (wie denn auf Dampfschiffen Alles in Eile geschieht, obwohl man Zeit genug hat), aus ihren Cabinen herbeieilten und an die reich bedeckte Tafel stürzten, während die Damen, mit noch etwas schläfrigen Augen, aber von der frischen Morgenluft leicht gerötheten Wangen aus dem Damen-Salon hervorkamen und am oberen Ende der Tafel rechts und links vom Capitain die Ehrenplätze einnahmen.

Während nun oben Alles mit einer Hast, die dem Neuling unerklärlich bleibt, über das Essen herfiel, den glühend heißen Kaffee hinabgoß, wie der unverbrennbare Spanier, berühmten Andenkens, geschmolzenes Blei trank, während Beafsteaks und Cotelettes in wenigen Secunden verschwanden, als ob sie nie dagewesen wären, und dieses Herabschlingen im Galop, stumm und lautlos, nur vom Geklapper der Messer und Gabeln auf den Tellern begleitet, mit einer Eile vor sich ging, als hätte jeder der Passagiere in der nächsten Minute Millionen zu verlieren, — war es unten im Decke nicht minder lebendig. — Die vielen deutschen und irischen Einwanderer, die das Schiff trug, waren emsig mit ihrer Toilette beschäftigt, — Eimer an Stricken wurden in den Fluß herabgelassen und mit dem Inhalte der Kohlenruß und Staub von den rauhen Gesichtern gewaschen, die Kinder wurden, während sie ihr Morgenbrod aßen, gekämmt, — ein kleiner Handspiegel, einem Berliner Conditorgehülfen gehörend, das einzige Luxus-Möbel im Decke, wanderte von Hand zu

Hand und hie und da experimentirte eine ungeübte Hand im Selbstrasiren, wobei es an fürchterlichem Gesichterschneiden und barbarischen Schnitten in Kinn und Oberlippe nicht fehlte. Die Weiber machten sich über ihre Gepäckkisten und suchten reine Wäsche und die besten Kleider hervor, — überall wurden die Falten weggepreßt, die Flecken ausgebürstet, — kurz die ganze schwimmende Bevölkerung schien sich auf ein festliches Ereigniß vorzubereiten.

Und so war es auch, — denn erstens war heute Sonntag und zweitens sollte das Boot noch vor Abend St. Louis erreichen, das langersehnte Reiseziel der meisten Einwanderer im Decke. Zwei Monate lang waren sie in dem dumpfigen betheerten Zwischendecke eines Kauffahrers, wie aufgestapelte Waaren, nicht wie Menschen, auf dem atlantischen Ocean herübergeschwommen und nach einem Tage der Rast in New-Orleans führten sie jetzt schon wieder acht Tage lang das unerfreuliche, an Entbehrungen und Unannehmlichkeiten so reiche, Schiffsleben im Decke eines Mississippi-Dampfboots. Kein Wunder, wenn die wackeren an Thätigkeit und Arbeit, an freie Luft und Bewegung gewöhnten Leute, den harten Zwieback und das zähe Salzfleisch, den Kohlen- und Theergeruch, das dumpfige, luftlose Zusammenleben in beengtem Raume und vor Allem den, Geist und Körper abspannenden, Müßiggang und die Langeweile des Schiffslebens herzlich satt hatten und sich nach ihrem Bestimmungsorte, nach Arbeit und Thätigkeit, nach frischer Luft und einem freieren Raume sehnten.

Auf dem flachen, breiten Hintertheile des Bootes stand ein junger Mann, anscheinend in den Zwanzigern, sein langes hellbraunes Haar fiel in natürlichen Locken

auf die breiten, vollen Schultern herab, sein heller Blick sah frisch und frei in die Welt hinaus, sein von Luft und Sonne etwas gebräuntes Gesicht verrieth, daß er schon schweres Lehrgeld in der Schule des Lebens gezahlt habe und bisher nicht auf Rosen gebettet war, — aber sein mildes, sanftes Auge und ein gutmüthiger, freundlich lächelnder Zug um den Mund zeigten auch, daß der junge Mann im Sturme und Drange des Lebens ein warmfühlendes treues Herz und ein lebhaftes Gefühl für das Schöne und Gute bewahrt hatte. Er hatte sein Röckchen über der Brust fest zugeknöpft, denn der Morgenwind blies kalt aus Osten herüber, — der Hals aber war frei und ein umgeschlagener kleiner Hemdkragen von einem leicht umgeworfenen schwarzen Tuche zusammengehalten, eine lackirte Mütze mit knapp an der Stirne anliegendem Schirm, gaben dem jungen Manne ein recht hübsches, einnehmendes Aussehen.

— „Was meint Ihr wohl, Landsmann," sagte er, sich jetzt zu einem Schiffsmanne wendend, der auf den Bordplanken saß und eine riesige Portion dampfenden Kornbrodes mit Speck verzehrte, — „was meint Ihr wohl, wann wir nach St. Louis kommen?"

— „Hm! weiß nicht," — entgegnete dieser, sein emsiges Kaugeschäft nicht unterbrechend, — „kümmere mich nicht darum, — ist des Capitains und des Pilots Sache, das! — Können's aber auch nicht wissen, die, — denn ich erinnere mich noch an die Liberty, — war ein stattliches Boot und schwamm den Fluß hinunter, so sicher und schön, wie irgend ein Steamer in den Vereinigten Staaten. War auch darauf und es war bei Bayou Sara, — denk's wie heute, — ruft ein Mann den Capitain vom Ufer an: „Hoho! braucht Ihr Holz?" — und der

Capitain schreit zurück: „Brauch' keins, — bin in drei Stunden in New-Orleans." — Hat's kaum gesagt, — pums! fliegt der Kessel in die Luft und wir alle ins Wasser. — Rechne, daß ich damals geschwommen bin, wie eine Ente, — der Capitain aber ersoff und kam nicht mehr nach New-Orleans, eben so wenig wie die Liberty."

— „Wenn wir aber keinen Unfall haben," lächelte der junge Mann, „meint Ihr, daß wir heute noch St. Louis erreichen?"

— „Denke wohl!" murmelte der Andere. „Hab' eine Notion, daß wir Chester schon passirt haben, — und rechne, wenn nichts geschieht, was den Insurance-Compagnien Kummer machen kann, daß wir Nachmittags dort sind."

Ein plötzlicher Lärm unterbrach jetzt das Gespräch, rasche Schritte eilten von allen Seiten dem Hinterdecke zu und der Ruf: „Ein Mensch im Wasser!" tönte schauerlich vom Pilothause herab. „Stob!" donnerte des Capitains Stimme in den Maschinen-Raum hinab; — das Glöckchen des Ingenieurs bimmelte und die Räder drehten sich langsamer und langsamer, während der Dampf zischend zum Ventile hinaussprudelte.

„Um Gotteswillen, mein Fritz! mein Fritz!" jammerte jetzt eine Frauenstimme; „Bruder! er ertrinkt!" schrie ein todtenblasses Mädchen; „Helft, rettet!" — „Ein Boot!" — „Einen Strick!" ertönte es von allen Seiten. Der Knabe, denn ein solcher war es, der beim Wasserziehen das Uebergewicht bekommen und mit dem Eimer hinabgerissen worden war, kämpfte indessen mit den Wellen, aber bald gab er den Kampf auf und trieb mit dem Strome, sich durch einzelne Bewegungen, die den Natur-

schwimmer verriethen, auf dem Wasser erhaltend. Das Dampfboot schwamm ihm jetzt, da die Maschine nicht mehr arbeitete, langsam nach, während auf dem Sturmdache, auf den Gallerien und am Hinterdecke alle Reisende dicht zusammengeschaart, mit den verschiedensten Gefühlen dem Todeskampfe des unglücklichen Opfers zusahen, — das bald die Kräfte verlieren und untergehen mußte.

Was wir hier in vielen Zeilen, und doch nur undeutlich, beschreiben mußten, war in der Wirklichkeit nur das Ereigniß eines Augenblicks, der Ruf, die Schreie, das Stillstehen des Bootes, das Herbeieilen der Menschen, — alles dies erfolgte fast zugleich, — und mitten aus diesem tumultuarischen Chaos hörte man plötzlich eine Stimme klar und hell rufen: „Fahrt mich mit dem Boot nicht in den Grund, — und wenn's Noth thun sollte, werft mir ein Seil zu! Ich wag's."

Und gleich darauf hörte man einen schweren Fall in den Wellen, die schäumend emporrauschten, — bald aber sah man einen Kopf und ein Paar rüstige Arme auftauchen und den jungen Mann, den wir am Hinterdecke in seinem Gespräche belauscht hatten, mit mächtigen Schwimmstößen dem ertrinkenden Knaben hinab nachsteuern. Der Knabe war noch immer oben auf; — man sah, daß er als Schwimmer seine Kräfte sparte und auf Hülfe vom Boote hoffte; der junge Mann war noch etwa eine Meile von ihm.

Das todtenblasse blonde Mädchen, deren Schrei: „Bruder! er ertrinkt," alle Herzen erschüttert hatte, war jetzt auf den äußersten Rand des Bootes hinausgetreten: „Auch er!" stöhnte sie aus schwer gepreßter Brust, „auch er, — er und der Bruder! Beide verloren!" — So stand sie mit den im Winde flatternden Locken, den ververzweifelnden Blick auf die ungeheuere Wasserfluth und

die darin auftauchenden und wieder verschwindenden Köpfe ihrer Lieben gerichtet, mit wogendem Busen und klopfenden Pulsen, die Hände krampfhaft ausgestreckt nach den Lieben, die da unten mit Tod und Untergang kämpften. Der Vater und die Mutter des ins Wasser gefallenen Knaben knieten, keines Wortes mächtig, neben dem Mädchen am Rande und schwere dicke Thränen rollten über die gefurchten Wangen herab.

„Hm!" brummte der Schiffsmann, mit dem der Jüngling eben noch gesprochen hatte, „hatte solche Eile nach St. Louis zu kommen, und jetzt, — ich rechne, er schwimmt zurück nach New-Orleans oder noch weiter. — Calculir', daß man nie etwas vorauswissen kann."

„Acht gegeben!" rief der Capitain, „laßt die Räder hie und da eingreifen, sonst treiben wir zu schnell hinab und fahren sie in den Grund."

„Haltet das Seil bereit!" commandirte der Mate.

„Rechne, daß er kein Seil auf dieser Welt mehr brauchen wird," brummte der Schiffsmann, sein Frühstück ruhig beendigend.

In diesem Augenblicke schrie das Mädchen helllaut auf, — denn der Kopf ihres Bruders war plötzlich verschwunden und es schien, der Knabe sei untergegangen; — der junge Mann schien das auch zu glauben, denn man sah, wie er mit verdoppelter Geschwindigkeit die Schwimmstöße beschleunigte. Der Knabe war aber nicht untergegangen, sondern hatte sich an einem herabschwimmenden Baumstamme angeklammert, der ihn den im Boote Stehenden verdeckte.

— „Möchte wohl einen Dollar wetten, — er kömmt heraus!" sagte ein langer sonnverbrannter Arkansasmann im blauen Blanket mit dem langen Riffle zwischen den

Beinen auf dem Sturmdache sitzend und den braunen Tabakssaft freigebig auf die Untenstehenden herabspritzend, zu seinem Nebenmann.

— „Setz' auch zwei Dollars dagegen, — sie bleiben Beide d'rin," antwortete dieser.

— „Hm! scheint doch, daß der Junge 'nen Snag erwischt hat. Kann sich also anhalten, bis der Andere kömmt."

— „Denke," entgegnete der Andere, „daß das gerade sein Unglück ist, — seht Ihr den großen Stamm, der da herabschwimmt, kömmt dicht an ihn heran, sollt sehen, — zerquetscht ihn, wie 'nen Strohhalm."

— „Wette, daß nicht; — gilt's? rief der erste Arkansier und warf seinen Dollar auf's Sturmdach, — „er kömmt heraus."

— „Es gilt!" sagte der Andere, ebenfalls seine Dollars hinwerfend, „er kömmt nicht heraus."

Jetzt erhob sich auf dem ganzen Schiffe ein freudiges Murmeln, das anschwoll und in den allgemeinen Ruf ausbrach: „Er ist bei ihm. Er hat ihn!" Und so war es in der That, der junge Mann hatte den Knaben erreicht und hielt sich nebst ihm am Baumstamme, mit der einen Hand dem Boote zuwinkend.

„Setzt das Boot aus!" commandirte der Capitain. Rasch geschah es und pfeilschnell glitt das Boot den Strom hinab, gewandt den Baumstämmen ausweichend. Bald erreichte es den Jüngling und den Knaben, — und als sie nun im Boote waren und der Mate, der das Boot geführt hatte, jubelnd mit dem Hute winkte, da brach auf dem Schiffe ein laut donnerndes Hurrah aus, — der Vater und die Mutter des geretteten Knaben umarmten alle Leute und weinten vor Freuden, das blonde blasse

Mädchen aber, von Schreck, Aufregung und dem Wechsel der Gemüthsbewegungen erschüttert, war auf die Kniee gesunken und flüsterte still entzückt: „Gerettet, — Beide gerettet."

Wir überlassen es der Phantasie unserer Leser, sich selbst den freudigen Eindruck der Scene zu schildern, als der abwärts treibende Dampfer jetzt das gegen den Strom rudernde Boot erreichte, dieses vorsichtig am zugeworfenen Seile sich heranziehen ließ, endlich Alles wieder an Bord war und Retter und Geretteter von Allen umringt, begrüßt, umarmt und geküßt wurden. Während die Eltern um den Knaben beschäftigt, trockene Kleider für ihn heraussuchten, und mit liebender Angst nach seinem Befinden fragten und ob er keinen Schaden genommen, stand der junge Mann allein an dem nun leeren Hintertheile des Bootes, strich sich das Wasser aus den Haaren und sah nach seinem Rock, den er abgeworfen hatte, als er ins Wasser gesprungen war. — Das blasse Mädchen trat jetzt auf ihn zu, faßte seine Hand und sagte mit dem tiefsten Ausdrucke des Gefühls: „Herr Karl! ich vergesse Ihnen das in meinem Leben nicht. Ich habe immer geglaubt, daß Sie ein guter Mensch sind, jetzt weiß ich es gewiß."

— „Marie!" sagte der junge Mann, „Sie belohnen mich reicher, als ich es verdient habe. — Ich war ja schon glücklich, da es Ihr Bruder war, den ich retten konnte."

— „Hört, Landsmann," trat jetzt der Schiffsmann heran, „hab' eine Notion, daß Euch nach Eurem kalten Bade ein Glas Whisky nicht unangenehm sein könnte. — Schlag Euch vor, eins mit mir zu trinken."

— „Ich danke Euch!" entgegnete Karl, unwillig über die Störung.

— „Aha! merks wohl," meinte die Theerjacke, „mögt den Whisky nicht, ist Euch zu ordinair. — Nun, soll mir auf einen Brandy-Punch mit Sherry auch nicht ankommen, — aber treaten muß ich Euch, — Gott verdamm' mich, Ihr seid ein ganzer Kerl."

— „Gentleman!" sprach jetzt der lange Arkansasmann zu Karl, Ihr habt mich zwei Dollars gewinnen machen und es ist nicht mehr als billig, daß Ihr mit dabei seid, wenn sie vertrunken werden, wie sich's nach einer Wette gehört. Also kommt zur Bar, wenn's Euch gefällig ist."

Des jungen Mannes Protestiren half nichts, — eine lustige Schaar von Trink-Cumpanen nahm ihn in die Mitte und die Treppe hinauf ging es zur Bar.

III.

So laß mich denn, du Himmlische! dir sagen,
Daß alle meine Pulse für dich schlagen,
Daß du geliebt wirst, wie kein Weib auf Erden.
Morin.

Die Sonne sank purpurroth hinab hinter dem hohen Plateau der Common fields und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Kuppel des Courthauses und die vielen Kirchthürme, die schlank und leicht zwischen dem qualmenden Häusermeere von St. Louis emporstiegen, als die Sarah sich schnaubend und die Wellen peitschend dem Arsenale näherte.

Alle Reisende hatten sich auf dem vorderen Theile des Schiffes zusammengedrängt, um den schönen Anblick zu genießen, den St. Louis den auf dem Wasser oder von

Illinois Kommenden bietet, — jetzt nahte der Dampfer dem südlichsten Theile von St. Louis, — das Arsenal mit seinem schattigen Parke und seinen eben erst aus dem mexikanischen Kriege zurückgekehrten Feldbatterien darin, die hinter demselben emporsteigenden Hügel mit freundlichen Landhäusern und kleinen Wirthschaftsgebäuden bedeckt, zeigten sich dem Blicke, und zwischen dieser Hügelreihe und dem Flusse dehnte sich die unabsehbare Häusermasse der Stadt aus, deren Ende sich im mattrothen Abendnebel verlor, während die Rauchfänge und Masten von mehr als hundert Dampfbooten einen rauchenden und qualmenden Wald längs der weitgestreckten Levee hin zu bilden schienen.

Auf dem Vordertheile des Bootes, das jetzt seine Richtung gegen das Illinoisufer nahm, um erst bei Illinoistown in das Fahrwasser am Bloody Island einzubiegen, sehen wir die deutsche Einwanderer-Familie wieder, mit der wir schon diesen Morgen Bekanntschaft machten. Der Mann, Vater Böttcher, wie ihn die Andern nennen, blickt mit ängstlicher Spannung nach dem Ufer, als erwarte er dort theure Bekannte zu sehen, die ihn begrüßen würden; seine Frau, im schlichten aber reinlichen Anzuge, steht, ihre Hand auf seine Schultern gelegt, neben ihm und blickt mit Neugier und Erstaunen auf das neue Schauspiel, das sich ihr darbietet, der gerettete Fritz, ein 13jähriger Knabe, schmiegt sich an die Mutter an, während ein Schwesterchen von 7 Jahren, noch wenig berührt durch die wehmüthig ernsten Gefühle, die alle Einwanderer bei dem Anblicke der neuen Heimath ergreifen, sich kindisch über das Wehen der Sternenflagge am Vordersteven freut. Joseph, der ältere Sohn, ein 16jähriger starker Junge, und die 17jährige Marie, kauern neben der alten Groß-

mutter, die in der Mitte der Familiengruppe auf einem schlichten Feldstuhle sitzt und den starren Blick nicht vom Ufer abwenden kann. Die alte Frau, obwohl erst 70 Jahre alt, scheint weit älter, Kummer und Sorgen haben in ihren Gesichtszügen tiefe Furchen gegraben, das spärliche weiße Haar deckt kümmerlich die faltenreiche Stirne, die mageren knochigen Hände verrathen durch ihr Zittern das Alter und die Leiden der Matrone, — aber das kleine graue Auge ist noch hell und lebhaft und in diesem Augenblicke scheint sich die ganze körperliche und geistige Kraft der Alten in ihren Sehnerven concentrirt zu haben, und weit hervortretend aus den tiefen Augenhöhlen sendet ihr in stiller Freude erglänzendes Auge wehmüthige Liebesgrüße dem immer mehr nahenden Ufer zu.

So saß sie nun schon zwei Stunden auf demselben Platze, auf den sie sich führen ließ, als die Sarah sich nur noch wenige Meilen von der Stadt befand, und unverwandt hatte sie die Blicke auf das vorübergleitende Ufer geheftet, als suche sie alte Eindrücke zu erneuern und längst schlummernde Erinnerungen wieder zu erwecken.

Als die ersten Häuser von St. Louis sichtbar wurden, stieg die Anfregung der alten Frau aufs Höchste, pochend schlug ihr Herz, sie athmete ängstlich und laut, — aber je näher der Dampfer herankam, je trauriger und bekümmerter wurden ihre Gesichtszüge, und Angst und Zweifel schienen an die Stelle der Freude und Hoffnung zu treten.

— „Großmütterchen!“ sagte Marie jetzt, „da ist St. Louis, die Stadt Deiner Jugend, wo Du geboren wardst; — ach! wie mußt Du Dich freuen, sie wieder zu sehen.“

— „Kennst Du die Orte wieder, Großmutter?“ fragte Joseph, sich über die Alte beugend, — „nicht wahr? es mag sich wohl Vieles verändert haben.“

Aber die Alte schüttelte unwillig und traurig den Kopf und murmelte mit ängstlicher Hast: „Viele Häuser! — Viele Häuser! — Nichts als Häuser. — Mein Gott, wo ist die Prairie des Noyers?"

Und als das Schiff nun am Quai und an der langen Reihe der Dampfboote hineilte und zwei Böllerschüsse den wohlbekannten Hafen begrüßten, da schien der alten Frau das Herz zu brechen, zwei große Thränen rollten über die magern, abgehärmten Wangen, und im Tone des tiefsten Seelenjammers seufzte sie: „Nein! das ist nicht St. Louis, — das ist eine fremde Stadt; — wo ist die Rue des Granges? — Wo ist die Prairie des Noyers? Oh mein Gott!"

Vergebens bemühten sich Joseph und Marie die alte Großmutter zu erheitern, vergebens sprachen Vater Böttcher und seine Frau der armen Alten Trost zu, — sie sprach kein Wort mehr, sondern hatte die fleischlosen Hände vor die Augen gedrückt, als wolle sie die Wirklichkeit nicht sehen, die sie betrübte und sich zurückwiegen in alte, liebe Träume. — Der obere Theil der Levee war jetzt erreicht, der Hafen-Inspector ließ Platz machen für das neu ankommende Boot, das die Arbeit seiner Maschine einstellte und sich an den zugeworfenen Seilen zwischen dem vor einer Stunde auch von New-Orleans gekommenen Missouri und einem andern Boote hineinwinden ließ. — Des Sonntags wegen herrschte an der Levee nicht jenes geräuschvolle und stürmisch bewegte Leben, das unsere städtischen Flußufer an Wochentagen für jeden Andern, als den dort beschäftigten Geschäftsmann, unausstehlich macht, — die Quais waren leer und am Landungsplatze warteten nur einige Gepäckwagen der ersten Hotels, eine Anzahl Lohndiener, Boardingwirthe und Trä-

ger, — ferner einige überall anwesende Mitglieder des großen Loafer-Corps, leichtfüßige und leichtfingrige Gesellen, denen die Ankunft eines Bootes mit „Grünen" stets eine erwünschte Gelegenheit bietet, auf ehrliche oder unehrliche, jedenfalls aber auf leichte Weise, ein profitables Geschäftchen zu machen.

Die Cabin-Passagiere eilten rasch ans Ufer, — einige wurden von sie erwartenden Freunden und Bekannten empfangen und heimgeführt, andere stiegen in ein Cap, oder eilten mit ihrem Reisesack die wohlbekannten Straßen hinauf, während die Einwanderer im Decke nun, wo sie endlich am Ziele ihrer Reise waren, ängstlich die Stadt anstarrten, und verlegen zögerten, als fürchteten sie sich ans Land zu gehen.

Der Clerk des Schiffes, der nun herabkam und den Rathlosen erklärte, das Gepäck könne, der Sonntagsfeier wegen, heute nicht, sondern erst am andern Morgen ausgeladen werden, rieth Allen, die keine Bekannte in der Stadt hätten, diese Nacht noch an Bord zu bleiben und eilte dann selbst schnellfüßigen Schrittes in die Stadt hinauf, um den Abend noch im Kreise alter Freunde und Bekannten zu verbringen. Nach und nach gingen einzelne Einwanderer ans Land, um Verwandte oder Bekannte aufzusuchen, andere ließen sich nach, ihnen in New-Orleans empfohlenen, Boardinghäusern führen, die Uebrigen suchten ihr Lager, und als es dunkel ward und die Gaslaternen aufflammten an den langen Häuserreihen, war es auf dem früher so geräuschvollen Dampfboote stille und öde geworden.

Vater Böttcher, seine Frau, Marie und Joseph saßen noch auf Kisten und Säcken auf dem Decke und sprachen

von der nächsten Zukunft, während die alte Großmutter und die Kinder schon lange auf dem harten Lager ruhten.

— „Da wären wir glücklich, sagte Böttcher, in der neuen Heimath für Euch Alle, — ich möchte wohl sagen, auch für mich neu, obwohl ich hier geboren bin, — denn so sehr ich mich auch anstrenge die Erinnerungen meiner Kinderjahre zurückzurufen, so sehe ich doch auch nicht einen Gegenstand, der mir alte bekannte Eindrücke erweckt. Ich war zwar nur ein Junge von acht Jahren, als ich diese Gegend verließ, ungefähr in Lottchens Alter, — aber doch scheint mir Alles ganz anders, als ich mir es sonst wohl zurückträumte, — selbst der Fluß und die Ufer, — Alles, Alles kömmt mir fremd und neu vor."

— „Aber doch gewiß schöner, als damals, lieber Anton!" bemerkte Böttchers Frau, „bedenke doch nur, es sind jetzt 47 Jahre her, und da mag sich wohl Vieles verändert haben."

— „So ging es auch der Großmutter," fiel Joseph ein, „sie klagte immer: das sei St. Louis *nicht*."

— „Und sie jammerte recht bitterlich," setzte Marie hinzu, und wollte sich gar nicht trösten. Vorhin als ich im Schiffsraume war und glaubte, die Großmutter schliefe längst, da hörte ich sie im Dunkeln still weinen. „Fehlt Dir etwas, Großmütterchen?" fragte ich sie. „Nein, nein!" gab sie mir zur Antwort, „ich will jetzt schlafen, wecke mich nicht, — ich will schlafen und träumen von dem alten St. Louis, denn das St. Louis, das ich heute gesehen habe, kenne ich nicht."

— „Es ist recht sonderbar mit der Mutter," nahm Böttcher wieder das Wort, — „sie ist doch hauptsächlich die Ursache, daß wir auswanderten und hierher zogen. Seitdem der Vater todt ist, sprach sie immer und immer

nur von St. Louis und wie sie dort sterben wolle, wo sie geboren sei. Alle Tage ward ihre Sehnsucht größer, endlich wurde sie krank und siech und der Doktor meinte, wenn wir die alte Frau am Leben erhalten wollten, so sollten wir nach ihrem Willen thun und sie nach Amerika bringen lassen."

— „Ja, und allein konnten wir sie doch nicht hinüberreisen lassen," setzte Frau Böttcher hinzu.

— „Gewiß nicht, Elise, gewiß nicht," meinte Böttcher, „und da die Zeiten immer schlechter wurden und das Leben in der alten Heimath immer unerfreulicher, — und da es mich auch immer herüberzog, so verkauften wir das Bischen Hab und Gut und packten auf und wanderten aus, wie so viele Tausend Andere."

— „Und wißt Ihr noch, Vater," fiel Marie ein, „wie Großmütterchen, so wie sie das hörte, gesund ward und bald das Bett verließ und rüstig mithalf beim Einpacken und Vorbereiten. Es war wirklich wunderbar anzusehen."

— „Gewiß," entgegnete der Vater, „und wie wir einmal an Bord waren, war sie wie umgewandelt, — ich hatte der alten Frau wegen Besorgnisse für die Seereise gehabt, aber sie ertrug alles Ungemach und alle Entbehrungen besser als wir."

— „Ja, aber warum sehnte sich denn die Großmutter so sehr nach Amerika?" fragte Joseph.

— „Hm!" meinte Böttcher, „das hat sie uns nie klar gesagt, — sie meinte nur immer, sie müßte hin, — und auch uns würde es nicht reuen. Aber jetzt laßt uns zur Ruhe gehen, Kinder! morgen gibts einen schweren Tag für uns. Also gute Nacht."

— „Und glückliche Träume, — denn die Träume der

ersten Nacht in der neuen Heimath werden wahr," sagte lächelnd die Mutter.

Alles erhob sich und suchte die bescheidenen Lagerstätten im Schiffsraume, nur Marie blieb noch, in tiefe Gedanken versunken, sitzen.

Lange hatte sie so gesessen und wachend geträumt, als eine schlanke Gestalt über die Planke vom Ufer auf das Boot eilte und bald vor Marien stand. Es war der junge Mann, der Lebensretter ihres Bruders, — er schien bewegt und aufgeregt.

— „Marie!" sagte er, von dem schnellen Laufen rasch und hörbar athmend, „gut, daß ich Sie noch wach und allein finde, um so offener kann ich mit Ihnen sprechen. Meine Hoffnungen und Pläne haben eine unerwartete Wendung genommen; ich dachte hier in St. Louis meine alte Mutter zu finden, und ebenfalls hier zu bleiben, um so," fügte er leiser hinzu, „noch länger in Ihrer Nähe weilen, vielleicht Ihnen nützlich sein zu können, aber —"

— „Ist Ihrer Mutter etwas zugestoßen, Herr Karl?" fragte Marie besorgt.

— „Nein! aber sie ist nicht mehr in St. Louis, — sie ist bei einer verheiratheten Schwester in Rock Island, — krank, wie ich so eben gehört habe und sehnlichst wünschend, mich noch ein Mal zu sehen."

— „Oh, eilen Sie schnell zu ihr!" bat Marie.

— „Das will und muß ich, Marie!" entgegnete Karl, „so schwer und hart mir auch die Trennung von den Ihrigen und — von Ihnen wird. Morgen mit Tagesanbruch geht ein Boot den Fluß hinauf, — ich habe mich sogleich einschreiben lassen, und kam so schnell, um Sie noch wach zu finden und Abschied nehmen zu können."

— „Morgen schon!" lispelte unwillkürlich seufzend Marie.

— „Morgen, Marie! und darum eben muß ich mir ein Herz nehmen und offen mit Ihnen sprechen. Ihre lieben Worte von diesem Morgen geben mir den Muth dazu. Marie! es wird Ihnen gewiß nicht entgangen sein, welchen tiefen Eindruck Sie von dem ersten Tage, wo wir uns an Bord trafen, auf mich gemacht haben. Auch Sie schienen mir nicht unfreundlich gesinnt zu sein. Marie! ich bin ein gerader, ehrlicher Mensch, — ich kann keine schönen Worte machen, — aber ich frage Sie treu und herzlich: Marie! würden Sie mich wohl ein bischen lieb haben können?"

— „Herr Karl!" seufzte Marie leise mit niedergeschlagenen Augen.

— „Ich habe Ihnen noch keine Zukunft zu bieten; Marie, aber ich werde unermüdet arbeiten und streben, und der Gedanke, daß Sie der Lohn meiner Mühen sind, wird mich das Ziel erreichen lassen. Darf ich hoffen, Marie?"

— „Karl! — Sie überraschen mich, — wie hätte ich denken können, — doch nein!" setzte Marie sich ermuthigend hinzu, — „nein! Karl! ich will eben so offen zu Ihnen sprechen, wie Sie es gethan haben. Sie sind ein guter Mensch, — Sie waren uns auf der ganzen langen Reise ein treuer Freund, Sie haben meinem Bruder das Leben gerettet und uns Alle vor gränzenlosem Kummer bewahrt, — Sie werden auch eine brave Frau glücklich machen. — Ja, Karl, — wenn Sie sich eine bescheidene Existenz gegründet haben, und meine Eltern Ja! sagen, — dann — hier ist meine Hand, — dann bin ich die Ihrige!"

— „Marie! himmlisches Mädchen!" rief Karl, entzückt ihre Hand mit Küssen bedeckend, — morgen mit dem

Frühesten spreche ich noch mit Vater Böttcher und ehe ich Sie verlasse, sind Sie meine süße, verlobte Braut."

Die Liebenden hatten in dem Entzücken ihres Seelenaustausches nicht bemerkt, daß am Borde des neben der Sarah liegenden Missouri sich ein struppiger Kopf erhoben und ihrem Gespräche zugehorcht hatte. Bei dem Namen: Böttcher, machte der Horcher eine zuckende Bewegung, und eine rauhe, barsche Stimme schrie plötzlich herüber: „Mit Verlaub, mein zärtliches Pärchen! ist die Familie Böttcher am Bord der Sarah?"

Mit einem Schrei entsprang das erschreckte Mädchen, — Karl rief ihr noch ein: „Gute Nacht! meine süße, liebe Marie!" nach, dann aber wandte er sich gegen den Frager, der sich im anderen Boote hoch aufgerichtet hatte und sagte ärgerlich: „Ihr seid ein ungehobelter Geselle mit Euern tölpelhaften Fragen!"

— „Nichts für ungut, mein Junge," lachte es von drüben, „ich will verdammt sein, — wenn Ihr euch noch mehr zu sagen gehabt hättet und wenn ich auch noch drei Stunden gewartet hätte. Aber jetzt seid so gut, — auf eine Frage gehört eine Antwort. Ist die Familie Böttcher drüben an Bord?"

— „Ja!" entgegnete der junge Mann und eilte zurück ans Ufer. Der Mann drüben aber murmelte: „Well! wollen warten, bis es Tag wird," und streckte sich wieder zum Schlafe auf sein Buffalofell nieder. —

IV.

Die Nacht, die Nacht,
Die rabenschwarze Nacht!
Gesellen wacht!
Durchwacht die schwarze Nacht!
Die Wölfe, sie lauern und sind uns nicht fern,
Das Bellen der Hunde, sie hören's nicht gern.
Wauwau! Wauwau!

Preciosa.

Vielleicht sind Viele von unsern Lesern bei Spaziergängen schon in jenen südlichen Theil von St. Louis gekommen, der sich links von der Gravois-Road bis zu den Höhen von McHose und English's Cave hindehnt, und aus einem hügeligen Terrain voll Anhöhen und Vertiefungen, Abdachungen und Bodensenkungen besteht. Hier sind die Straßen wohl ausgelegt und auch auf allen Plänen gezeichnet und benannt, aber die Häuser stehen noch immer vereinzelt und abgelegen da, und höchstens etwa in zehn Jahren erst werden auch hier die Häuser dichter gedrängt sich zu wirklichen Straßen ordnen. Zu Anfange des Jahres 1849, wo unsere Erzählung beginnt, war aber die Zahl dieser Häuser noch viel geringer als jetzt, und manches derselben stand so abgelegen und einsam da, daß man es eher für eine vereinzelte Farm, als für ein Haus in einer Straße innerhalb der Stadtgränzen gehalten hätte.

Weit oben, hinter der jetzigen Phönix-Brauerei und dem Stadt-Hospitale, stand damals, dicht an dem Abhange eines Hügels gebaut, ein kleines ärmliches Haus, nur ein Zimmer enthaltend, dessen drei Fenster nach Süden, Osten und Norden gerichtet waren, und in ihrer Mitte die Thüre hatten, die zugleich Hausthor und Zimmerthüre war, denn wie gesagt, das ganze Haus bestand nur aus

einem Zimmer, in das man von der Straße, wie der freie, öde Platz rings um das Haus pomphaft genannt wurde, direkt hineintreten konnte. In diesem Hause wohnte Meister Jim, der Kesselflicker, — wie ein auf der Hausthüre angenageltes Brettchen bezeugte, auf dessen ungehobelter Fläche mit plumpen, schwarzen Buchstaben zu lesen war:

„Altes Kupfer-, Messing-, Eisen- und Blechgeschirr
wird hier gekauft und reparirt."

Meister Jim war vor ungefähr einem Jahre in dieser Gegend erschienen, hatte sich das Häuschen bauen lassen und selbst beim Bauen mitgeholfen, — es dann bezogen und seit jener Zeit konnte man ihn beständig durch die, nie durch einen Vorhang bedeckten, Fenster in seiner kleinen Werkstatt sitzen sehen, rüstig altes Kupfergeschirr ausklopfend und dabei stets mit heller Stimme erbauliche, fromme Lieder und Psalmen singend. Meister Jim war nicht verheirathet, er hatte weder Weib noch Kind, weder Katze noch Hund, — er war ganz allein. Sein Bischen Essen kochte er sich selbst, — und was das Sonderbarste war, nie hatte man ihn ausgehen gesehen, — nicht einmal Sonntags in die Kirche, obwohl er ein sehr frommer Mann war, — und seine Lebensmittel und Speisevorräthe besorgte ihm eine in einiger Entfernung wohnende Nachbarin, die in der Woche ein oder zwei Mal nach dem Südmarkte hinabging. — Ging er aber auch nie aus, so kamen doch oft Leute zu ihm, manchmal mit Säcken und Körben oder Packen, — und daran war gar nichts zu verwundern, denn es war ja sein Geschäft, altes Kupfer, Messing u. s. w. zu kaufen und wohl auch wieder zu verkaufen. — Die Leute, die in der Gegend herum wohnten, waren wohl Anfangs hie und da zu Meister Jim

gekommen, entweder um ein bischen freundnachbarlich zu plaudern, oder um eine alte Theekanne zusammenlöthen zu lassen, aber Meister Jim war ein so sonderbarer, ungeselliger Kauz, daß sie bald wegblieben und sich nicht mehr um ihn kümmerten. Er war nämlich nichts weniger als redselig, und pflegte mit seinen Antworten so zu knausern, als ob ihm jedes Wort auf zehn Dollars zu stehen käme. Kam z. B. eine redselige Nachbarin und sagte: „Meister Jim! da habe ich einen alten kupfernen Kessel, der durchaus nicht mehr halten will; — zehn Mal wenigstens schon hat ihn Meister Flint in der Avenue unten zum Repariren gehabt und immer ist er nach ein paar Tagen wieder kaput. Denk', ich will den alten Kessel verkaufen und mir einen neuen anschaffen. — Hab' ihn auch lang genug gehabt, — denkt, ich kaufte ihn in der Mainstraße gleich nach dem großen Wasser, — es mögen wohl jetzt fünf Jahre her sein, — ja richtig, ich war damals gerade mit meinem Aeltesten in der Hoffnung und der ist jetzt bald fünf Jahre alt. — Da bin ich denn hergekommen, Meister Jim, da Ihr ja solches alte Geschirr kauft, und wollte Euch fragen, was Ihr mir wohl dafür geben wollt." — Auf solche lange Anrede hin rückte Meister Jim seine Steckbrille auf der Nase zurecht, drehte den Kessel ein Mal herum und sagte dann: „Einen Dollar und sechs Bit!" — Wenn er sich aber einmal so weit angestrengt hatte, so war auch kein anderes Wort mehr aus ihm herauszubringen; mochte die Nachbarin auch noch so viel schwatzen und das Gewicht des Kessels und die eisernen Handhaben hervorheben und meinen, daß er bis auf die durchgebrannten Löcher fast noch ganz neu sei, — Meister Jim hämmerte tüchtig drauf los, sagte kein Wort mehr, und höchstens wenn die Nachbarin in ihn drang,

doch wenigstens zwei Dollars zu geben, blickte er in die Bibel, die immer aufgeschlagen vor ihm lag und fing an mit lauter Stimme halb zu singen, halb zu lesen:

„Aus der Tiefe rufe ich zu dir, oh Herr, erhöre meine Stimme. Oeffne deine Ohren meinen Bitten! Wenn du aber genaue Rechenschaft trägst ob der begangenen Sünden, — oh Herr! wer kann da vor dir bestehen? Aber du bist voll der Gnade und Barmherzigkeit und meine Seele hoffet auf dich."

So las und sang und hämmerte er drauf los, bis Geduld und Stimme der Nachbarin erlahmten und sie den Kessel hinwarf und sagte: „Nun so gebt mir in Gottes Namen den Dollar und sechs Bits." Meister Jim pflegte dann stets den Vers des Psalmes zu beendigen, dann zog er eine kleine Schieblade unter der Werkstatt hervor, in der alte Nägel, Schrauben, Stückchen Zinn, Blei, zusammengewickelter Draht und auch einige Geldmünzen lagen und suchte nun mühselig die bedungene Summe in alten Dimes, abgegriffenen Quarters und ähnlichen Geldsorten zusammen. Dann aber setzte er das Absingen seines Psalmes fort, tüchtig darauf los hämmernd, unbekümmert, ob die Nachbarin noch da blieb oder nicht, — was zur Folge hatte, daß sie so bald als thunlich ging. Ganz auf gleiche Weise hatte er auch andere Besuche empfangen, und da nichts bei ihm zu holen war, als ein ohrenzerreißendes Gehämmer und ein eintöniges Psalmengeplärre, so kam bald Niemand mehr zu ihm. Aber auch wenn er allein war, that Meister Jim nichts Anderes und durch die nach allen Seiten freien Fenster konnte man ihn, die kurze Zeit, wo er aß oder schlief ausgenommen, unverdrossen bei der Werkstatt und der Bibel sehen. Die Leute in der Gegend hatten sich bald an ihn und seine Sonder-

barkeiten gewöhnt, und Niemand kümmerte sich mehr um den Alten.

Es war in derselben Nacht, wo die Sarah an der Levee angelegt hatte und die Leser Zeugen des Gesprächs der beiden Liebenden waren, — als ein langer magerer Mann im eilenden Laufe über die weithin sich ausdehnende Hochebene der Common fields daher gerannt kam. Er hatte nur ein Hickory-Hemd und eine schlechte Hose an, die Hände und die bloßen Füße waren zerschunden und zerkratzt und Blutflecken an seinen Kleidern zeigten, daß er eben entweder einen schweren Kampf bestanden hatte, oder einer großen Gefahr entronnen war. Der Mann, der im athemlosen Rennen über die Felder daher kam, nahm seine Richtung gerade gegen Meister Jims Haus, dessen durch ein Talglicht matt erleuchtete Fenster den fleißigen Arbeiter bei Werkstatt und Bibel zeigten, hämmernd und psalmodirend, wie gewöhnlich, obgleich Mitternacht längst vorüber war. Der Flüchtling eilte gerade auf das Haus zu und athmete tief auf, als er es erreicht hatte, — vorsichtig sah er sich nach allen Seiten um, dann griff er eine Hand voll Erde auf und warf sie gegen die Fensterscheiben. Meister Jim schien sich aber um das Geprassel wenig zu kümmern, sondern sang und hämmerte weiter. Eine zweite Hand voll Erde an das Fenster geworfen, störte ihn eben so wenig; — der Flüchtling schien darüber nicht zu erstaunen, sondern warf jetzt zum dritten Male Erde an das Fenster.

Meister Jim schien nun seine Arbeit beendigt zu haben, denn er legte den Hammer nieder, schlug die Bibel zu, sie ehrerbietig küssend, zog seine Jacke aus und löschte dann sein Talglicht aus, um sich zu Bette zu legen. — Der Flüchtling, der von Außen jede seiner Bewegungen

beobachtet hatte, schlüpfte nun dicht an die Thüre, die plötzlich leise von Innen geöffnet ward und ihn eintreten ließ. „Du hast mich verdammt lange warten lassen!“ flüsterte der Eintretende; „ich stand wie auf glühenden Kohlen.“ — „Nun, nun,“ lachte Meister Jim, „habe Dich nur nicht so, langer Konrad, — Du gabst übrigens nur das Komm-Zeichen, und nicht das Noth-Zeichen, — darum eilte ich nicht. Wo kommst Du her?“ — „Geradenwegs aus der Jail!“ entgegnete der lange Konrad, — „aber die verdammte Strickleiter war zu kurz, ich mußte ein Stücker fünf Yard hoch hinabspringen, fiel aufs Knie und bei dem Laufe über Felder, Gräben, Fenzen, durch Moraste und Sinkhöhlen habe ich mich schändlich zugerichtet.“ — „Wardst Du gehetzt?“ fragte Meister Jim neugierig. — „Ich denke nicht,“ antwortete der Eingetretene, „ich glaubte wohl einige Mal Stimmen und Pferdegetrappel hinter mir zu hören, allein es scheint doch nicht, daß es mich anging. Jetzt aber führ mich zu den Andern und schaff mir Kleider und was zu essen und zu trinken.“

Meister Jim nahm Konrad, der im finstern Zimmer herumtappte, bei der Hand und führte ihn schweigend gegen die Rückwand des Zimmers, wo ein alter Kleiderschrank stand; er öffnete die Thüre des Schrankes, schob die darin hängenden Kleider auseinander und drückte nun an einer in der dunkelsten Ecke verborgenen Feder, — ein Brett schob sich zur Seite und zeigte einen schmalen dunkeln Gang, nur vier Fuß hoch, der etwas abwärts führte. Konrad kroch Jim folgend hinein und nach ungefähr 6 bis 8 Schritten standen sie an dem Ende des Ganges, der durch eine Ziegelmauer geschlossen schien. Wir sagen: „schien,“ denn er war es nicht, Jim schob abermals eine Druckfeder weg und die anscheinende Mauer

drehte sich nach einwärts und ließ die Beiden in ein ziemlich geräumiges, wenn auch niederes Gemach treten, das in den Hügel, an den das Häuschen dicht angebaut war, hineingegraben und dann ausgemauert worden war. Von Außen konnte Niemand ahnen, daß das Haus mehr als ein Zimmer hatte, — denn das Gemach, das wir nun betreten, war ein in den Hügel gegrabener Keller ohne sichtbare Luftlöcher, wiewohl auch diese, von Gesträuch versteckt, nicht fehlten.

In diesem Dachsbaue, den Jim und seine Freunde selbst ausgeführt hatten, ohne den geringsten Argwohn der Nächstwohnenden zu erregen, bot sich dem Auge des Eintretenden ein überraschender Anblick dar. Das Gemach sah einem vollständigen Graveur- und Kupferdrucker-Atelier gleich, da standen Druckpressen, dort lagen Stahl- und Kupferplatten, nebst Grabsticheln und Fläschchen mit Scheidewasser, hier war Papier aufgestapelt und am Plafond des ganzen Zimmers hin liefen in parallelen Reihen gespannte Schnüre, auf denen kleine bedruckte Blättchen zum Trocknen hingen. In der Mitte des Raumes stand ein glühendrother Kanonenofen, dessen Röhre sich nach Jims Hause hinzog, dort aus dem Hügel hervorkommend, unmittelbar in sein Dach und darunter in seinen Schornstein einmündete, so daß der Rauch nur aus seinem Hause zu kommen schien. Am Ofen saßen auf niedern Schemeln zwei Männer und spielten Karten, — der eine ein häßlicher, einäugiger Bursche mit rothen Haaren und einem ungeschlacht breiten Maule, der andere ein kleiner, beweglicher Knirps, mit schwarzen krausen Haaren und listigem, schielenden Blicke. Im Hintergrunde an einem Tische, auf dem eine Lampe stand, deren Licht durch eine, vor der Flamme angebrachte, Glaskugel mit Wasser verstärkt

war, saß ein magerer, blasser Mann, von schwindsüchtigem Aussehen und arbeitete emsig mit dem Grabstichel auf einer hellpolirten Kupferplatte, — theilnahmlos gegen seine Umgebung und nur hie und da schwer aufseufzend.

„Da bringe ich Euch einen Gast," sagte Jim im Eintreten; „Patrick, Lecoeur, — der lange Konrad ist wieder da."

— „Und wünscht Euch, Ihr möchtet nie von der Küche kosten, in der ich drei Monate lang geschmort habe," setzte Konrad hinzu.

— „Mir scheinen," sagte lachend der kleine schwarze Lecoeur, „Du nicks viel content mit der Jail, — ma foi, — ist ein prison wie der Ander."

— „Beim Sanct Pat!" fiel der Rothhaarige ein, „ich mag die Jail in St. Louis so wenig, wie das Gefängniß in Tipperary."

— „Ich auch nicht", meinte Konrad, „und der Teufel soll mich holen, wenn ich mich noch einmal erwischen lasse."

— „Wie kamst Du aber auch dazu?" fragte Meister Jim, sich auf der Erde niederhockend.

— „Das will ich Euch ganz kurz erzählen," sagte Konrad, — „aber erst gebt mir einen Schluck Whisky, — die Kehle ist mir ganz trocken."

Jim reichte ihm eine Korbflasche, die unter der Presse stand, Konrad machte einen langen Zug und sagte dann: „Ah! den guten Freund habe ich lang entbehrt, — 's sind Euch Temperenzmänner in der Jail, — traktiren Einen nur mit Hydrantwasser. Nun Ihr wißt, daß der Boss uns das strengste Verbot auferlegt hat, nie unter keiner Bedingung eines von den hübschen, bunten Dingerchen, die wir hier für ihn fabriziren, selbst auszugeben. Er zählt uns die Papierstreifen vor, — wir müssen ihm eben

so viele fertige Noten abliefern, — gute und verdorbene, — und er bezahlt uns gewissenhaft und honett. Nun kitzelte es mich aber immer, mir ein Mal einen wohlfeilen guten Tag auf eigene Faust zu machen, und bei der letzten Ablieferung wußte ich so geschickt zu zählen, daß zwei Ohio-Noten, jede von 50 Dollars, unter den Tisch fielen und der Boss sie nicht sah. Die steckte ich denn ein, so wie er fort war."

— „Eh bien," fiel Lecoeur ein, „und Du warst so imbecile und ließest Dir attraper. — Bête!"

— „Hm! wenn unsere Noten so schnell als falsch erkannt werden, so soll mich der heilige Patrick davor bewahren, je eine anzurühren," fügte Pat hinzu.

— „Nicht doch!" beruhigte Konrad seine Cameraden, — „wären sie wirklich so schlecht, so würde uns der Boss nicht so viel dafür zahlen; — das dachte ich mir auch und so riskirte ich es. Ihr wißt, daß es schon lange mein Wunsch war, eine Uhr zu haben, damit man doch in diesem verwünschten Loche, wo weder Sonne noch Mond hineinscheint, weiß, was es an der Zeit ist."

— „Luxus, purer Luxus," unterbrach ihn Jim, — „nun also?"

— „Ich gehe also am Broadway zu einem Uhrmacher, handle eine superbe Uhr um 35 Dollars aus und lege ganz ruhig meine Fünfzig-Dollar-Note hin. Der Uhrmacher sieht sie an, hat aber keine Change und schickt den Jungen damit zum Broker auf dem Nordmarkte. Ihr könnt denken, daß ich bis er zurückkam, nicht auf Rosen saß. Ich stand am Fenster und dachte: wenn er etwa mit Begleitung kommt, so machst du dich auf die Beine. Aber er kommt endlich allein und bringt kleine Noten, der Uhrmacher gibt mir den Rest und ich gehe mit der

Uhr und 15 Dollars in guten Noten fort. Darauf gehört ein guter Trunk! denke ich mir und trete in einen Auster-Salon. Eine Platte Austern und eine Flasche Portwein stehen schnell vor mir, — ich habe aber noch keine zwei Gläser getrunken, so klopft mich Jemand auf die Schulter. — Ich sehe auf und eine höchst widerwärtige, bis oben zugeknöpfte Figur steht neben mir und sagt: „Kommt einen Augenblick hinaus, ich habe mit Euch zu sprechen." Was wollte ich thun, — ich gehe zur Thüre, wie ich nur einen Schritt hinaus mache, stehen noch zwei solche Kerle da, packen mich unter den Armen und führen mich im Sturmschritt in die Calaboose."

— „Ah, je comprends!„ lachte Lecoeur, „der Broker haben genommen die Loupe und der Banknoten genau examinirt."

— „Nicht doch!" fiel Konrad ein, „der Marschall Felps sagte mir, als ich an Ort und Stelle war: Mein Freund! Ihr seid uns angezeigt worden, daß Ihr zwei falsche Fünfzig-Dollars-Ohio-Noten vom Jahre 1847, Nr. 2478 und 2981 bei Euch tragt. Wo sind sie? — Mein Protestiren half nichts, ich ward durchsucht, man fand die eine falsche Note, dann die Uhr und die 15 Dollars, — kurz ich war und blieb verdächtig und ward in die Jail geschickt. — Ich habe mir lange den Kopf zerbrochen, wer mich denuncirt haben konnte, — ein Mal dachte ich gar, — der Boss selbst sei es gewesen, denn er allein konnte es wissen, — aber nein! es ist nicht möglich, er würde zuviel dabei riskirt haben."

In diesem Augenblicke fiel ein kleines Brettchen, das oben am Plafond hing, geräuschvoll zu Boden. „Der Boss!" sagte Jim aufspringend und schlüpfte in den dunkeln Gang. — „Der Boss!" wiederholten die Anderen,

schoben Karten und Flaschen bei Seite und stellten sich neben den Ofen, — nur der Kupferstecher blieb theilnahmlos und wie in seine Arbeit vertieft sitzen.

V.

Wer murrt, wenn ich befehle? — Ich werde nächstens unter euch treten und fürchterliche Musterung halten.

Schillers Räuber.

Meister Jim hatte indessen draußen im Dunkeln die Thüre geöffnet, an der sich ein leises Kratzen von Außen vernehmen ließ, und eine unförmliche, sonderbare Gestalt huschte ins Zimmer. Ohne ein Wort zu sprechen eilte der Eingetretene dem Schranke zu und nur die kurze Frage hinwerfend: „Sind Alle da?" schlüpfte er in den Gang hinter demselben. — Jim folgte ihm mit einem: „Ja, Sir!"

Die Gestalt, die jetzt in das uns bekannte Gemach trat, wo sich Konrad und seine Cameraden befanden, hätte für Jeden, der sie zum ersten Male sah, ein Gegenstand des Gelächters oder des Abscheus sein müssen, denn alle nur möglichen Arten von Häßlichkeit waren in der Mißgeburt vereinigt, die jetzt, hüstelnd und keuchend, ins Zimmer hinkte.

Es war ein altes, hageres und verwachsenes Männchen, mühsam daher keuchend und das lahme linke Bein nachschleppend, langes struppiges graues Haar verdeckte die Stirne und fiel tief über die Augen herab, — oder vielmehr nur über ein Auge, denn das andere war mit einem

großen schwarzen Pflaster bedeckt, — aus dem hageren gelben Gesichte leuchtete eine kupferrothe Nase grell hervor, und ein ungeheuer dickes wollenes Halstuch, mit schmutzigen Vatermördern darüber, schien einen absonderlichen Blähhals zu verhüllen, der mit dem unrasirten Kinn in gleicher Richtung abwärts lief. Ein hoher Buckel, der den dunkeln Blankett-Rock hinten mächtig in die Höhe zog und schiefe Beine, deren Knie sich berührten, während die Füße unten Xförmig auseinandergingen, vollendeten das Adonisbild des alten Ungethüms, dessen schlotternder Anzug eher auf einer Vogelscheuche, als auf einem menschlichen Körper zu hängen schien. Ein breiträndriger Hut saß, die Augen beschattend, fest auf dem Kopfe, und die weit abstehenden Taschen des Rockes schienen eine Menge Gegenstände zu bergen. — Der Boss, wie die Andern den Alten nannten, schien hoch in den Fünfzigern und dabei siech und schwindsüchtig zu sein, denn er hustete und krächzte bei jedem Worte und ein dickes spanisches Rohr mußte den lahmen, wackligen Körper unterstützen.

„Nun," krächzte er beim Eintreten, — „da bist Du ja, Schurke von einem Konrad, — nimm Dich künftig in Acht, — diesmal habe ich Dir noch herausgeholfen, aber denke an Bill Dick, der auf Lebenslang in der Penitentiary sitzt. Du hast mir diesmal zwei Noten gestohlen, — versuchst Du's noch einmal, so kannst Du ihm oben in Jefferson Gesellschaft leisten."

Konrad zog ein langes Gesicht, sagte aber doch: „Ich will verdammt sein, Boss, wenn es wieder geschieht."

„Desto besser für Dich," fuhr der Alte fort, — „und wie ist's mit Dir, Pat, — Du warst vorige Woche wieder zwei Tage und zwei Nächte betrunken, — lagst hier wie ein Schwein am Boden und konntest nicht arbeiten.

Wenn das noch ein Mal geschieht, so jage ich Dich fort, — ich kann nur nüchterne und ordentliche Arbeiter brauchen."

„Beim heiligen Patrick!" betheuerte der Irländer, „Boss! es war zum letzten Male, — seit sechs Wochen lebe ich ohnehin wie ein Temperenzmann, — nicht über eine Quart Whisky in 24 Stunden. Das eine Mal kam ich über Meister Jims volle Gallone und ließ mich vom Teufel verblenden, daß ich sie austrank, — es soll mir nicht mehr passiren."

„Abgemacht," brummte der Alte und suchte einen heftigen Husten-Anfall gewaltsam zu unterdrücken, — „ich hoffe, daß Du Wort hältst, denn ich bin zu alt und kränklich, um mich unnöthigerweise mit unverbesserlichen Saufbolden zu ärgern. — Was Dich betrifft, Franzmann" — wendete er sich zu Lecoeur —

„So seid Ihr content avec moi, — ick wußten das d'avance!" fiel dieser selbstzufrieden ein.

„Nicht ganz!" hustete der Alte, — „nicht ganz, — es ist wahr, Du stiehlst nicht, — und Du trinkst nicht, — aber Du kannst das Maul nicht halten." —

„Ick! — Maitre! ick swöre, sur le Sacre Coeur de Notre Dame de Recouvrance. —"

„Schwöre nicht. — Du warst am vorigen Sonntag in einem gewissen Hause der Almondstraße, — was hast Du der Negerin, mit der Du Dich amüsirtest, alles vorgeplaudert? He?"

„Maitre! — Bagatelle! — Ick bloß sagen, — wenn ein Mal viel Geld haben, — Negerin zu mir nehmen, — als femme de chambre," entschuldigte sich Lecoeur.

„Es ist gut, — vertheidige Dich nicht. Dein Maul lief wieder ein Mal mit dem Kopfe davon, — und Du

hast Sachen geschwatzt, die andern Leuten an den Hals gehen könnten. — Zum Glücke kann, nach unserer weisen Gesetzgebung, eine Negerin kein Zeugniß vor Gericht ablegen, — aber halte Deine Zunge im Zaume, Lecoeur, sonst lasse ich sie Dir ausschneiden."

„Ick mir kleben Pflaster auf der Maul, — nix mehr parler, — bloß stumm aimer," sagte in seinem drolligen Kauderwelsch der Franzose.

„Und nun," fuhr der Boss fort, „wie stehts mit der Arbeit? — Sind die Virginia-Merchants-Bank-Noten alle gedruckt?"

„Alle," antwortete Meister Jim, — „sie hängen da zum Trocknen; morgen werden sie gepreßt, und dann brauchen wir sie nur acht Tage lang mit etwas Erde und alten Speckschwarten in der Tasche zu tragen, um ihnen das rechte, currente Aussehen zu geben."

„Und wie stets mit der Platte der Missouri-Fünfzig-Dollars-Noten? fragte der Alte weiter.

Meister Jim wieß stumm auf den abgezehrten Kupferstecher, der ruhig bei seiner Arbeit geblieben war. Der Alte hinkte hin und sah ihm über die Schulter. „Hm! gut, recht gut, — die ist ja so gut wie fertig; — ein schmuckes Ding, das unserer Fabrik Ehre machen soll. Laß doch ein Mal sehen." — Und ohne Umstände zu machen, schob er den Graveur von seinem Sitze und sich darauf, zog eine Loupe heraus und drückte sie vor sein einziges Auge; die Platte genau betrachtend. „Hm! hm!" brummte er, „die Augen des Indianers sind nicht ganz genau auf einer Linie, da müßt Ihr nachhelfen. Den Schatten an den Buchstaben des „Fifty" grabt noch etwas nach, er ist zu matt. — Ey, ey, ey! auf dem mittleren Wappenschilde sollen 13 Sterne sein und Ihr habt da

nur 12; — flickt noch einen hinein. Sonst ist nichts auszusetzen." — Er übersah die Platte noch ein Mal genau. — „Nein, wahrhaftig nichts, — ich bin zufrieden, Freund."

Der Graveur antwortete nicht, er sah gen Himmel und seufzte tief, — dann setzte er sich wieder an seine Arbeit und nahm die angegebenen Verbesserungen vor. — „Wo ist die Platte von den Ohio-Fünfzig-Dollars-Noten?" fragte der Alte. Jim holte sie schnell aus einem Winkel hervor und reichte sie ihm hin. Der Alte legte sie auf einen seitwärts stehenden Block: „Recht schade," seufzte er, „ist nicht mehr zu brauchen, — aber Konrad hat die Noten compromittirt, — sie stehen schon im Detector." Er nahm ein großes Stemmeisen und einen schweren Hammer und mit einer Kraft, die man dem alten Manne gar nicht zugetraut haben würde, hieb er ein tiefes Kreuz in die Platte. „Schmelzt sie morgen ein!" fuhr er fort, — „nun, Lecoeur, wie stehts mit der Unterschrift des Cassiers Shurlds, die Du letzthin gar nicht zusammenbringen konntest. Hast Du Dich indessen geübt?"

„Regardez!" antwortete Lecoeur und reichte dem Alten einen Bogen Papier, auf dem einige hundert Male der Namenszug H. Shurlds stand; dieser nahm abermals die Loupe und prüfte die Nachahmungen: „Gut, gut!" sagte er dann, „Du bist ein feiner Junge, Lecoeur, — ich will doch zehntausend Dollars verwetten, daß der alte Shurlds selbst nicht soll sagen können, ob er hier seinen Namen geschrieben oder ein Anderer."

Lecoeur warf sich stolz in die Brust, während die Anderen die Unterschriften betrachteten und sie mit der auf der echten Note vor dem Kupferstecher verglichen.

„Ich denke," hob der Boss jetzt, nach einem über-

standenen, schweren Hustenanfalle, wieder an, — „ich denke, morgen könnt Ihr damit unter die Presse gehen und Lecoeur anfangen, die Unterschriften auszufüllen. Die 500,000 Dollars, die ich brauche, können in acht Tagen fertig sein. Sobald sie abgeliefert sind, erhaltet Ihr die versprochene Summe und Eure Arbeit hört vor der Hand auf."

„So? Boss. — Warum?" fragten die Andern erstaunt.

„Wer fragt noch: Warum? wenn ich etwas sage," — herrschte der Alte sie an, so daß sie der Herrschaft, die er über sie ausübte, gehorchend, die Augen niederschlugen und scheu zurücktraten. — „Ich sage Euch, die Arbeit ist vor der Hand aus, — die Luft ist nicht mehr rein hier. Wenn ich die Missouri-Noten abhole, bekommt ihr Jeder 200 Dollars auf die Hand und reist sogleich ab. Für die anderen 1300 Dollars, die Jedem von Euch noch gebühren, erhaltet Ihr einen Wechsel, zahlbar in der Stadt des Ostens oder Südens, die Ihr mir angeben werdet. Wer aber von Euch 24 Stunden nach dem Augenblicke, wo er das Geld kriegt, noch in St. Louis ist, der kann für diese Welt sein Testament machen. Ihr kennt mich, — also Gehorsam."

„Ich denke, fiel Pat ein, — ich werde keine 24 Stunden brauchen, um fortzugehen und wenn Ihr mir den Wechsel auf Cork in meinem alten Irland geben wollt, — vorausgesetzt, daß er gut ist und ausbezahlt wird, — so sollt Ihr nie mehr etwas von mir hören. Ich denke dann Landlord in meinem Dorfe zu werden."

„Und ick gehen — nack Canada, — ick halten eine Auberge in Montreal!" sagte Lecoeur.

„Seid unbesorgt, Boss! wir verschwinden," fügte der lange Konrad hinzu.

„Muß ich auch fort, Boss?" fragte schüchtern Meister Jim.

„Das würde zu viel Aufsehen machen, — Du bleibst noch vor der Hand und verkaufst erst Dein Haus, — aber nur an den Käufer, den ich Dir schicken werde. Verstanden? — Jetzt kommt und nehmt Euren Wochenlohn."

Der Alte zog eine lange, lederne Börse heraus und schüttete eine Anzahl Goldstücke auf den Tisch, — dann gab er jedem zwei Adler, dazu schmunzelnd: „Nicht wahr? Euer Boss ist kein Knauser, — müßt Euch schon etwas Ehrliches bei mir erspart haben. Nun gute Nacht!" schloß er, seine Börse wieder einsackend.

— „Soll ich Euch vielleicht bis an die Avenue begleiten?" fragte Jim, „es ist finster und um diese Zeit nicht ganz sicher."

— „Fürchte mich nicht," lachte der Alte, „hab' ein Paar treue Freunde bei mir, auf die ich mich verlassen kann." Bei diesen Worten zog er aus jeder Rocktasche einen zehnläufigen Revolver, deren enge Mündungen bis oben geladen waren. „Bleibt ruhig hier, ich finde schon meinen Weg."

Der Alte hinkte hinaus, wie er gekommen war, — Jim ihm nach, die Mauer schloß sich wieder und Alles blieb draußen stille. In der Werkstätte der Falschmünzer herrschte noch lange tiefes, scheues Schweigen, als fürchteten sie, daß der Alte noch in der Nähe sei; als aber Jim nicht mehr zurückkehrte, — und Alles stille blieb, — da machte Lecoeur sich mit einem derben Fluche Luft und meinte: „C'est le plus grand coquin, — was ick haben jemals gesehen." Patrick zog indessen aus einem Ver-

schlage in der Wand Matratzen und Kissen hervor und bereitete sein Lager, — die Andern thaten desgleichen, der Kupferstecher aber arbeitete unverdrossen fort.

Eine Stunde später erst, als alle die Andern längst im tiefsten Schlafe lagen, legte er seine Arbeit weg, — machte sein Lager und mit den Worten: „Oh mein Gott! wirst du mich denn nicht bald erlösen?“ löschte er die Lampe aus und legte sich nieder. Aber er schlief nicht, — denn noch lange konnte man ihn tief seufzen — und wohl auch im Stillen bitterlich weinen hören.

Während es so in der Werkstatt jetzt erst Nacht ward, — war draußen schon wieder der Tag angebrochen, — die Sonne kündigte ihr Kommen schon durch die blutrothe Färbung des aus dem Flusse aufdampfenden Nebels an; — Meister Jim aber stand schon vor der Hausthüre, sein Pfeifchen schmauchend, nahm der Nachbarin, die ihn versorgte, sein Töpfchen mit Milch ab, machte dann Feuer und während das Frühstück kochte, saß er schon wieder bei der Arbeit, tüchtig drauf loshämmernd und aus der Bibel rezitirend:

„Oh Herr! drohe mir nicht mit deinem Grimme und züchtige mich nicht in deinem Zorne! Erbarme dich meiner, oh Herr, denn ich bin schwach und gebrechlich. Meine Gebeine erzittern und meine Seele ist verwirrt. Oh Herr! erlöse meine Seele durch deine Gnade und Barmherzigkeit.

Hinten schnarchten die Falschmünzer und der schwindsüchtige Kupferstecher wälzte sich schlaflos auf seinem Lager herum.

VI.

Polonius. Was leſ't ihr da, mein Prinz?
Hamlet. Worte, — Worte, — nichts als Worte.
Shakespeare.

Eine Woche iſt verfloſſen ſeit den Ereigniſſen, die wir in den vorhergehenden Kapiteln erzählten und der Gang der Erzählung führt den geneigten Leſer nun in andere Regionen. Wir befinden uns im nördlichen Theile der Stadt vor einem einfach, aber elegant gebauten Hauſe, an das ein kleiner Garten mit Taxus- und andern Zierbäumen, ſpärlichen Blumen, einigen Oleanderſträuchen und gepflaſterten Gängen ſtößt. Schwere Vorhänge von dunklem Möbel-Damaſt fallen hinter den kriſtallklaren Fenſtern herab und verwehren jeden Blick in das Innere der Zimmer. Auf der, zierlich in nachgeahmtem Mahagony gearbeiteten, Thüre prangt eine hellglänzende Meſſingplatte, auf der der Name: „Jeremiah Smartborn" eingegraben iſt. — Das Haus hat nach Landesſitte zwei Zimmer unten und zwei im obern Stockwerke, doch ſchließt ſich noch ein nach rückwärts laufendes Nebengebäude mit einer Porch daran an.

In einem der kleinen Zimmer des Hintergebäudes ſehen wir Herrn Jeremiah Smartborn, Esquire, an ſeinem Schreibtiſche ſitzen. Miſter Smartborn iſt ein Mann in den Vierzigern, von ſchlanker, faſt magerer Geſtalt und einem kalten, ruhigen Geſichte, das durch kleine graue, meiſt etwas zugekniffene Augen, ein klug-pfiffiges Ausſehen hat. Das ziemlich kurz geſchnittene ſchwarze Haar iſt glatt gekämmt, und Kinn wie Oberlippe, ſpiegelglatt raſirt, zeigen, daß Miſter Smartborn den der heutigen

anglo-saronischen Race eigenen Widerwillen gegen Bärte aller Art noch nicht abgelegt hat. Der Frack aus feinem schwarzem Tuche, die tadellosen Inexpressibles, die schwarze Atlasweste und das glatte, gesteifte weiße Halstuch, sowie die feinen, gestärkten Brustfalten des Battisthemdes zeigen den Gentleman, und nur fast zu große, trotz aller Toilettekünste rothe und rauhe Hände verrathen, daß Mister Smartborn nicht immer auf Teppichen gewandelt, nicht immer von Silber und Porzellain gespeist hat.

„Die Hände sind das sicherste Kennzeichen des Menschen!" hat einst ein berühmter französischer Schriftsteller gesagt, — und er hatte bei Herrn Smartborn wenigstens Recht, — denn sie logen nicht. Smartborn war der Sohn sehr armer Eltern, — ja böse Leute wollten sogar behaupten, er habe nur seine Mutter gekannt, die elend im Hospitale gestorben sei, — seinen Vater aber nie ergründen können. Wie dem nun auch sei, der junge Smartborn hatte jedenfalls eine harte Jugend durchgemacht, — er war Laufbursche bei einem Pfandleiher gewesen, der ihn halb verhungern ließ; dann war er in gleicher Eigenschaft zu einem Advokaten gekommen, bei dem er sich nie auch nur halb satt gegessen hatte, — nach und nach war er zum Clerk avancirt und hatte lange Jahre als solcher Deeds und Prozeß-Akten abgeschrieben, Claim-Titel copirt und alte Urkunden nachgemalt, — alles um den knappen Lohn von 6 höchstens 8 Dollars die Woche. Hatte er nun aber auch bei dem alten Advokaten an Geld und körperlicher Corpulenz wenig profitirt, so schien er doch in anderer Hinsicht viel gelernt zu haben, — denn nach dem Tode seines alten Herrn etablirte Smartborn sich selbst in einer kleinen bescheide-

nen Office der Olive-Straße als Geschäfts-Agent, Rechtsfreund, Untersucher von Rechtstiteln u. s. w. und reussirte. — Waren es nun wirklich seine bei seinem frühern Herrn erworbenen Kenntnisse, oder hatte er, wie Andere behaupteten, nach dem Tode desselben sich in den Besitz wichtiger und werthvoller Dokumente gesetzt, die er zu benutzen gewußt hatte, — genug, Mister Smartborn machte glänzende Geschäfte, kaufte ein Grundstück nach dem andern, ward bald zu den reichen Leuten in St. Louis gezählt und gehörte zu dem respektablen Corps der Land-Spekulanten im Großen.

Trotz seines Reichthums war Mr. Smartborn nicht stolz und hochmüthig geworden, er war die Freundlichkeit und Leutseligkeit und die Gefälligkeit selbst, und nie hatte man ihn noch böse gesehen. Er hatte nicht geheirathet, obwohl er die glänzendsten und reichsten Partien hätte machen können, auch hatte er keine intimen Freunde, — wenn man anders nicht aus den unaufhörlichen: How do you do! und Händedrücken, die er, wenn er ausging, mit einer Menge Leute wechselte, hätte schließen wollen, daß die halbe Stadt aus seinen Freunden bestände. Von seiner ganzen Familie lebte Niemand, als eine Schwester, fast im gleichen Alter wie er, die aber meist auf dem Lande war und nur zeitweise nach St. Louis kam. So wenig Mr. Smartborn etwas auf Liebe und Freundschaft zu halten schien, eben so wenig konnte er es über sich gewinnen, sich irgend einer politischen Partei anzuschließen, — er war mit Demokraten, wie mit Whigs auf gutem Fuße, blieb aber selbst independent und stimmte bei Wahlen u. dgl. nie. Wenn man in ihn drang sich doch für eine der beiden großen Parteien zu erklären, so sagte er: er schätze und achte sie beide zu sehr, um einer den Vor-

zug vor der andern zu geben, und im vertrauten Gespräche pflegte er auch wohl scherzweise hinzuzusetzen:

„Seht, ich kann nicht, wenn ich auch wollte. Das liegt schon in meinem Namen. Ich bin zu „smart", um mit den Demokraten zu gehen, und, armer Leute Kind, bin ich nicht zum Whig geboren."

was er jedesmal mit einem sanften Lächeln begleitete.

Mister Jeremiah Smartborn, dessen vorläufige Bekanntschaft wir soeben gemacht haben, saß in seinem Arbeitszimmer, dessen einfache, weiße Wände nur durch einige Kupferstiche, den Senat in Washington, General Taylor, die Schlacht bei Monterey u. s. w. vorstellend, verziert waren. Große Bücherschränke mit wissenschaftlichen Werken, eine eiserne Geldkasse, Repositorien mit Papieren, der ebenfalls mit Papieren, Plänen und Büchern überladene Arbeitstisch und einige Stühle bildeten das Meublement des Zimmers, das zwar nicht heiter und freundlich, aber sehr ordentlich und geschäftsmäßig aussah.

Mr. Smartborn schrieb mit angestrengter Aufmerksamkeit an einem langen Briefe, — denn er war schon auf der vierten Seite des Briefbogens angelangt, als er endlich schloß, das Geschriebene noch ein Mal langsam und prüfend durchlas, dann in ein Couvert schob, sorgfältig versiegelte und die Adresse schrieb: »Mr. Samuel Hawkes, lawyer. San Francisco, California.« In diesem Augenblicke trat, ohne anzuklopfen, eine kleine schmächtige Gestalt ins Zimmer, die ganz zu Hause zu sein schien, denn sie nahm einen Stuhl und setzte sich zum Tische, Herrn Smartborn gerade gegenüber. Es war in der That auch ein Haus- und Geschäftsfreund, Mr. Asa Populorum, Factotum und rechte Hand des Herrn Smartborn, — ein alter ausgetrockneter Junggeselle mit jung sein wol-

lenden Manieren, geleckten und gespreiztem Aeußern und höchst sorgfältiger Toilette seiner längst rostigen Schönheit. Asa's impertinent blonde Haare waren sorgsam frisirt, das Kinn glatt und weiß, wie die tadellose Halsbinde und das enge Röckchen mit der hohen Taille, die an den Spindelbeinen straff anliegenden Pantalons und die lackgefirnißten Stiefel hätten von rückwärts eher auf einen Dandy von 26 Jahren, als auf den bald 50jährigen Head-Clerk, Agenten und Vertrauten des Mr. Jeremiah Smartborn, Esq., schließen lassen.

„Nun, was bringen Sie mir, mein guter Asa?" fragte Herr Smartborn, den fertigen Brief in seine Brusttasche steckend.

„Ach mein guter Mister Smartborn," entgegnete der Angeredete, „nicht viel Gutes, — wo sollte das in dieser bösen Zeit auch herkommen."

„Nun, lassen Sie hören, guter Asa," ermuthigte ihn der Patron.

In diesem Augenblick trat der Neger ins Zimmer und meldete, daß sich zwei Gentlemen im Parlor befänden und Mister Smartborn zu sprechen wünschten. „Ich komme sogleich!" sagte der Hausherr, „aber ich bin auch gleich wieder bei Ihnen, mein guter Asa, sehen Sie unterdessen ein Mal diese Liste durch, es sind die ausstehenden Rückstände unserer Pächter und Grundkäufer, — und sagen Sie mir dann Ihre Bemerkungen darüber." Asa setzte sich sogleich an die Arbeit, während sich Smartborn in den Parlor begab.

„Meine Herren!" trat er den fremden Besuchern entgegen, — „ich erfreue mich noch nicht der Ehre, — mit was kann ich Ihnen gefällig sein?"

„Mr. Smartborn, — mein Name ist Benjamin High-

ſtar, entgegnete der Aeltere der beiden Gentlemen, und dies iſt mein Freund, Mr. Nathaniel Brown."

„Freut mich recht ſehr, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen, meine guten Herren," ſagte Smartborn und die üblichen Händedrücke wurden gewechſelt. „Darf ich fragen, was Sie zu mir führt?"

„Wir kommen als Comité von dem Board der Truſtees der neu zu erbauenden Presbyterianerkirche, und wenden uns an Ihr chriſtliches Gemüth und Ihren milden Sinn, um eine kleine Beiſteuer zu unſerm Baue. Die Mittel, über die wir verfügen konnten, ſind erſchöpft, und ohne den Beiſtand edler, gottesfürchtiger Menſchenfreunde —

„Meine guten Herren!" unterbrach Mr. Smartborn den Redner, „Sie wiſſen, daß ich nicht das Glück habe zu Ihrer Kirche zu gehören, was ich in dieſem Augenblicke um ſo aufrichtiger bedauere, als es mich des Vergnügens beraubt, mich mit ſo achtungswerthen Männern, wie Sie, in der Verehrung unſeres gemeinſamen Schöpfers und Herrn vereinigen zu können. Indeſſen dienen wir ja Alle demſelben Gotte, und ſo freut es mich recht ſehr, daß Sie zu mir gekommen ſind. Ich bitte Sie mich mit einem Beitrage von hundert Dollars auf Ihre Liſte zu ſchreiben und den Betrag ſogleich in Empfang zu nehmen."

Miſter Nathaniel Brown ſchrieb ſogleich Namen und Betrag in die Liſte, während Smartborn eine Hundert-Dollars-Note aus ſeinem Taſchenbuche nahm und ſie an Mr. Benjamin Highſtar mit den Worten gab: „Der Segen des Herrn möge die ſchwache Gabe verhundertfachen." — „Und den edelmüthigen Geber mit allen irdiſchen Freuden dieſſeits und himmliſcher Seligkeit jenſeits belohnen," entgegnete Mr. Highſtar und die beiden Herren empfahlen

sich mit vielen Komplimenten, noch unter der Thüre, so daß der Neger es hören konnte, sagend: „Eine Perle von einem frommen Gentleman. Gott segne ihn und sein ganzes Haus."

„Nun also, guter Asa," fragte der in sein Arbeitszimmer zurückkehrende Smartborn, „was haben Sie zu bemerken?"

„Nicht viel, mein guter Mister Smartborn, — die Posten sind alle richtig und ich habe, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, bei allen den Namen rothe Kreuzchen gemacht, wo Sie nun doch nicht länger warten dürfen, sondern die Eintreibung Ihrem Advokaten übergeben müssen."

„Meinen Sie, guter Asa?"

„Gewiß, Sir, — es sind einige 1000 Dollars, — viel Geld in dieser schweren Zeit, — und so gut als verloren, wenn Sie den saumseligen Schuldnern nicht den Ernst der Gesetze zeigen."

„Nun, dann muß ich ja wohl, guter Asa," seufzte Herr Smartborn, „so hart es mir auch fällt. Uebergeben Sie also die betreffenden Rückstände sammt den nöthigen Papieren an Mr. Catchum. Was sonst noch Neues?"

„Ich war auf dem Courthause," entgegnete Asa, wo wir mehrere Trustees-Sales hatten. Die guten Lots sind uns alle geblieben; da wir die Hauptgläubiger waren und das Baarzahlen Manchen genirt, so bot ich Alle aus. — Wir haben sie durchschnittlich um den halben Werth gekauft."

„Sie sind ein treuer Freund, mein guter Asa," entgegnete Smartborn gerührt, „es soll aber auch gewiß Ihr Schade nicht sein."

„Dann habe ich gestern aus der Verlassenschaft des

James Smith vier Neger um 2500 Dollars kaufen müssen, — wir wären sonst nie zu unserm Gelde gekommen, denn die Administratorschaft steht auf schwachen Füßen," rapportirte Asa weiter.

„Ach mein Gott! guter Asa, noch mehr Sklaven! — ich habe deren ja schon zu viel," seufzte Smartborn.

„Es war nicht anders zu machen, guter Herr Smartborn," entschuldigte Asa sich, „ich war froh, daß ich die Sache so ausgleichen konnte, und die Frau des Einen nicht auch noch zu nehmen brauchte. Sie war nicht theuer, aber mager und kränklich, und ging ich nicht über 200 Dollars. Ein Sklavenhändler aus New-Orleans ließ sie sich dann für 235 Dollars zuschlagen. Der Neger, ihr Mann, wollte sich durchaus nicht von ihr trennen und bat mich fußfällig seine Frau zu kaufen, — aber ich sagte ihm: es ginge durchaus nicht."

„Hart, sehr hart, mein guter Asa," seufzte Smartborn, „Mann und Frau so von einander zu reißen."

„Ah bah!" lächelte Asa, „'s sind ja nur Nigger, die sind das gewöhnt, — sie wird unten in Louisianna schon wieder einen andern Mann finden, und für ihn haben wir die Fanny, deren Mann vorige Woche gestorben ist, die kann er zur Frau nehmen."

„Schicken Sie die neuen Sklaven nach unserer Farm in Boone County," sagte Mr. Smartborn, „und lassen Sie dem Overseer sagen, er solle gut Acht geben auf sie, — besonders auf den Verheiratheten. — Du lieber Gott! man ist recht geplagt mit den Sklaven, — ein gefährliches Eigenthum, guter Asa, — es laufen jetzt so viele weg. Die unvernünftigen Abolitionisten! — locken die armen Neger ins Verderben, schwindeln sie von ihren gu-

ten Herren weg, — hinüber in die freien Staaten und lassen sie dann da in Noth und Elend sitzen."

„Schlechte, unehrliche Brut!" murrte Asa, — „verdienten Alle gelyncht zu werden."

„Nicht doch, guter Asa! — der Herr macht ihre Tücken zu Schande, — kehren nicht die entlaufenen Neger freiwillig wieder zu ihren Herren zurück und bitten sie nicht, sie wieder aufzunehmen. Haben Sie nicht neulich die rührende Geschichte in den Charleston-Zeitungen gelesen?"

„Hab's, guter Herr Smartborn!" schmunzelte Asa, „hab's gelesen, glaub's aber nicht. — Uns ist wenigstens noch keiner zurückgekommen, der davon gelaufen war, — außer sie brachten ihn zurück mit einem Capias und einem Sheriffs-Passe."

„Es ist ein böses Ding um die Sklaverei," seufzte Mr. Smartborn, „ich hab' es Ihnen oft schon gesagt, guter Asa, — ein großes Uebel ist sie, aber ein Uebel, das sich nicht heben läßt. — Was können wir dafür, daß unsere Väter die Sklaverei einführten? Wir müssen nun darunter leiden. Gewiß, ich bedauere die armen Schwarzen, wie irgend ein gefühlvoller Philantrop im Norden, aber wenn ich bedenke, daß sich daran nichts ändern läßt, ohne den Wohlstand, ja die Existenz von Hunderten der achtbarsten Familien zu untergraben, ihnen ihr wohlerworbenes Vermögen, die Mittel zu ihrem Unterhalte zu rauben, sie in Armuth und Elend zu stürzen, — dann kann ich nur Denen Recht geben, die da sagen: Die Sklaverei ist ein geheiligtes, unantastbares Recht!"

„Gewiß, das ist sie," bekräftigte Asa, „und die heilige Bibel weist dies an hundert Stellen nach."

„Unsere Constitution gewährleistet sie, Asa, — und

ein guter Bürger muß die Gesetze seines Landes achten und ehren," sagte Mr. Smartborn.

„Und die Neger sind schon von Natur aus zur Sklaverei bestimmt," setzte Asa hinzu, — „ein berühmter Arzt hat mir gesagt, schon ihr anatomischer Körperbau beweise das."

„Gewiß, Asa, gewiß. Das alles sagte ich auch immer dem guten Lovejoy, — aber er wollte mir nicht glauben, und rannte sich immer tiefer in das Abolitionswesen hinein, bis sie ihn hier mobbten und dann in Alton drüben todtschossen. — Mitten in die Stirne schossen sie ihn, mein guter Asa, den armen Lovejoy, die bösen Leute, — aber er hatte es selbst nicht anders gewollt."

„Es ist gut," meinte Asa, wenn von Zeit zu Zeit so ein Exempel statuirt wird, denn die Abolitionisten werden täglich frecher. Der Congreß sollte etwas für uns thun, — z. B. alle Abolitions-Zeitungen verbieten und auf das Entführen von Sklaven die Todesstrafe setzen, — aber in Washington fangen sie leider auch schon an, Philantropie zu treiben und schwärmen für die Nigger-Republik Liberia."

Hector, der Neger, trat jetzt ein und meldete, daß ein Mann draußen sei, der mit Herrn Smartborn zu sprechen wünsche. Auf die Frage, ob es ein Gentleman sei, meinte der Neger: nein, es sei ein Farmer oder Handwerker, — wie er glaube, ein Dutchman. „Nun, dann führe ihn hieher," sagte Smartborn, „und Sie, guter Asa, copiren Sie indessen den Deed und die Mortgage für Jean Renaud."

Asa setzte sich an ein Tischchen am Fenster und der Neger führte den Vater Böttcher und Marien ins Zimmer. Herr Smartborn empfing sie mit dem ihm eigenen freund-

lichen Wesen, setzte Beiden Stühle und sich dann an seinen Schreibtisch und fragte die Eingetretenen, was sie zu ihm führe.

In diesem Augenblicke ward heftig an der Hausglocke geläutet, — der Neger öffnete und brachte einen Brief, den ihm, wie er sagte, ein alter Mann in größter Eile übergeben und sich dann schnell wieder entfernt hatte. Smartborn bat um Entschuldigung, erbrach den Brief und eine Todtenblässe überzog sein Antlitz. — Eine lange Pause des Schweigens herrschte im Zimmer und man hörte nur Asas Feder auf dem Papiere scharren.

VII.

Shylock. I think, I may take this bond.
Bassanio. Be assured, you may!
Shylock. I will be assured I may, and that I may be assured, I will bethink me.
Shakespeares: Merchant of Venice.

Mister Smartborn mußte eine unangenehme Nachricht erhalten haben, — das sah man ihm an, — aber als Welt- und Geschäftsmann gewann er schnell wieder die nöthige Ruhe und sagte: „Ich bitte Sie um Entschuldigung, meine lieben Freunde, — aber dieser Brief bringt mir eine unangenehme Nachricht."

„Doch nicht eine Todespost?" — fragte Asa neugierig herüberblickend.

„Nicht doch, guter Asa," sagte Herr Smartborn wehmüthig lächelnd, — „es betrifft nur Geldangelegenheiten,

— eine fehlgeschlagene Speculation, bei der einige Zwanzigtausend Dollars verloren gehen können."

„Herr meines Lebens!" ächzte Asa schmerzlich auf, — und Böttcher und seine Tochter sahen Herrn Smartborn mit recht mitleidigen, mitfühlenden Blicken an. Mister Smartborn aber hatte seinen Gleichmuth ganz wieder gewonnen und sagte lächelnd: „Lassen Sie mich darüber ja nicht vergessen, guter Asa, daß ich heute Abend nach meinem Landhause muß. — Ich habe eine geschäftliche Zusammenkunft mit den Herren Ephraim Littlespring und John Limestone, meinen Partnern, in der großen Landunternehmung, — es ist möglich, daß auch noch andere Freunde kommen und ich bleibe wahrscheinlich über Nacht draußen. Sagen Sie John, daß mein Pferd um 6 Uhr gesattelt ist und geben Sie gut auf Haus und Hof Acht."

Asa verbeugte sich schweigend, Mister Smartborn aber wendete sich nun zu Vater Böttcher und fuhr fort: „Und nun zu Ihnen, meine lieben Freunde, die ich meiner Angelegenheiten halber schon so viel Zeit verlieren ließ. Was führt Sie zu mir?"

„Herr Smartborn," sagte Marie in reinstem Englisch, mein Vater ist mit seiner ganzen Familie nach Amerika gekommen, um uns hier eine neue Heimath zu gründen. Alte Vorliebe und theure Erinnerungen haben seine Wahl auf Missouri gelenkt und er wünscht sich hier, nicht zu ferne von St. Louis, anzukaufen. Ein Landsmann von uns, dessen Bekanntschaft wir in dem Boardinghause machten, wo wir vorläufig einkehrten, hat uns gesagt, daß Sie mehrere schöne Farmen zu annehmbaren Bedingungen zu verkaufen hätten und uns daher an Sie gewiesen. Mein Vater hat die Farm besehen, die Sie jenseits des Merramec-Flusses zum Verkaufe ausgeboten haben, —

sie gefällt ihm, obwohl das Wohnhaus klein und baufällig ist, und er ist hieher gekommen, um Preis und Bedingungen zu erfahren."

Mister Smartborn hatte, so lange Marie sprach, sein kleines stechendes Auge nicht von ihr abgewendet, — er sah sie nun, wie sie seine Antwort zu erwarten schien, noch immer wohlgefällig an, — plötzlich sagte er, wie zerstreut: „Wie kömmt's, daß Sie so gut englisch sprechen, mein gutes Kind?"

„Ich war zwei Jahre in Hannover bei meiner Tante," entgegnete Marie, „und diese ließ mich englisch lernen."

„So, — so?" — sagte Herr Smartborn zerstreut, — „das ist schön, das wird Ihnen hier gut zu Nutzen kommen. — Wie alt sind Sie, mein gutes Kind?"

„Siebzehn Jahre, Herr Smartborn," antwortete Marie.

„Siebzehn Jahre! Hm, hm! — ein schönes, junges Alter; — da steht uns noch die ganze Welt offen. Und Sie wollen auch auf die Farm? — nicht doch, Sie sollten in der Stadt bleiben, mein Kind, — mit Ihrer Erziehung und den Kenntnissen, die Sie ohne Zweifel besitzen, würden Sie hier jedenfalls eine bessere und passendere Stellung finden, als auf dem Lande. Wäre meine Schwester hier, so würde ich selbst Ihnen sogleich eine Stelle bieten, — aber so als Junggeselle kann ich das leider nicht, so gerne" — setzte Mr. Smartborn jetzt fast zärtlich hinzu, — „so gern ich Ihnen auch gefällig sein möchte."

„Ich danke Ihnen," sagte Marie erröthend, „aber ich ziehe das Landleben vor. Doch wollen Sie meinem Vater jetzt den Preis der Farm sagen, Herr Smartborn?"

„Ja so, mein gutes Kind," schalt sich Herr Smartborn, „sehen Sie, wie zerstreut und vergeßlich ich bin, —

viel mehr, als es einem Geschäftsmanne ziemt. Sprechen Sie auch englisch, Herr Böttcher?"

„Ein wenig," entgegnete dieser, „und wo es nicht geht, wird meine Tochter schon nachhelfen."

„Nun denn, mein guter Herr Böttcher," fuhr der Geschäftsmann fort, „erlauben Sie mir vor Allem die Frage, — über welche Mittel haben Sie zu disponiren und wollen Sie die Farm auf ein Mal oder in Terminen bezahlen?"

„Das hängt von dem Preise ab, den Sie fordern, Herr Smartborn," antwortete Böttcher.

„Nun sehen Sie, guter Herr Böttcher," setzte der Landspeculant dem Einwanderer auseinander, — „die Farm ist unter Brüdern 1500 Dollars werth, allein da die Zeiten schlecht sind, und da Sie ein braver Mann zu sein scheinen und ich lieber mit braven Leuten zu thun habe, als mit Schwindlern und schlechten Zahlern, so sage ich Ihnen als mein erstes und letztes Wort: Sie sollen die Farm am Merramec um 1200 Dollars haben."

„Das ist gerade nicht zu billig, Herr Smartborn," entgegnete Böttcher, „die Leute in der Gegend taxirten sie auf 1000, höchstens 1200 Dollars, indessen die Farm gefällt mir und um so bald als möglich in Ordnung zu kommen, darf ich ein kleines Opfer nicht scheuen. Ich nehme Ihre Farm um den Preis."

„Und wie wollen Sie die 1200 Dollars bezahlen?" fragte Smartborn.

„Sehen Sie," hob der treuherzige Böttcher an, „ich habe nach Bestreitung der Reise noch 1000 Dollars übrig. Davon zahle ich Ihnen jetzt 600 Dollars und eben so viel in einem Jahre, — denn ich habe noch etwas mehr in Deutschland zu bekommen. Der Mann, der unser Gütchen

kaufte, konnte nicht alles baar zahlen und gab mir für den Rest einen Schuldschein auf sechs Monate mit Hypothek. Die Papiere sind sicher, ich habe sie unserm Consul übergeben und er hat mir versprochen, das Geld zu rechter Zeit einkassiren zu lassen."

„Mir ganz recht," — entgegnete Mr. Smartborn, — „wenn Sie sich aber mehr Zeit lassen wollen, — ich räume Ihnen gerne längere Termine ein, — versteht sich gegen die landesüblichen Interessen."

„Nein! nein!" fiel Vater Böttcher ein, — „in Jahr und Tag zahle ich den Rest. Sind Sie also einverstanden?"

„Vollkommen," bejahte der Landspeculant, — „aber nur eine kleine Bemerkung, — sie zahlen mir von den stehen bleibenden 600 Dollars 10 pCt. Interessen. Ich kann es wahrhaftig nicht anders thun, — das Geld wäre mir jetzt sehr gelegen gewesen, — ich muß nun das Fehlende selbst aufnehmen und auch wieder 10 pCt. zahlen."

„Nun, wenn es nicht anders ist, in Gottes Namen!" sagte Böttcher.

„Ich lasse Ihnen also den Deed schreiben," fuhr Smartborn fort, — „Asa, notiren Sie sich das gleich, — unsere gewöhnlichen Bedingungen in den gedruckten Formularen, und morgen Nachmittag können wir unterzeichnen und die Sache in Ordnung bringen. Für den Rest von 600 Dollars sammt Interessen geben Sie mir eine Note nebst Mortgage auf die Farm."

„Gewiß, Herr Smartborn," sagte Böttcher, „so wäre also Alles in Ordnung?"

„Alles," nickte Smartborn, — „doch eines noch. — Unsere weise Gesetzgebung läßt in rechtskräftigen Documenten nur 6 pCt. Interessen nehmen, ein Gesetz, das

in unserem geldarmen Lande, wie Sie sich wohl denken können, von Niemanden beobachtet werden kann."

„Ja, was ist da zu thun?" fragte Böttcher verlegen.

„Je nun," entgegnete der Andere lächelnd, „wir machen es wie alle andern Leute. Wir schlagen die 4 pCt. zum Capital und sie geben mir eine Note, zahlbar am 25. April 1850 mit 624 Dollars sammt 6 pCt. Interessen. Sind Sie das zufrieden?"

Der ehrliche Vater Böttcher, dessen größtes Talent gerade nicht die Arithmetik war, bemerkte nicht, daß er damit auch noch Interessen von den Interessen zahlen müsse und schlug ein. Die Unterzeichnung von Deed und Mortgage wurde auf den andern Tag festgesetzt und Herr Smartborn begleitete seine Käufer bis an die Hausthüre, beim Abschiede noch Marien sagend: „Nun, mein gutes Kind, wenn es Ihnen auf dem Lande nicht mehr gefallen sollte, so schreiben Sie mir. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen einen recht guten Platz in einer achtbaren Familie zu verschaffen."

Vater Böttcher war seelenvergnügt, endlich wieder in Thätigkeit und das gewohnte häusliche Leben zu kommen und beschloß, so schnell als möglich sich aus dem traurigen, freudlosen Boardinghause fortzumachen und auf die Farm zu ziehen. Im Gehen überschlug er mit Marien, wie sich mit den noch bleibenden 400 Dollars der nöthigste Viehstand, die unerläßlichen Geräthschaften und der nöthige Vorrath bis zur Ernte anschaffen lasse und kehrte vergnügt und guter Dinge mit der guten Nachricht zu den Seinigen zurück.

VIII.

— — Hero I'll sit i'the midst
Be large in mirth; anon, we'll drink a measure
The table round.

Macbeth.

Es war schon spät am Tage, — die untergehende Sonne warf ihre blutrothen Strahlen matt und schräg auf die Hügel, die die vom Arsenale in südlicher Richtung nach Vidépoche führende Straße rechts und links begrenzten, während es unten im Thale des Mississippi schon dunkelte, als Herr Jeremiah Smartborn auf seinem Goldfuchse daher getrabt kam. Er ritt im scharfen Trott auf sein Landhaus zu, das ziemlich abseits von der Straße aus einem mit einer hohen Mauer umgebenen Garten hervorsah. Bald war er am Thore und läutete, — ein Neger öffnete, nahm das Pferd und führte es in den Stall, nachdem er dem Gebieter gemeldet hatte, daß ihn im Parlor schon drei Gentlemen erwarteten.

Der eintretende Smartborn wechselte auch bald trauliche Händedrücke mit dem Herrn Littlespring und Limestone, die ihm auch den dritten Gast, Mr. Archibald Hysom, einen reichen Gutsbesitzer aus Gasconade County, vorstellten. Wir würden unsere Leser zu ermüden fürchten, wenn wir ihnen das nun folgende Gespräch der vier Herren wörtlich mittheilen wollten, denn es handelte sich um die trockenste, unerquicklichste Angelegenheit, — um eine Landspeculation im Großen. — Herr Smartborn organisirte den Meeting, berief Herrn Ephraim Littlespring auf den Präsidentenstuhl und erbat sich das Wort. Er trug in klarer, geschäftsmäßiger Weise den Versammelten vor, wie er sich verpflichtet geglaubt habe, in einer sich gerade jetzt darbietenden höchst vortheilhaften Geschäfts-

sache nichts ohne seine beiden alten Geschäftsfreunde zu thun und sich freue, durch ihre Vermittelung noch einen neuen Freund in diesem Kreise zu sehen. Es handle sich um die pacifische Eisenbahn nach Californien, mit der es jetzt Ernst zu werden scheine, und die ein ausgedehntes Feld für ihre spekulative Thätigkeit biete. Die Eisenbahn werde ihre Richtung durch die schönsten und fruchtbarsten leider aber noch wenig angesiedelten, Gegenden des Staates nehmen und jedenfalls doch bis an die äußerste westliche Grenze desselben gebaut werden. Er habe von den Ingenieurs, die die ersten Untersuchungen und Vermessungen vorgenommen hätten, sich eine Karte der Bahnrichtung zu verschaffen gewußt, die er hiemit vorlege. Alle auf dieser Karte mit grüner Farbe angelegten Strecken seien noch unverkauftes Congreßland, — die Punkte, denen Zweigbahn-Mündungen oder Depots eine besondere Wichtigkeit geben würden, habe er roth angemerkt, und sein Vorschlag gehe nun dahin, jetzt, wo sich noch keine Concurrenz erhebe und alles noch ungewiß scheine, an den besten Punkten 50- bis 60,000 Acres Grundstücke zu dem gesetzlichen Preise von $1^1/_4$ Dollars zu kaufen, um damit, sowie die Eisenbahn nur votirt sei, schon gute, — wenn sie aber ein Mal gebaut werde, die glänzendsten Geschäfte zu machen. Eine lange Berechnung, in der nichts vergessen war, weder die fünf steuerfreien Jahre, noch die kluge Vorsicht, alle schon bestehenden Settlements durch Ankauf des nächsten Congreßlandes umher von den Spekulanten abhängig zu machen, — unterstützte auf das Beredteste seinen langen Vortrag. Der Vorschlag selbst fand allgemeine Beistimmung und die nun folgende Debatte drehte sich mehr um das: Wie? Wo? u. s. w., als um die Hauptsache selbst. Die Herren wurden bald einig,

entwarfen ihren Gesellschaftsvertrag und beschlossen 100,000 Acres zu kaufen, zu welchem Behufe Jeder 32,000 Dollars zeichnete.

„Das Geschäft ist jetzt in Ordnung," rief Herr Smartborn fröhlich, „jetzt, meine werthen Freunde, gehört der Abend dem Vergnügen." Er klingelte, die großen Flügelthüren öffneten sich und zeigten den Speisesaal mit einer reich servirten und glänzend beleuchteten Tafel. Zwei Neger in schwarzen Fracks, Schuh und Strümpfen und Glacehandschuhen servirten die ausgesuchtesten Gerichte, während drei hübsche, fast weiße Sklavinnen das Mundschenken-Amt versahen und feurigen Xeres und gluthvollen Portwein in die Kristallgläser schenkten. Nach der ersten, den Anforderungen des Magens gewidmeten stummen Pause, in der man nur das Klirren der Messer und Gabeln und das Geräusch der gewechselten Teller hörte, fing das wechselseitige Gesundheits-Zutrinken an und mit ihm ward auch die Unterhaltung lauter und lebhafter. Die Gesichter der drei Herren glühten bereits wie eben aufgeblühte Paeonien, ihre Augen strahlten und Mr. Archibald Hysom hatte schon eines seiner Lieblingslieder angestimmt, in das die Andern im Chorus einfielen, — und doch blieb Mr. Smartborn allein blaß und nüchtern wie immer. — Jetzt wurde Champagner gebracht und bald knallten die Stöpsel und der perlende Sillery schäumte in den Kelchgläsern. Die Dienerschaft hatte das Dessert auf die Tafel gestellt und sich entfernt und die Fröhlichkeit stieg immer höher, — da sagte Mr. Smartborn plötzlich mit einem Blicke auf die Pendule auf dem Kamine: „Meine werthen Freunde! entschuldigen Sie mich, — ich habe entsetzliche Kopfschmerzen, — ich weiß nicht, ob vom schnellen Ritte, oder weil ich die ersten Gläser Wein zu

schnell getrunken. Mein Kopf tobt und schmerzt, als ob er zerspringen wollte. Es ist Mitternacht vorüber, — ich muß mich auf einige Stunden niederlegen, um Sie morgen beim Frühstücke wieder frisch und munter begrüßen zu können. Lassen Sie Sich nicht stören, und wenn Sie dann später gleichfalls Ihr Lager suchen wollen, so werden Dinah und ihre Schwestern Ihnen die Gastzimmer anweisen. Gute Nacht, meine Freunde!"

Vergebens drangen die Freunde in ihn noch zu bleiben, — er bat sie mit seinem Zustande Nachsicht zu haben und entfernte sich endlich fast gewaltsam. Die Herren setzten sich wieder an die Tafel und bereiteten nun ein kunstreiches Getränk aus Champagner, Claret, Portwein, Sherry, Ananas und Zucker in einer großen Bowle und Gläserklang und Gesang schallte weit in die stille Nacht hinaus.

Zwischendurch hörte man Smartborn die Treppe hinaufgehen und sein Zimmer betreten, das über dem Speisesaale war, — man hörte wie er sich auszog, seine Kleider auf einen Stuhl, seine Stiefel mitten ins Zimmer warf, — dann ward es stille oben.

Smartborn nahm, als er sich ausgezogen hatte, seine Uhr vom Kamine und murmelte: „Elf Uhr! — Zu Bette." — Er verschloß die Zimmerthüre von Innen und geräuschlos verschwand er in einem Alkoven, in dem nur sein Bett, ein Nachttisch und ein Schrank standen. Dann herrschte oben tiefe Stille.

Und seine Gäste sangen und tranken und berechneten wohl auch einmal in riesigen Proportionen den zu hoffenden Gewinn ihrer Spekulation.

Smartborn mochte etwa eine halbe Stunde zu Bette gegangen sein, — der Lärm und Gesang unten ward

immer matter und schläfriger, — da eilte eine unförmliche, unbeholfene Gestalt leise und vorsichtig aus dem hintern Theile des Hauses durch die dunkeln Laubgänge des Gartens, schloß am äußersten Ende desselben eine kleine, auf die Felder führende Thür auf und eilte mit raschen Schritten in der Richtung von St. Louis fort. Es war stockfinster, — der Wind heulte aus Nordwesten, — die Fenster des Speisesaals wurden jetzt auch dunkel, — dagegen zeigte sich mattes Licht und wankende Schatten hinter den Fenstergardinen der Gastzimmer.

In der Ferne bellten die Hunde auf den Farmen und der Wind trug die Töne der Glocke der Cathedrale herüber, die Mitternacht ankündigte.

In dieser Nacht, während in Smartborns Landhause Alles nach den Freuden des Abends im friedlichsten Schlummer lag, begaben sich in St. Louis folgenschwere Ereignisse.

IX.

Der Teufel ist schon lang in's Fabelbuch geschrieben,
Allein die Menschen sind nicht besser dran,
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.
Göthes Faust.

In dem alten Framehause der Carondelet-Avenue, das wir aus dem ersten Kapitel dieser Erzählung kennen, ist es stille und dunkel; die Fensterladen sind dicht geschlossen und draußen hört man den Wind pfeifen und an den losen Schindeln des Daches rütteln.

Mitternacht ist vorüber und in der ganzen Umgegend herrscht tiefes lautloses Schweigen.

In dem hintern Zimmer des Hauses hört man leise flüstern, — es sind zwei Männerstimmen, — das Gespräch scheint sich um wichtige Gegenstände zu drehen, denn die Beiden, die da in der Dunkelheit eine Unterredung halten, sind aufgeregt und bewegt.

Wir wollen horchen. —

„Wann ist er fort?"

„Heute bei Tagesanbruch, Herr."

„Und Du ließest ihn fort, Jim?"

„Konnt ich denn etwas argwohnen? Nie ging er aus, — immer saß er bei seiner Arbeit, — ich hätte mir eher den Tod träumen lassen."

„Und kannst Du keinen Grund finden, Jim?"

„Keinen. Seit er die letzte Platte beendigt hatte, war er noch stiller und trauriger als sonst. Während wir die Noten druckten, saß er stundenlang gedankenvoll vor sich hinstarrend in einer Ecke. Er aß und trank fast gar nichts. Diesen Morgen stand ich vor der Hausthüre, als er heraustrat, — es war kaum noch Tag. „Was willst Du hier?" fragte ich ihn. „Einen Augenblick frische Luft schöpfen," war seine Antwort, „ich gehe zu Grunde in dem Loche." — „Komm wieder herein, ehe es ganz hell wird!" sagte ich ihm und ging ins Haus. Er kam nicht. — Ich sah mich überall nach ihm um, — er war verschwunden. Ich gehe in die Werkstatt, — da finde ich auf seinem Platze einen Zettel mit den Worten:

„Ich gehe fort, — sucht mich nicht, — laßt mich ruhig sterben."

„Er wird uns verrathen!" sagte ängstlich und hastig

der Boss, denn dieser war es, der mit Meister Jim hier zusammengekommen war.

„Gewiß nicht, Herr, ich bürge Euch dafür," beruhigte ihn Jim.

„Und wer bürgt Dir dafür?" fragte der Alte.

„Ein Umstand, Herr, — er ist mein Sohn, — und wie ich ihn kenne, stirbt er eher, als daß er seinen Vater ins Verderben brächte."

„Das ist allerdings etwas, beruhigt mich aber nicht ganz. Hat er Platten mitgenommen?"

„Nichts, gar nichts, — sogar das Geld, das Ihr ihm in der letzten Zeit ausgezahlt hattet, lag in ein Papier gewickelt auf seinem Tische. — Aber es sind andere Sachen, die mich mehr beunruhigen," fügte Jim bedenklich hinzu.

„Was ists?"

„Ihr wißt, daß ich durch das Schallrohr unter dem Dache die Bursche in der Werkstatt belauschen kann. Gestern Abend saßen sie beisammen, sie wähnten mich lange zu Bette, — der Konrad erzählte von seinen Erlebnissen in der Jail. Da kam denn das Gespräch auch auf die Staatszeugen und Konrad erzählte, daß wenn ein Mitschuldiger die Andern verrathe und vor Gericht gegen sie als Staatszeuge auftrete, er frei und straflos ausgehe. — Das schien einen großen Eindruck auf die Burschen zu machen.

„Hölle und Teufel!" fiel der Boss wüthend ein, „hat sich denn Alles gegen mich verschworen?"

„Sie sprachen noch lange über den Gegenstand und wendeten ihn auf ihre eigene Lage an;" fuhr Jim fort, — „freilich protestirte ein Jeder, daß er einer solchen

Schlechtigkeit nicht fähig sei, — aber ich sah es den Burschen an, — sie dachten anders."

Der Boss schwieg und schien nachzudenken, — dann fragte er plötzlich: „Sind die Noten alle fertig?"

„Fertig und gepackt," antwortete Jim. — „Die Arbeiter erwarten Euch heute Nacht, um sie auszuzahlen und morgen wollen sie fort."

„Sie sollen fort," sagte der Alte dumpf, — „Jim! Du kennst meine Instruction für das Ende der Arbeit. Ist Alles besorgt?"

„Alles," entgegnete Jim, — „bis auf die Hauptsache, — die konnte ich mir nicht verschaffen, ohne Aufsehen zu erregen, — und Ihr verspracht — —"

„Es ist besorgt," sagte der Boss, — aber wo bleibt er so lange?"

Man hörte jetzt von Außen schwere Tritte, die näher kamen. — Ein schwerer Gegenstand wurde vorsichtig am Hause niedergelegt, — dann hörte man drei Mal Feuer schlagen. „Er ists!" flüsterte der Alte, „halte Dich stille."

„Wer?" fragte Jim ängstlich.

„Der große Bob. Sei ruhig."

Der Fensterladen ging auf und der Mann, den wir aus dem ersten Kapitel kennen, stand außen — aber sein Anzug bestand nicht mehr aus einem Leinenhemde und einem Buffalofell; — er hatte einen blauen Blankettrock an, eine Wachstuchmütze auf dem Kopfe und ein buntes Halstuch verbarg den größten Theil des struppigen Barthaares.

„Nun," krächzte es hinter dem Fensterladen hervor, „hast Du meinen Auftrag besorgt?"

„Ich sollte doch meinen," entgegnete Big Bob, wie

der Mann gewöhnlich genannt ward, „daß ich Euch auf diese Frage noch nie mit: Nein! geantwortet habe."

„Du warst also bei der Versteigerung im Arsenal?" fragte der Alte.

Den ganzen Morgen. Seht ja, daß ich eigends Staat dazu gemacht und Eurem Rathe zu Folge diese Kleider gekauft habe. — Sahen mich auch für einen Farmer oder Steinbrecher an. Als ich auf das Lot bot, fragte mich einer, was ich denn mit dem Zeuge wollte, — antwortete ihm, — hätte 40,000 Cubikfuß Steine zu sprengen, — könnts wohl brauchen."

„Gut, gut, — nun weiter?"

„Ward mir auch zugeschlagen die Kiste, — 's ist ein altes Lot von Haubitz-Kartuschen, Granaten- und Infanterie-Patronen, — alles bunt durcheinander. Schätz', daß es ungefähr 50 Pfund Pulver sind."

„Vermuthlich verdorbene Munition?" zürnte der Alte, „was soll ich damit, — feucht geworden, geht nicht los."

„Doch, doch! Erstlich ward kein Pulver und keine gute Munition versteigert, — sondern nur alte Waffen, Sättel, Feldgeschirr, — und von beschädigter Munition nur dies eine Lot. Hab's untersucht, — das Pulver ist gut. Wenn Ihr die Kiste übrigens nicht wollt, so behalte ich sie, — will sie schon mit Profit an Mann bringen."

„Nein, nein, — heb' sie nur herein!" krächzte der Boss.

Bob hob die schwere Kiste auf das Fensterbrett, — Jim trat leise hinzu, legte mit Hand an und sie verschwand im Dunkel des Zimmers.

„Teufel!" lachte Bob draußen, „Ihr krächzt und stöhnt wie ein altes Weib und seid doch höllenmäßig stark, —

hab' die Kiste auf der Schulter getragen, weiß am Besten, wie schwer sie ist."

„Du hast noch Geld?" fragte der Alte.

„Nach Bezahlung des Lots da und der Kleider sind mir von dem Gelde, das Ihr mir vorgestern gabt, noch elf Dollar geblieben," antwortete Bob.

„Behalte sie für Dich, — und morgen Nacht sei wieder hier, — wenn ich bis 2 Uhr nicht da bin, so warte nicht länger und komme übermorgen wieder. — Jetzt geh' — ich höre Fußtritte."

Der Fensterladen schloß sich, — Bob ging mit starken, laut durch die Nacht hallenden Schritten fort, — nachdem er etwa 500 Schritte gegangen war, blieb er stehen, sah sich vorsichtig um und stieg dann über eine an der Straße hinlaufende Fence; — in schräger Richtung über das Gemüsefeld hinschleichend, suchte er sich behutsam dem Hintertheile des Hauses wieder zu nähern, dessen Vorderseite er eben erst verlassen hatte. In der Nähe desselben zog er seine schweren Stiefel aus und schlich nun barfuß leise ans Haus.

Drinnen war Alles still; — er kroch in den Schweinestall und murmelte: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich auch heute Nacht nicht mehr erfahre als bisher. Den Stich in die Hand vergebe ich ihm nicht, — aber erst muß ich wissen, wer er ist."

Bob wartete geduldig eine Viertelstunde, — alles blieb stille, — eine zweite Viertelstunde verstrich, — es schlug 1 Uhr von der Cathedrale, — nichts rührte sich. — „Ich will verdammt sein," brummte er, „wenn der alte Satanas nicht in der Spelunke schläft. — Ich bin wieder geprellt und hier warten bis es Tag wird, ist nicht räthlich."

Er richtete sich auf und wollte herauskriechen, — da hörte er ein leises Geräusch, — erwartungsvoll hielt er den Athem an sich und lauschte. Die Hinterthüre des Hauses öffnete sich leise und zwei Gestalten traten heraus, — sie zogen die Kiste aus dem Hause, nahmen sie dann bei den Handhaben, die daran waren, und schlugen eilig, aber vorsichtig, die Richtung gegen Westen, die Anhöhe hinauf, ein.

„Wie? auch Jim?" hauchte Bob fast athemlos, — „ich würde ihn unter Tausenden wieder erkennen; — aber der Andere ist mir völlig unbekannt. — Gleichviel, — der Wein ist abgezogen, er muß auch getrunken werden."

Leise und vorsichtig schlich er aus dem Stalle heraus und strengte sich an im Dunkel die Schatten der Beiden zu entdecken, dann folgte er behutsam ihren Schritten, sich aber stets in weiter Entfernung haltend. Die Beiden keuchten rastlos mit ihrer Kiste den steilen Weg hinan, — jetzt verschwanden sie in einer Vertiefung des Terrains. Bob beeilte seine Schritte, allein er sah sie bald wieder an der anderen Seite heraufsteigen. — Nun, wo er sah, daß sie stets dieselbe Richtung verfolgten, beschloß er sie zu umgehen und bog links im weiten Kreise aus, — kaum hatte er aber einige hundert Schritte gemacht, als er über Gestrüpp stolperte, der Boden unter seinen Füßen wich und er kopfüber in ein Sinkloch hinabstürzte. — Blutend und zerschlagen kroch er herauf, — aber die Beiden waren verschwunden. Vergebens spähte er in der ganzen Gegend umher, — Niemand war zu sehen, er warf sich nieder und legte horchend das Ohr an die Erde, — keine Fußtritte, kein Geräusch, — alles blieb stille.

In den vereinzelten Häusern, die hie und dort in der Ferne standen, war nirgends Licht; — Bob fluchte fürch-

terlich über sein Mißgeschick, versprach sich künftiger vorsichtiger zu sein und trat den Rückweg an. — — —

Während Bob verdrießlich und fluchend die Anhöhe herabstolperte, trat Jim in die Werkstatt der Falschmünzer und rief den am Ofen beim Kartenspiel Sitzenden zu: „Nun Jungen! gute Nachricht! der Boss wird gleich da sein und bringt Euch Geld."

— „Desto besser," sagte Konrad, „denn ich sage Dir, Jim, seit wir keine Arbeit mehr haben, langweile ich mich hier wie ein Hund. Ich sehne mich ordentlich ins Freie und eine Reise nach New-Orleans wird mir wohl thun, denke ich."

„Sollst reisen, mein Junge, sollst das Plaisir genießen," sagte jetzt der Boss, der leise hereingehinkt war und plötzlich hinter Konrad stand. Die Andern sprangen auf. — „Thut mir wahrhaftig leid," fuhr der Alte fort, „mich von solchen Kapitalburschen zu trennen, — aber es geht einmal nicht anders und ich will Eurem Fortkommen nicht im Wege sein. — Nun Jim, wo ist das letzte Packet Noten?"

„Und unser Geld?" fragte mißtrauisch Patrick, — „wo ist das?"

„Dummkopf, — wo anders als in meiner Tasche. Hab' ich Euch je Euren ehrlich verdienten Lohn vorenthalten?" zürnte der Boss. — „Na, gib her Jim." Er steckte das Pack Banknoten in seine weite Rocktasche, „und jetzt kommt her." — Er zog nun den ledernen Geldbeutel und gab Jedem 20 blanke Adler, — dann öffnete er sein Taschenbuch und sagte: „So, Konrad, da ist Dein Wechsel von 1300 Dollars auf New-Orleans, da ist Deiner, Pat, auf Cork und hier, Lecoeur, der Deinige auf New-York

gezogen. Seid Ihr nun zufrieden? Hab' ich als ehrlicher Mann mein Versprechen gehalten."

„Ja wohl, Boss, ja wohl!" sagten, Geld und Wechsel vergnügt betrachtend, die Falschmünzer.

„Nun, wenn Ihrs einseht, so freuts mich. Hätt' Euch leicht darum betrügen können, — wenn ich nicht ein ehrlicher Mann wäre!" lachte der Alte, — „wo hättet Ihr mich verklagen wollen? he?"

Die Burschе sahen sich verblüfft an. „Aber Donnerwetter," fuhr der Boss fort, „es ist mir die Kehle trocken von der rauhen Nachtluft, — hast Du gar nichts zu trinken, Jim?"

„Warum nicht, Boss," entgegnete dieser, „ich denke, ich habe noch ein paar Flaschen Portwein unten, — und da ich nun doch auch bald fort muß, so soll er wahrhaftig nicht sauer werden im Keller."

„Recht so, Jim, — hole ihn," sagte der immer lustiger werdende Boss, — „wollen ihn austrinken auf glückliche Reise und gute Gesundheit dieser braven Jungen, — so jung kommen wir doch nicht wieder zusammen."

Jim eilte zurück durch den Gang und kam bald mit einem Korbe und sechs gesiegelten Flaschen darin zurück. — „Hm!" schmunzelte der Alte, eine Flasche vors Licht haltend, „sieht gut aus, — wollen sehen, ob er auch gut schmeckt. Hast Du keine Gläser, Jim?"

„Nein, Boss," entgegnete dieser, „Ihr wißt, ich halte auf solche Luxus-Gegenstände nichts. Das einzige Glas, das ich hatte, habe ich gestern zerbrochen."

„Nun, wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfiffen," sagte der Boss, „und wer durstig ist, trinkt auch aus der Flasche." Er nahm den Korb und gab Jedem eine Bouteille, Jim nahm sein Taschenmesser und zog die Korken heraus.

„Also auf Eure Gesundheit meine Jungen, auf glückliche Reise und gute Geschäfte in fernen Ländern!“ Sie tranken, — Jim aber setzte nur seine Flasche an den Mund und trank nicht, obwohl der Boss ihm mit den Augen zuwinkte.

Das Gespräch wurde jetzt unter dem Einflusse des feurigen Portweines lebhaft, — auch des verschwundenen Kupferstechers wurde gedacht und Lecoeur fragte: warum er denn fehle, worauf ihm Jim bedeutete, er sei ausgegangen, um seine Reisevorbereitungen zu machen. Drei Flaschen waren geleert, — eine stand noch im Korbe, auch sie mußte heran und ging unter den drei Falschmünzern in der Reihe herum. Hatten sie nun zu schnell getrunken, oder war der Wein so stark, — alle drei waren schon im höchsten Grade berauscht, schwatzten verwirrtes Zeug und warfen sich endlich, da ihre Beine den Dienst versagten, lallend auf die Erde nieder. Der Alte schien das nicht zu bemerken und plauderte und trank mit Jim fort. Endlich aber rief er sie beim Namen, rüttelte sie, — vergebens! sie schliefen und röchelten schwer. — „Es ist Zeit!“ sagte er zu Jim, und blies die Lampe aus, das Feuer im Ofen war verlöscht, — die Beiden tappten durch den Gang hinaus.

Draußen im dunkeln Zimmer sagte der Alte: „Mach Deine Sachen gut, Jim, — sie werden schwerlich mehr aufwachen, — warum hast Du nicht getrunken, — glaubst Du, ich kenne die Flaschen nicht, — sahst doch, daß ich trank.“

— „Ich konnte nicht,“ sagte Jim, sein Mißtrauen verbergend, — „ich hatte keinen Durst, — als die Burschen tranken, schnürte es mir ordentlich die Kehle zu.“

— „Bah! Gewissensbisse! Altes Weibergeschwätz!

Schäme Dich, Jim, auf Deine alten Tage noch so kindisch zu werden. Du begreifst doch, daß wir nicht anders handeln können, wenn wir sicher sein wollen. — Nun lebe wohl und rasch ans Werk." Der Alte verschwand durch die leise geöffnete Hausthür und im Dunkeln sah man ihn über die Felder die Richtung nach Süden einschlagen.

Jim stand noch einen Augenblick, wie nachdenkend, — dann aber sagte er fest: „es muß sein!" — er nahm die Wolldecken von seinem Bette und verhängte die Fenster, dann schleppte er die Kiste in den dunkeln Gang vor der Werkstatt, — schnitt mit dem Messer seinen Strohsack auf und leerte das Stroh ins Zimmer, — unter dem Bette brachte er einen Sack mit Hobelspänen hervor und streute diese über die Kiste in den Gang. Nachdem er die Strohstühle, die Tische, alles alte Holz in der Mitte des Zimmers um das Stroh gelegt hatte, goß er einen Topf Theer darüber und zündete nun ein Streichhölzchen an. Matt brannte das blaue Flämmchen in dem dunkeln Gemache und beleuchtete sein unheimlich verzerrtes Antlitz. Er zündete jetzt das Stroh am äußersten Ende des Haufens an und während die Flamme gierig weiter züngelte sprang er zur Thüre hinaus, schloß sie ab und rannte in rasendem Laufe fort in westlicher Richtung. — Erst als er ungefähr eine Meile entfernt war, blieb er stehen und sah sich keuchend um. Dicke weiße Dampfwolken quollen bereits aus den Fugen des Daches empor, — durch die dicht verhängten Fenster sah man noch keinen Feuerschein. „Glückliche Reise!" rief er höhnisch lachend und rannte unaufhaltsam weiter.

In der Ferne schlug es drei Uhr, und der Wind heulte schaurig über die öden Fluren.

X.

Wir indessen Gasse auf, Gasse nieder, wie Furien, Feuerjo! Feuerjo! durch die ganze Stadt. Geheul — Geschrei — Gepolter — fangen an die Brandglocken zu brummen, knallt der Pulverthurm in die Luft, als wär die Erde mitten entzwei geborsten und der Himmel zerplatzt und die Hölle zehntausend Klafter tief versunken.

Schillers Räuber.

In dem Phönix-Spritzenhause im oberen Theile der Carondelet-Avenue brannte, trotz der späten Nachtstunde, noch Licht, — das Thor war nur halb angelehnt und man konnte drinnen im Spritzenraum zwei Männer sehen, von denen der Eine ein untersetzter, stämmiger Mann mit freundlichen treuherigen Zügen, eine Cigarre rauchend, auf einer Bank saß und der Andere, ein schlanker, lebhafter Bursche mit rothen Wangen, dunkeln Augen und reichem braunen Haare, bei der Spritze der Phönix-Compagnie kniete und eifrig beschäftigt war, die messingenen Radbüchsen blendend hell zu putzen. Der Mann auf der Bank war der Kupferschmied Blume, ein wackerer, treuherziger Hannoveraner und sein jüngerer Gesellschafter war das thätigste und beliebteste Mitglied der Phönix-Feuer-Compagnie, Thomas Quick, — kurzweg Quick Tom oder wohl auch seiner Eigenheiten wegen von den Kameraden Odd Tom, der „sonderbare Thomas" genannt. Tom, der Sohn ehrlicher Handwerker, hatte schon von Kindesbeinen an eine besondere Vorliebe für das Spritzen-Departement entwickelt; so wie die Glocke das erste Feuerzeichen gab, war er als kleiner Junge schon, aus dem Elternhause oder aus der Schule davongesprungen, —

zum Spritzenhause hin und war glücklich gewesen, wenn er mit an dem langen Seile ziehen durfte, womit die Spritzen auf die Brandstätte geschleppt werden. Vergebens verbot ihm der Vater diese gefährliche Passion, vergebens sperrte die Mutter ihn ein, — so wie die Glocke bimmelte, sprang er zum Fenster hinaus und lief zum Feuer, — ganz unbekümmert darum, daß ihn bei der Heimkehr eine tüchtige Tracht Prügel erwartete.

So war er herangewachsen, hatte das Wagner- und das Schmiedehandwerk gelernt und war in beiden recht geschickt geworden, — aber er verdiente weniger als Andere, denn das Spritzenhaus hatte zu viel Anziehungskraft für ihn und beeinträchtigte seine Profession. Als er das 18. Jahr erreicht hatte, war er Mitglied der Phönix-Compagnie und bald eine Zierde derselben geworden. Stets der Erste beim Allarmzeichen, der Unerschrockenste wo es Gefahr gab, hatte er sich bei allen Kameraden nicht nur in Respect gesetzt, sondern wurde auch wegen seines fröhlichen, offenen Wesens, seiner heiteren Laune, seiner Gefälligkeit und Gutmüthigkeit von Allen geliebt. Aber Odd Tom hatte auch seine schlimme Seite, und die bestand darin, daß er nie einen Cent Geld hatte, — woran, wie er behauptete, nur seine Taschen Schuld seien, die stets zerrissen wären, so daß sein Geld immer alle werde, er wisse gar nicht wie.

War dann Ebbe in seiner Casse eingetreten, was regelmäßig alle 14 Tage und auch öfter der Fall war, dann suchte er bei einem Meister Arbeit nach dem Stücke, hämmerte und schweißte eine Woche wie ein Rasender, — wenn aber der Sonnabend kam und er seine 12, oft 15 Dollars eingestrichen hatte, dann gute Nacht Arbeit! — dann ging er in sein geliebtes Spritzenhaus, wo er lieber

war, als in seinem kleinen Dachstübchen, hielt Wache für jeden Andern, der gerade ausbleiben wollte, putzte Spritzen und Apparate, plauderte mit den Kameraden und war stets bereit, durstige und geldlose Kehlen zu traktiren. Erst wenn der letzte Viertel-Dollar ausgegeben war, trennte er sich mit schwerem Herzen vom Spritzenhause und suchte wieder Arbeit, — diesen Kreislauf Jahr aus, Jahr ein wiederholend.

„Nun seid Ihr bald fertig, Tom?" sagte Meister Blume, „Gott verdamme mich, Ihr putzt und fummelt nun schon drei Stunden an der Spritze herum, als ob morgen Feuermanns-Parade wäre, — es ist längst Mitternacht, macht ein Ende."

„Gleich, Wilm, gleich," antwortete Tom vergnügt, — „ich bin schon fertig, seht nur, wie sie glänzt und funkelt, daß Einem das Herz im Leibe lacht. 's ist ein schmuckes Ding, unsere Spritze, und Ihr könnt mirs glauben, Wilm, ich habe sie so lieb, als wenn sie ein schönes Mädchen wäre."

„Weiß nicht," entgegnete Blume, — „die Geschmäcke sind verschieden."

„Ihr begreift das nicht, Wilm," lächelte Tom, „Ihr seid nicht wie ich bei der Spritze aufgewachsen, — habt nicht jede Yard Schläuche zuwachsen sehen, — Ihr könnt mich nicht verstehen. Seht, meine Eltern sind todt, ich habe keine Geschwister, keine Verwandten auf der ganzen weiten Erde, — ich habe nur meine Spritze, mit der ich schon viel durchgemacht habe und mein altes, liebes Spritzenhaus, wo ich mich immer so wohl fühle, wie der Fisch im Wasser."

„Ihr solltet heirathen, Tom," sagte Wilm, „dann würdet Ihr Eure Frau eben so lieb haben, — und später

kämen dann kleine Bäbies — und ich wette, Ihr würdet Euch dabei ganz wohl befinden."

„Weiß nicht, Wilm," sagte Thomas kopfschüttelnd, „habe wohl auch schon daran gedacht, — aber dann ist mir eingefallen, daß ich, wenn ich einmal Frau und Kind hätte, nicht mehr so leicht und ledig sein würde, wie jetzt und nicht mehr zu jeder Zeit, bei Tag und Nacht der Erste beim Feuer sein könnte, — und da habe ich mirs immer wieder aus dem Kopfe geschlagen."

„Das kommt, weil Ihr noch nicht verliebt wart, Tom!" meinte Blume.

„Doch, guter Wilm, doch! War Euch teufelsmäßig verliebt in ein hübsches junges Mädchen, braver Leute Kind, — hatte ihr zwar noch nichts davon gesagt, — aber sie schien mich leiden zu mögen und so hatte ich mir schon vorgenommen zu ihren Eltern zu gehen und meine Werbung anzubringen, aber —"

„Ein Anderer fischte sie Euch weg?"

„Nein, Wilm, — nein! Ich hätte das Mädchen bekommen, — und war auch fest resolvirt, — am Sonntag wollte ich mit den Eltern sprechen, — nun seht, Sonnabend, die Nacht vorher, saß ich hier und hatte Wache, — die Andern waren fortgegangen, — ich war ganz allein und betrachtete meine Spritze recht wehmüthig, als ob ich fühlte, daß ich mich jetzt von ihr trennen würde. Nun weiß ich nicht, wie es kam, — bin ich eingeschlafen und habe geträumt, oder war es Wirklichkeit, — genug, mir kam es vor, als bewege sich die Spritze und rolle bis dicht an mich heran und ein engelhübscher Kopf sehe oben aus dem Druckkessel auf mich herab und flüstere mit bewegter Stimme: Verlaß mich nicht, Tom, bleibe bei mir, — ich habe dich ja so gerne und du wirst nie ein

treueres Liebchen bekommen. Da brach mir das Herz, die hellen Thränen traten mir in die Augen und ich rief: Nein, nein! ich bleibe, ich heirathe nicht, ich gehöre dein bis in den Tod. — Ein Höllengelächter brach jetzt um mich los, die Kameraden warens, die aus dem Wirthshause zurückgekommen waren und sie fragten mich, ob ich verrückt sei, daß ich die Spritze umklammert hätte und laut mit ihr spräche. So wars auch, ich schämte mich gewaltig, — aber gleichviel, die Nacht werde ich nie vergessen, — und so ist aus meiner Freiwerberei nichts geworden."

„Ihr seid ein närrischer Kauz!" lachte Meister Blume, „und sie heißen Euch nicht mit Unrecht den sonderbaren Tom."

„Mögen sie doch, Wilm, mögen sie doch, — wenn ich nun so glücklich bin. Ihr glaubt gar nicht, welche Freude es mir macht, die Spritze so zu putzen und zu poliren, daß sie hellstrahlend aussieht, wie eine Braut. Dann denke ich mir immer, — für mich ist sie so geputzt, — und wenns dann plötzlich losgeht und die Glocke zetert, — hui! heraus und im Galop zum Feuer, und wenn wir dann arbeiten und der helle Wasserstrahl so hoch und stolz in das Feuermeer fliegt und es bezwingt, — dann fühle ich mich größer und froher als der Präsident der Vereinigten Staaten und möchte mit ihm gewiß nicht tauschen."

„Feuer! Feuer!" erschallte es jetzt in weiter Ferne und ein Mann kam im eilenden Laufe die Avenue heraufgerannt. Toms geübtes Ohr hatte gleich den ersten Ruf gehört und mit einem Satze sprang er zum Thore hinaus auf die Straße. Alles war stille, — er sah nichts, aber die beschleunigten Schritte kamen näher. „Feuer!" er-

schallte es jetzt ganz nahe und ein großer stämmiger Mann stürmte ans Spritzenhaus heran: „Feuer!“ rief er noch ein Mal mit einer Donnerstimme, „es brennt oben hinter der Phönix-Brauerei, — vielleicht ists auch die Brauerei selbst, — man kanns von unten nicht erkennen.“ — Tom hatte ihn nicht ausreden lassen, rasch war er bei der Glocke und zog den Strick in kurzen, raschen Sätzen an, — in der Nachbarschaft ward es lebendig, die Feuerleute eilten nach und nach aus der ganzen Gegend herbei, während Blume die Spritze nachsah und die Schlauchkarren vorschob. — „Wo brennts, Mann?“ fragte Tom, den ein Junge im Läuten abgelöst hatte. — „Ganz oben,“ antwortete Big Bob, denn er wars, der Lärm gemacht hatte, — „aber Gott verdamm mich, wenn ich Euch Straße und Hausnummer sagen kann.“

„Also vorwärts hinauf!“ sagte Tom. — „Haltet ein wenig!“ fiel ein alter Feuermann ein, — „ich habe im Hieherkommen die Flammen gesehen und sie für einen Kalk- oder Ziegelofen gehalten. Ist es aber auch wirklich ein Feuer, so sehe ich nicht, wie wir bei den fürchterlichen Wegen dort die Spritze hinaufbringen wollen, — und wenn wir oben sind, fürchte ich, haben wir erst noch kein Wasser, — 's sind höchstens ein Paar Sinklöcher-Pfützen da.“

„Und bis wir hinkommen, setzte ein Anderer hinzu, ist das Haus oder was es ist, längst niedergebrannt. Es ist zu weit.“

„Nicht doch! Jungen,“ sagte Tom lebhaft, „wir müssen hin! Ein ehrlicher Feuermann muß seine Pflicht thun und nicht erst lange calculiren, ich will mit dem Schlauchkarren voraus hinauf, — Wilm! kommt Ihr mit den Andern und der Spritze nach. Packt an, Freund,“ sagte

er zu Bob, „und zeigt, daß Ihr eben so gut Feuer lö-schen, als Feuer! schreien könnt. Die Andern müssen alle die Spritze ziehen."

„Meinetwegen," sagte Bob, „obwohl ich gerade erst von da oben komme."

Tom und Bob nahmen den Schlauchkarren und im raschen Laufe eilten sie damit die Park-Avenue hinauf, dann links einbiegend.

Die Andern schleppten indessen mühselig und langsam die Spritze die Anhöhe hinauf.

„Sind wir hier aber auch auf dem rechten Wege zum Feuer?" fragte nach einer Weile Bob, als sie, um Athem zu holen, etwas langsamer geworden waren.

„Eine höchst unkluge Frage, Freund," lachte Tom, „so lange man das Feuer nicht sehen kann, — und ich sehe noch nichts. Ihr erinnert mich an den jungen Deut-schen, der diesen Abend mit seinem Ochsenwagen die zweite Straße herabkam, — ich saß vor dem Spritzenhause, — und er fragte mich: Herr! könnt Ihr mir nicht sagen, ob dies die Straße nach dem Merramec-River ist? — Freund! sage ich ihm darauf, Ihr könntet mich eben so gut fragen, ob dies der Weg nach Californien sei, — und ich könnte Euch mit eben so gutem Gewissen: Ja! ant-worten als jetzt. Aber da Ihr mit dem bloßen Ja! nicht weit kommen dürftet, so sage ich Euch, — fahrt noch ein Stücker sechs oder sieben Blocks hinab und dann fragt um die Gravois-Road und wenn Ihr ein Mal auf der eine Meilen zehn oder fünfzehn gefahren seid, dann fragt um den Merramec-River."

Jetzt kamen sie auf eine Erhöhung und sahen gerade vor ihnen in einer Senkung des Bodens Meister Jims Haus in hellen Flammen stehen. „Bleibt mit dem Schlauch-

karren hier," sagte Tom, „und ruft die Andern um sich zu sputen; — ich will indessen sehen, wo wir Wasser finden können."

Der Dachstuhl von Jims Hause fing eben erst an zu brennen, und zwar angesteckt durch die Flammen, die aus den Fensteröffnungen herausschlugen, — die Wände des Hauses selbst brannten erst von innen, aber in wenigen Minuten mußte auch die Außenseite im Feuer stehen. Tom war im raschen Laufe gegen das Haus geeilt, wo er noch Niemanden fand, — die wenigen, zerstreut und weit entfernt wohnenden Nachbarn lagen Alle im tiefsten Schlummer.

Die Flammen prasselten und knatterten in dem Hause wie in einer Hölle, und dazwischen drang dumpfes, undeutliches Geheul herzerschütternd aus dem Hause hervor. „Da sind ja noch Menschen im Hause," schrie Tom entsetzt, — „du gütiger Himmel! die armen — armen Menschen. — Aber in dem Feuermeer da drinnen können sie doch nicht sein, da hätten sie schon längst ausgeschrien, — entweder im Keller oder unter dem Dache. Laß sehen!"

Er eilte dicht ans Haus, — das Geheul wurde deutlicher und schrecklicher, jetzt sah er den Hügel dicht am Hause und kletterte hinauf, um auf das brennende Dach zu kommen. In der Ferne kündigte das Bimmeln der Glocken die herankommende Spritze an. „Hieher!" schrie er von der Spitze des Hügels, „hieher, Jungen, lauft, lauft! es gilt Menschenleben zu retten!"

Tom hatte kaum diesen Ruf beendet, — als ein donnerähnlicher Knall erfolgte, eine Feuersäule mit brennenden Balken, Trümmern und andern unförmlichen Gegenständen himmelhoch aufschlug und eine dichte weiße Rauchwolke den ganzen Schauplatz einhüllte. — Tom hatte nur noch gefühlt, wie sich der Boden unter seinen Füßen hob,

dann war er in die Luft geschleudert worden und fern vom Hause besinnungslos herabgestürzt. Als der Rauch sich verzogen hatte, war von dem Hause keine Spur mehr da, — die Hälfte des Hügels war durch die Gewalt der Explosion weggerissen worden und das Ganze zeigte nur rauchende Trümmer, deren ursprüngliche Gestalt nicht mehr zu enträthseln war.

Einige Minuten nach der Explosion kamen Meister Blume, Big Bob und die Feuerleute mit der Spritze heran. „Um Gotteswillen, Tom! Tom!" schrie Blume ängstlich. „Tom! Tom!" schrieen die Andern, aber die wohlbekannte Stimme antwortete nicht mehr. „Laßt die Spritze stehen," rief Blume, „auf, eilen wir ihm zu Hülfe!" — aber Bob warf sich ihnen in den Weg und schrie: „Halt! wem sein Leben lieb ist, der bleibe hier, — da ist Pulver aufgeflogen, und wo das eine war, kann auch noch anderes sein. Seid vorsichtig! — ist Euer Kamerad mit aufgeflogen, so könnt Ihr ihm ja doch nicht mehr helfen." — Und Bob hatte Recht gehabt, denn es krachte und platzte jetzt auf ein Mal von allen Seiten und Blume rieth Allen, sich flach auf die Erde nieder zu werfen. Es waren die Granaten, die die Explosion aus der Kiste nach allen Seiten hinausgeschleudert hatte und deren Brandröhren jetzt erst herabgebrannt waren und nach und nach die einzelnen Ladungen entzündet hatten. „Oho! murmelte Bob auf dem Gesichte liegend, — das ist mein Lot Pulver und das sind die Granaten, — hier herauf schleppten sie die Kiste. — Ein teuflischer Streich — oder eine gränzenlose Unvorsichtigkeit!" — setzte er nachdenkend hinzu.

Endlich hörten die Explosionen auf und die Feuerleute wagten sich näher auf den Schauplatz der Zerstörung, —

ein grauenerregendes Schauspiel der Verwüstung bot sich ihren Blicken dar, — sie nahmen brennende Holzstücke und suchten auf der Brandstatt und rings umher nach Tom. Endlich wurden in geringer Entfernung zwei ganz schwarz verkohlte Leichname gefunden, — die Kleider, die Haare, die Haut, — alles das war im buchstäblichsten Sinne des Wortes weggebrannt, — kaum konnte man in den unförmlichen, rauchenden Klumpen noch eine menschliche Gestalt erkennen. Der Donnerknall der Explosion hatte die ganze Gegend geweckt, — Alles strömte jetzt heran. „Das ist der Meister Jim!" sagte ein Nachbar auf die kleinere der beiden verbrannten Leichen zeigend, — „hätte es nie gedacht, daß so ein gottesfürchtiger Mann so ein trauriges Ende nehmen würde." — „Aber ich habe doch mein Lebtage nicht gehört," fiel eine Nachbarin ein, „daß Meister Jim auch mit Pulver gehandelt hätte." — „Hat's vielleicht mit altem Geräthe gekauft," sagte ein Dritter, „und wußte es nicht und brachte es unvorsichtiger Weise ans Feuer." Während so Vermuthungen und Ansichten aller Art ausgetauscht wurden, hatte Blume die andere Leiche aufmerksam beleuchtet und rief endlich traurig: „Es ist kein Zweifel, — das ist unser arme Tom, — es ist zwar nichts mehr an ihm, das ein Kennzeichen abgäbe, aber wer sollte es noch sein? Oder wohnte noch Jemand bei Meister Jim in dem Hause?" — „Niemand! — Niemand!" war die einstimmige Antwort der Nachbarn. „Nun so legt das bischen Rest, das uns von unserm armen Freunde geblieben ist," fuhr Blume fort, „auf die Spritze, sie war seine Lebensfreude, sie sei auch sein Todtenwagen, und laßt uns heimkehren; hier ist nichts mehr zu thun." — Die Feuerleute zogen mit der Leiche schweigend und traurig ab; Big Bob aber murmelte: „Ich bleibe da,

bis es Tag wird, — ich muß hell sehen und sollte es mich das Leben kosten.“ Er setzte sich auf die Erde in der Nähe der rauchenden Trümmer und versank in tiefe Gedanken.

Am andern Tage las man in den Stadt-Zeitungen: „Gestern Nacht brannte am südlichen Theile der Stadt ein einzeln stehendes Framehaus nieder. Der Besitzer desselben, ein Kesselflicker, mußte Pulver im Hause gehabt haben, denn bald nach dem Ausbruche des Brandes erfolgte eine Explosion und verhinderte jeden Rettungsversuch. Leider wurden durch die Explosion auch zwei Personen getödtet, — der Besitzer des Hauses und ein sehr achtbares Mitglied der Phönix-Feuer-Compagnie. — Das Gebäude war nicht versichert.“

XI.

Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.
Göthe.

Die Nacht, deren schaudervolle Ereignisse wir im vorigen Kapitel berichteten, hatte eben der Morgendämmerung weichen müssen, — eine gelbe Färbung überzog den Horizont hinter den Bluffs von Illinois, während die Wolkenschichten darüber rosig gesäumt waren, — der Morgennebel qualmte aus den Thälern auf, das dunkele Blaugras der Prairie funkelte von tausend und tausend Thautropfen, in denen sich die ersten Strahlen der jetzt heraufsteigenden Sonne mit Regenbogenfarben brachen und die erwachende Lerche schmetterte ihr Morgenlied wirbelnd durch die Lüfte.

Ein schwer mit Kisten, Bettstellen, einem Kochofen und andern Geräthschaften beladener Ochsenwagen kam jetzt mühsam die berganſteigende Gravois-Road herauf und ein frischer Jüngling, dem Glück und Zufriedenheit aus den klaren Augen lachten, schritt mit der Peitsche das Gespann treibend neben her. „Und das nennen sie hier Straßen," murrte er in sich hinein, „so etwas habe ich doch in Deutschland in meinem Leben nicht gesehen. Kaum war ich von der Carondelet-Avenue ab und nur einige tausend Schritte auf der Road gefahren, als ich hinter den Ziegelöfen in ein Loch kam und stecken blieb. Ich hatte gut treiben und schlagen, die armen Ochsen konnten den Wagen nicht herausziehen, — standen sie doch bis an den Bauch im Koth. Ich schrie und rief um Hülfe, — aber kein Mensch hörte mich, — da blieb mir wohl nichts anderes übrig, als mich auf den Wagen zu legen und den Morgen abzuwarten. Aber ich glaube, ich steckte noch dort, wenn die Leute, die mit der Feuerspritze zurückkamen, nicht so gefällig Hand angelegt und uns herausgeholfen hätten. Aber das nennen sie hier zu Lande Straßen."

Dieses Selbstgespräch führte oder dachte vielmehr der arme Joseph Böttcher, den wir schon von der Sarah her kennen. Sobald der Kauf mit Herrn Smartborn abgemacht war, hatte Böttcher, der sich hinaus auf die Farm sehnte, schnell den Ochsenwagen, den Ofen und was sonst Noth that, gekauft, Kisten und Koffer aufgeladen und Joseph mit der schweren Bagage vorausgeschickt, — Vater Böttcher wollte mit den Seinigen nachkommen, sobald der Deed unterzeichnet und alles in Ordnung sei. Das Kaufen, Packen und Aufladen hatte fast bis zum Abend gewährt, dann war Joseph in langsamem Ochsenschritt seines Gespanns nur wenig vorwärts gekommen und endlich in der

Dunkelheit ganz stecken geblieben, bis ihn die wackern Feuerleute erlöst hatten.

Er war jetzt auf die Höhe gekommen und sah in geringer Entfernung weißen Rauch hinter einem Hügel hervor aufsteigen. „Aha!“ dachte er, „das ist wohl die Brandstätte, von der die Feuerleute so viel sprachen, — arme Menschen! habt euer bischen Hab und Gut, vielleicht auch euer Leben verloren.“ — Er ließ die Ochsen langsam fortziehen und schritt ein Stückchen in das Feld hinein, um der Brandstätte näher zu kommen. „Du lieber Himmel!“ sagte er plötzlich, „da schläft auch Einer nicht viel besser, als ich diese Nacht geschlafen habe. — Der arme Teufel muß ja erfrieren, — es ist sehr frisch diesen Morgen.“ Plötzlich aber fuhr er zusammen und schrie: „Mein Gott! ein Todter! —

Schüchtern nur wagte er sich näher und stand an einem Strauche vor einem jungen Manne mit geschlossenen Augen und blassem Antlitze, die Kleider waren dick mit Koth und Erde bedeckt und ein über die Wange herunterreichender, eingetrockneter Blutstreif, der sich unter den Haaren verlor, deutete an, daß er die tödtliche Wunde an der Schläfe erhalten habe. Joseph rief seine Ochsen an, — sie standen, — und mitleidig beugte er sich über den am Boden Liegenden. „Er lebt noch!“ rief er jetzt freudig aus, — und kniete ängstlich besorgt bei ihm nieder. Der Verwundete schlug die Augen auf, schloß sie aber gleich wieder, seine Lippen zuckten einige Mal convulsivisch, — und seine Brust arbeitete gewaltig, als halte das fast schon entflohene Leben wieder seinen Einzug in den Körper. Joseph sah sich nach allen Seiten um Hülfe um, — Niemand war zu sehen, — er versuchte es den Verwundeten auf seine Schultern zu nehmen, aber seine jugendliche

Kraft reichte dazu nicht aus. Jetzt sah er in der Nähe der Brandstätte einen Mann, der auf der Erde nach etwaigen Ueberbleibseln der Gegenstände, die das Feuer verschont haben konnte, zu suchen schien und rief ihn an; — der Mann blickte auf und kam näher. „Wollt Ihr wohl so gut sein und mir für den armen Mann da eine Unterkunft suchen helfen!“ sagte Joseph zu dem Herzutretenden; dieser aber sah den Halbtodten aufmerksam und prüfend an, schüttelte dann den Kopf und brummte zwischen den Zähnen: „Noch ein Opfer! — Höllische Schurken das!“ — dann aber setzte er lauter hinzu: „Hört Freund! das ist eine schlimme Sache, hier herum wohnen lauter arme Leute, die kaum selbst genug haben und sich schwerlich solche Last und Sorge auf den Hals laden werden. Legt ihn auf Euern Wagen und führt ihn in das Schwestern-Hospital.“

„Wie? ich sollte wieder in die Stadt zurück,“ sagte Joseph, „das geht nicht, — ich habe schon die Nacht verloren und verlöre den Tag auch noch, — da wollte ich ihn lieber mit auf die Farm hinausnehmen.“

„Schätz' wohl,“ brummte der Andere, „es wird dem ganz gleich sein, ob er auf der Farm oder im Spitale stirbt. — Der hat seinen Theil und wird wohl bald nur noch den Gevatter Todtengräber brauchen.“

„Armer Junge!“ seufzte Joseph mitleidig.

„Nun, wie ist's?“ fragte der Andere ungeduldig, „was habt Ihr beschlossen? Hier kann er nicht liegen bleiben, daß ihn die Schweine fressen.“

„Ich nehme ihn mit auf die Farm,“ sagte Joseph entschlossen, — der Vater ist's gewiß zufrieden. Wartet nur!“ Er sprang zum Wagen, zog eine alte Matratze hervor und breitete sie in der Mitte des Wagens aus,

— dann kehrte er zurück, hob mit dem Manne den Verwundeten auf und sie trugen ihn zum Wagen. Dort hoben sie ihn vorsichtig hinauf und legten ihn auf die Matratze, in eine zwischen den Kisten und Geräthschaften gebildete Vertiefung.

„Ich danke Euch, Freund!“ sagte Joseph jetzt, als Alles in Ordnung war, „ich danke Euch für Euere Hülfe. Der arme Mensch wäre sonst elend zu Grunde gegangen.“

„Vielleicht wär's ein Glück für ihn gewesen,“ sagte finster der Mann.

„Nicht doch,“ sagte Joseph, „sprecht nicht so garstiges Zeug. Man lebt ja nur ein Mal und das Leben ist so schön. — Na lebt wohl! — und,“ setzte er hinzu, „wenn Ihr einmal nach dem Kranken sehn wollt, ich heiße Böttcher und unsere Farm liegt jenseits des Merramec, eine Meile hinter Fenton.“

„Böttcher?“ fragte der Mann zusammenzuckend, — „und Ihr seid erst von Deutschland gekommen? Nicht wahr?“

„Vor zehn Tagen erst. — Und wie ist Euer Name, wenn wir uns einmal wieder sehen sollten?“ fragte Joseph.

„Mein Name ist Bob kurzweg,“ entgegnete der Andere, — „merkt Euch den Namen, — wir sehen uns gewiß noch — und wenn Ihr den Rath eines Freundes hören wollt, so sage ich Euch: Seid auf Eurer Huth! — Und nun glückliche Reise.“

„Wie meint Ihr das? — Freund Bob!“ sagte Joseph; aber Bob war bereits weit von ihm und eilte über die Felder mit großen Schritten der Brandstätte zu. Joseph sah noch ein Mal nach dem Verwundeten, er schien zu schlafen, — seine Wangen hatten etwas Farbe bekommen und die Brust wogte nicht mehr so krampfhaft.

Joseph hob jetzt die Peitsche, die Ochsen zogen an und der Wagen rollte langsam auf der Gravois-Road fort.

Bald hatte er den schmalen River des Peres überschritten und näherte sich dem Gravois, als lautes Gespräch und Gelächter ihn aus seinen sorglosen Träumereien weckten.

Vier elegante Herren zu Pferde kamen in der Richtung von Osten über die Felder daher gesprengt und lenkten nun, ihren Weg gegen die Stadt nehmend, auf die Gravois-Road ein. Es war Mister Smartborn mit seinen Gästen, die ein jüngst erst gekauftes Stück Terrain besichtigt hatten und darüber plaudernd daher ritten. Als sie an dem Wagen vorbeikamen, fragte Joseph, dem der Weg wieder bedenklich zu werden anfing: „Um Verzeihung, meine Herren! bin ich hier auf dem rechten Wege nach dem Merramec?" — „Gewiß!" entgegnete Mr. Smartborn, „fahre nur getrost auf dieser Straße fort, und wo die Wege sich theilen, halte Dich rechts. — Aber was führst Du denn da, einen Kranken?"

„Nein Herr," entgegnete Joseph, „krank ist er nicht, aber schwer verwundet wurde er, vermuthlich bei dem Feuer, das heute Nacht in St. Louis war, und der Himmel weiß, ob er aufkömmt."

Smartborn erschrack sichtlich und sagte dann mit zitternder Stimme: „Laß mich den Mann sehen, — vielleicht kann ich ihm helfen." — „Gerne, Herr!" sagte Joseph, kletterte auf den Wagen und zog das Tuch, das er über des Liegenden Gesicht gebreitet hatte, weg. Smartborn ritt dicht an den Wagen heran, die Andern näherten sich ebenfalls neugierig, und erschöpften sich in Vermuthungen, ob der Mann aufkommen werde oder nicht. — Smartborn hatte ihn lange prüfend betrachtet, — er holte

jetzt tief Athem und sagte: „Mein guter Junge! die Verletzung scheint sehr bedeutend zu sein, — siehe zu, daß Du bald einen Arzt findest, sonst dürfte es zu spät werden. Vorwärts, Ihr Herren!“ setzte er jetzt hinzu, — „die Sonne sticht schon gewaltig.“

Die Herren spornten ihre Pferde und Joseph trieb seine Ochsen nun in das schattige Gebüsch am Gravois, langsam seinen Weg fortsetzend.

Als er längst schon den Augen der Reiter entschwunden war und diese den River des Peres hinter sich hatten, hielt Smartborn sein Pferd an und sagte: „Ihr Herren! hier trennen sich unsere Wege, Ihr wollt noch die Grundstücke auf der Prairie des Noyers ansehen und mich rufen dringende Geschäfte in die Stadt. Also auf baldiges Wiedersehen und gute Geschäfte.“ — Die Herren nahmen Abschied und bogen dann westlich über die Prairie ab, während Smartborn die Straße verfolgend sich St. Louis näherte. In der Nähe der Brandstätte gab er seinem Pferde die Sporen, warf einen scheuen Blick nach der Seite und sprengte nun in gestrecktem Galop die Anhöhe hinab. —

Erst als er im Innern der Stadt war, mäßigte er den Schritt seines dampfenden Pferdes und bald sah er sein Haus. — Herr Asa Populorum stand vor der Hausthüre und schien ihn zu erwarten, — kaum sah er Smartborn, als er ohne Hut ihm entgegen lief, das Pferd mitten auf der Straße beim Zügel faßte und mit klägliche Stimme rief: „Ach erschrecken Sie nur nicht, mein guter Herr Smartborn, — ach! es ist gar zu entsetzlich.“

„Um Gotteswillen, Asa, was ist geschehen?“ fragte zitternd der leichenblaß gewordene Smartborn.

„Ach, es ist gar zu entsetzlich, guter Herr Smartborn,

ächzte Asa, — wer hätte sich das denken können. Oh die verruchten Bösewichte! — das wird noch mein Tod sein."

„Asa! stotterte Smartborn, Sie machen mich wahnsinnig. — Sprechen Sie doch, — was ist geschehen?"

„Bestohlen! — Nächtlicher Einbruch! — ruchlose Diebe!" — stieß Asa abgerissen heraus, — „durchs hintere Fenster, über die Hofmauer, Jalousien ausgehoben, — oh! es ist gar zu schrecklich."

„Wie?" sagte Smartborn heftig, „Diebe sind bei mir eingebrochen, — aber sie wurden ertappt, — gestört, — nicht wahr Asa, — Sie waren ja da?"

„Ach! das ist eben mein Tod, stöhnte Asa, — ich war nicht da, — die Ladies von dem Waisenhause hatten mich zu einer Theepartie eingeladen, man kann den Ladies so etwas nicht abschlagen. Ich wollte nur bis 11 Uhr bleiben, — aber es wurde später, und als ich um 2 Uhr nach Hause kam, und über den Hof gehe, — und das offene Fenster sehe, — da meine ich, der Schlag müsse mich treffen."

„Also bestohlen?" sagte Smartborn hastig.

„Die eiserne Geldkiste aufgebrochen, — rein ausgeleert," wimmerte Asa und rang verzweifelnd die Hände.

„Und meine Bücher, meine Papiere?" fragte Smartborn heftig.

„Ich weiß nicht, — ich habe nur die leere Geldkiste gesehen. — Oh die verruchten Diebe. — Nein, es ist gar zu entsetzlich!" jammerte Asa.

Smartborn hörte nicht mehr auf ihn, er sprengte ans Haus, sprang vom Pferde und eilte hinein. Asa kam heulend hinterdrein gelaufen und führte lamentirend das schweißbedeckte Roß in den Hof.

Todtenblaß und krampfhaft zitternd betrat Smartborn sein Zimmer, — beim Eintreten warf er seinen ersten Blick auf den Bücherschrank, — dann nach einer Pause der Prüfung trat er zur Geldkasse und besichtigte das Zimmer. Die Diebe waren durch den Garten gekommen, hatten in der Jalousie ein Loch ausgeschnitten, durch dieses die inneren Riegel aufgezogen, das Fenster dann mit leichter Mühe geöffnet und waren so in's Zimmer gedrungen. — Die eiserne Geldkasse hatten sie aufgesprengt, — und dann ausgeleert, sonst aber Alles im Zimmer unangetastet gelassen. — Smartborn untersuchte noch ein Mal Alles genau, dann blieb er in tiefes Nachsinnen versunken in der Mitte des Zimmers stehen. — Asa steckte jetzt den Kopf durch die halbgeöffnete Thüre: „Ach!" fragte er weinerlich, „guter Herr Smartborn, hatten Sie viel in der Kasse?" „Nur 3400 Dollars, sagte Smartborn ruhiger, — ich hatte glücklicherweise am Vormittage noch 30,000 Dollars auf die Bank getragen." — „Gott sei Dank!" fiel Asa ein. —

„Gehen Sie jetzt, guter Asa," fuhr Smartborn fort, „und machen Sie dem Stadtmarschall Anzeige von dem Diebstahl, — sagen Sie den Leuten unten, daß, bis Sie mit dem Marschall zurückkommen, ich für Niemanden zu Hause bin." —

Asa verschwand, — Smartborn verschloß hinter ihm die Thüre, verhing das Schlüsselloch mit seinem Taschentuche, ließ die schweren Fenster-Vorhänge herab und schritt nun im Halbdunkel zu seinem Bücherschranke. Er schloß ihn auf und sagte beruhigt: „Es ist nichts berührt." Vorsichtig hob er die erste Reihe Bücher im oberen Fache heraus, eine zweite Reihe stand dahinter, eine kostbare Sammlung von Bibeln aller Art, wie die Rückschilder ankündigten.

Mit sicherer Hand nahm er eine seltene alte Amsterdamer Ausgabe der Bibel heraus und drückte an einer Feder im Stahlschlosse der Schließklammer. Die Bibel sprang auf, aber sie zeigte keine bedruckten Seiten, — der Einband war hohl und bildete eine kleine Chatoulle, in der dicht gepreßte Stöße von Banknoten lagen. Smartborn betrachtete sie mit stiller Lust, dann zog er noch ein Päckchen Banknoten aus der Brusttasche und legte es zu den Uebrigen. Er verschloß die Bibel, stellte sie wieder an ihren Platz, setzte die erste Reihe Bücher davor, dann schlug er die Vorhänge wieder auf, öffnete die Thüre und empfing bald mit seiner gewöhnlichen Ruhe den eintretenden Marschall.

Dieser, von seinem Lieutenant begleitet, ließ sich die ganze Sache erzählen, untersuchte Haus und Garten auf das Genaueste und empfahl sich mit dem Versprechen, sogleich die thätigsten Nachforschungen anzustellen, zu welchem Behufe ihm Herr Smartborn den von den Dieben dagelassenen Münzzettel seiner Cassa abschrieb, auf dem alle verschiedenen Geldsorten sammt Beträgen und die Noten, die in der Casse gewesen, genau verzeichnet waren.

Asa, der noch immer untröstlich herumtrippelte und die Hände rang, konnte den Gleichmuth, womit sein Prinzipal diesen Verlust ertrug, nicht genug bewundern. „Sie verdienen reich zu sein, guter Herr Smartborn," sagte er zu wiederholten Malen, „denn Sie wissen nicht nur mit guter Art Geld zu gewinnen, — Sie wissen es auch mit guter Manier zu verlieren. — Aber ich — ich werde mir es nie vergeben, daß ich zu der heillosen Theepartie gegangen bin." — Mister Smartborn tröstete Asa und aß, zu dessen noch größerem Erstaunen, mit vielem Appetite zu Mittag, und als Nachmittags Vater Böttcher und seine

Frau, von Marie begleitet, kamen, um den Kauf richtig zu machen, war er der ruhige, besonnene Mann, wie sonst, — zählte das Geld sehr genau und schob Böttcher eine falsche Fünf-Dollars-Note zurück, dabei mitleidig sagend: „Sie sind auch schon betrogen worden, mein guter Mann, — ja, es ist ein Elend bei uns mit den falschen Noten, — eine wahre Landplage.“ — Böttcher tauschte die Note gegen eine gute aus, — der Kaufvertrag und Deed of Trust wurden unterzeichnet und Smartborn wünschte seinen Käufern Glück und Gedeihen auf ihrem neuen Eigenthume. „Gehen Sie bald hinaus, mein guter Herr Böttcher?“ setzte er fragend hinzu. — „Ich und meine Alte, Herr Smartborn,“ antwortete Böttcher, „gehen mit Lottchen und Fritz morgen schon hinaus, — aber die alte Mutter ist kränklich und könnte jetzt die Fahrt nicht vertragen. Sie muß noch einige Tage hier bleiben, — Marie wird sie pflegen, bis ich den Joseph mit Pferden und Wagen hereinschicken und sie abholen lassen kann. Indessen ist auch das Haus draußen ein wenig in Ordnung gebracht.“ — Smartborn billigte das, empfahl Vorsicht bei der jetzigen ungesunden Zeit, wo man schon so viel von der bösen Cholera höre und erbot sich im Nothfalle stets ein hülfreicher, dienstbereiter Freund zu sein.

Böttcher und die Seinigen gingen endlich, — Smartborn aber schritt mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und schien über einen Entschluß nachzudenken, — endlich blieb er stehen und rief halblaut: „Ja, so gehts, — auf diese Weise erreiche ich mein Ziel und wage nichts.“ — Er nahm seinen Hut, ließ sein Pferd satteln und sprengte, als es eben zu dunkeln anfing, fort.

XII.

Wem der große Wurf gelungen
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel drein.
Schiller.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, als Joseph Böttcher mit seinem Wagen an der Farm anlangte, die etwas über eine Meile hinter Fenton, jenseits des Merramec auf einem waldigen Hügel lag. Der bisherige Pächter hatte sie vor Kurzem erst verlassen und Alles war still und öde. Als er die Fence entlang fuhr und an das Hofthor kam, tönte ihm heftiges Gebell entgegen und ein großer, schwarzer, zottiger Hund sprang zähnefletschend gegen das Thor, als wolle er ihm den Eingang verweigern. — Joseph lockte und schmeichelte ihm und der Hund wurde ruhiger, — er schien zu begreifen, daß der Ankömmling ein Recht habe in den Hof zu kommen, und als dieser nun das Thor aufmachte und mit den Ochsen hineinfuhr, da sprang der Hund schon lustig bellend und mit dem Schweife wedelnd vor den müden Thieren her und zeigte ihnen den Weg zum Stalle. Joseph nahm den Ochsen das Joch ab und trieb sie in den Stall, dann suchte er in der Kornkrippe nach einigen Maiskolben und warf sie dem hungrigen Paare vor. Nun schien es dem Hunde vollends einzuleuchten, daß das der Herr vom Hause sein müsse, denn er kam jetzt springend und wedelnd zu Joseph heran, leckte seine Hand und richtete sich dann plötzlich an ihm auf, seine breiten Tatzen auf Josephs Schultern legend. „Nun, nun, du guter Kerl, sagte Joseph gutmüthig, sei nur nicht gar so zärtlich, — mit deinen Liebkosungen kannst du Einen um-

bringen." Der Hund legte sich jetzt zu Josephs Füßen nieder und sah mit seinen klugen Augen recht treuherzig zu ihm hinauf. „Sie haben dich gewiß vergessen," fuhr Joseph fort, „und du hast vermuthlich schon ein paar Tage Fasten gehalten. Na! komm her." Er ging zum Wagen, holte ein halbes Laib Brod und gab es in einzelnen Brocken dem Hunde, der die Stücke mit wahrem Heißhunger verschlang. Als er fertig war, schmeichelte ihm Joseph und sagte: „du hast guten Appetit mein Freund, — aber jetzt heißts auch an Andere denken."

Er ging zum Wagen und der Hund, der lustig um ihn herum sprang, wich nicht mehr von seiner Seite. „Ja," sagte Joseph, „ich wollte du wärst ein Mensch, so könntest du mir jetzt helfen den armen Teufel vom Wagen ins Haus zu schaffen."

Er fing indessen an, die kleineren Gegenstände abzuladen und ins Haus zu tragen, sich immer umsehend, ob nicht Jemand des Wegs komme, der ihm helfen könne. Endlich sah er einen Reiter daher kommen und rief ihn an. „Herr!" sagte er, „ich bin ganz allein, wollt Ihr nicht ein bischen mit Hand anlegen?" — Der Mann zu Pferde, ein Farmer vom Big-River, hielt sein Pferd an und antwortete: „Wenn's nicht lange dauert, eine Viertelstunde habe ich Zeit." Er stieg ab, warf den Zaum seines Pferdes über einen Fencen-Stecken und kletterte auf den Wagen. „Ihr habt einen Kranken da, — laßt uns den zuerst hineinschaffen." Sie hoben den noch immer mit geschlossenen Augen Daliegenden mit der Matratze vorsichtig auf und trugen ihn in das hintere Zimmer des Hauses, wo sie ihn in einen Winkel lagerten. Dann wurden die Kisten, die Bettstellen, der Ofen hereingeschafft, und als Alles fertig war, stieg der Mann ruhig zu Pferde und

sagte: Good bye! — „Ich danke Euch viele Male," rief Joseph, — „wie kann ich Eure Hülfe vergelten?"

Der Mann sah ihn erstaunt an und sagte: „Seid wohl ein Fremder? bei uns hier hilft Einer dem Andern, — thäten wir's nicht, stünde es schlimm mit Allen. Gute Nacht." Der Mann ritt fort und suchte die versäumte halbe Stunde durch schärferen Trab einzubringen, um noch vor Nacht zu den Seinigen am Big-River zu kommen.

Joseph stellte indeß den Ofen auf, suchte im Hofe etwas trockenes Holz zusammen und machte Feuer, denn der April-Abend war kühl und unfreundlich, — er schloß seine Kiste auf, suchte ein Licht, das er der Vorsicht halber eingepackt hatte, steckte es in den Hals einer alten Flasche, die auf einem Gesimse stand und fing nun an die übrigen Sachen zu ordnen. Der Hund hatte sich auf die Porch gerade vor die Hausthüre gelegt, als wolle er sie bewachen. Es dämmerte schon und Joseph hatte eben sein Licht angezündet, — als der Hund kurz anschlug, — aber auch sogleich in freudigen Sätzen einen Kommenden zu bewillkommnen schien. Ein großer, hagerer Mann in blauen Blankettrock, den Hosen in den Stiefeln und den breitkrämpigen braunen Hut auf dem Kopfe, trat ins Zimmer und grüßte: „Guten Abend, Sir!" — „Guten Abend!" dankte Joseph. Der Hund war jetzt mit ins Zimmer gekommen und streckte sich behaglich neben dem Ofen hin. „Haben dich vergessen, Puck! — deine Leute, — sind nach Californien gegangen, — und haben dich dagelassen," sagte der Eingetretene, dem Hunde schmeichelnd. — „Seid Ihr der neue Farmer, Sir?"

„Sein Sohn, Herr!" antwortete Joseph.

„Euer nächster Nachbar, Herr!" sagte der Eingetre-

tene, sich selbst vorstellend, „Josua Shaw, — gleich hinter dem Berge zu Haus."

„Freut mich," sagte Joseph und schüttelte die ihm dargebotene Hand.

„Hab' Euern Vorgänger gut gekannt, Herr," fuhr Josua fort, — „manches Stündchen hier verplaudert, — waren immer gute Nachbarn, — zog schönes Korn, — wollte statt dem Gold graben, — schlechtes Geschäft, Herr."

Herr Josua Shaw setzte sich jetzt auf eine große Kiste, schob eine ungeheure Schiffslast Kautabak in den Mund und übte sich nun, mit dem geschickt gespritzten braunen Safte den rothglühenden Ofen zu treffen, wobei er mit seinen langen Beinen wie ein Hampelmann hin und her schlenkerte. Joseph hatte nach dem Verwundeten gesehen, — er kam jetzt zurück und fuhr in seiner Arbeit fort, — Mr. Josua schwieg, spritzte seinen Tabaksaft und baumelte mit den Füßen. — So verging etwa eine Viertelstunde, — endlich brach der Nachbar das Schweigen und es entspann sich das nachfolgende Gespräch:

„Euer Name, Herr?"

„Joseph Böttcher."

„Seid nicht aus dem Lande?"

„Nein."

„Woher?"

„Aus Deutschland."

„Weit von hier?"

„Viele tausend Meilen."

„Wie alt seid Ihr?"

„Siebzehn Jahre."

„Habt Ihr Geschwister?"

„Einen Bruder und zwei Schwestern."

„Auch Eltern?"

„Vater, Mutter und Großmutter.“

„Alle aus Deutschland?„

„Ja, Herr.“

„Well. Wie theuer habt Ihr die Farm gekauft?“

„Zwölfhundert Dollars.“

„Viel Geld. — Wann kommen Eure Leute?“

„Morgen oder übermorgen.“

Es trat wieder eine Pause ein, — Mr. Josua wußte augenscheinlich nichts mehr zu fragen, — er zog sein großes Taschenmesser heraus und schnitt mächtige Spähne aus der Kiste, auf der er saß, — seine Beine aber baumelten immer hin und her, wie ein Paar Perpendikel.

Nach einer Pause fing Mr. Josua an: „Schon lange im Lande, Herr?“

„Etwa vierzehn Tage.“

„Wie gefällt's Euch?“

„Ein schönes Land.“

„Indeed! Ein schönes Land, — ein freies Land, Herr!“ sagte Josua wohlgefällig und schnitt einen ungeheuern Spahn von der Kiste.

„Habt Ihr den Rock hier im Lande gekauft?“

„Nein, in Deutschland.“

„Was habt Ihr bezahlt?“

„Nach hiesigem Gelde, etwa fünf Dollars.“

„So? — Wie alt ist Euer Vater?“

„Dreiundfünfzig Jahre.“

Mr. Josuas Vorrath an Fragen schien wieder erschöpft, — er schnitzte und spritzte stumm darauf los und Joseph dachte in seinem Innern: „ein unerträglicher Gast, — der muß wohl hier Gerichtsschreiber sein, daß er die Leute so examinirt.“ — Eine halbe Stunde verstrich so, — es war draußen ganz dunkel geworden, —

der Nachbar sprach kein Wort und machte auch keine Anstalt zum Fortgehen. „Er wird wohl hier schlafen wollen," dachte Joseph, — „und ich habe nur die eine Matratze." Jetzt seufzte es tief im andern Zimmer, — Joseph sprang auf, nahm das Licht und lief hinein. Der Verwundete hatte die Augen aufgeschlagen, schloß sie aber schnell wieder vor dem plötzlichen Lichtscheine und lispelte leise: „Wo bin ich?" — „Bei ehrlichen Leuten!" sagte Joseph, an seinem Lager niederknieend, „wie fühlt Ihr Euch?" — „Gut — leicht," hauchte der Verwundete, — „aber Wasser — Wasser." Joseph eilte zum Brunnen, nahm eines von den Geschirren des Kochofens mit und füllte es mit frischem Wasser. Er hob es an die Lippen des Liegenden und dieser trank gierig, — dann sank er matt zurück.

„Ist der Gentleman krank?" fragte eine Stimme hinter Joseph, — es war Josua, der in das andere Zimmer getreten war.

„Schwer verwundet, Herr!"

„Euer Bruder?"

„Nein, ein Fremder. Ich fand ihn an der Straße und brachte ihn hieher."

„Habt Ihr keinen Arzt gefragt?"

„Wo hätte ich einen finden sollen?"

„Will Euch einen holen, — wenn's Euch recht ist."

„Ist hier einer in der Nähe? fragte Joseph freudig.

„In der Nähe just nicht, — aber am Big-River, 10 Meilen von hier wohnt ein deutscher Doctor. Denk' wohl, ich hole ihn."

„Wie? Ihr wolltet?"

„Gewiß will ich. Habt Ihr ein Pferd?"

„Nein! ich bin mit Ochsen gekommen."

„Auf einem Ochsen kann ich nicht reiten," sagte Mr. Josua trocken, „müßt Euch Pferde anschaffen, — geht sonst nicht hier zu Land; — ist Alles zu weit."

„Ja, aber wo soll ich jetzt eines finden?"

„Wartet! ich will eines von meinen Pferden suchen, — grasen da herum, — schätz' wohl, daß ich eines einfange." Er stiefelte zur Thüre hinaus und nach einer Viertelstunde hörte man Pferdegetrappel, — Joseph eilte hinaus, der Nachbar hielt zu Pferde an der Fence. „So! sagte er, ich hole jetzt den Doctor, — der Mond kommt herauf, — in zwei Stunden kann ich dort sein, kommt der Doctor nicht gleich mit, so kommt er doch morgen mit Tagesanbruch." Er ritt rasch in die Nacht hinein.

„Sonderbare Leute, das," — dachte Joseph, — „so gut, so gefällig, — wenn sie nur das viele Fragen lassen könnten." Als er ins Zimmer trat, hörte er sprechen. „Wo ist sie, — wo ist meine Spritze, — kommt schnell, — es ist die höchste Zeit, — legt die Schläuche ein — und jetzt pumpt zu," so phantasirte der Verwundete. Joseph trat leise zu ihm, — er wurde wieder ruhiger, — nach einer Weile schlug er abermals die Augen auf und sagte: „Seid Ihr's Wilm? " — „Nicht doch," entgegnete Joseph, — ich heiße Joseph, — wie ist Euch jetzt?" — Gut, recht gut! aber wo ist meine Spritze? — „Die mag wohl weit von hier sein," sagte Joseph, — „was ist Euch denn begegnet? — Tom sah sich jetzt überall um, dann fuhr er mit der Hand über die Stirne, als suche er sich zurecht zu finden, und sagte rasch und ängstlich: „Sagt mir Lieber, wo ich bin, und wie ich hieher gekommen bin?" — „Ich fand Euch verwundet an der Straße liegen," sagte Joseph, „und da in der Nähe keine Hülfe zu haben war, lud ich Euch auf und brachte Euch

auf unsere Farm am Merramec." — Tom warf einen dankbaren Blick auf Joseph und reichte ihm matt die Hand: „Dank, Freund," sagte er, „jetzt erinnere ich mich auf Alles, — das Haus brannte, sie kamen mit der Spritze, — ich rief ihnen zu, — da krachte es plötzlich, die Erde ging auseinander, Feuer um mich herum, — und ich verlor die Besinnung. Was ist aus dem Hause geworden, aus den Andern, aus meiner Spritze?" fragte er ängstlich. — „Nun, das Haus wird wohl niedergebrannt sein," sagte Joseph, — „aber die Leute mit der Spritze sah ich zurückkehren und sie halfen mir noch aus dem verwünschten Loche, in dem ich steckte." — Und ich lag an der Straße?" fragte Tom weiter. — „Ja wohl, blutend und bewußtlos." — Tom schwieg und schloß die Augen, — er schien zu schlafen, — Joseph belauschte seine Athemzüge, sie waren ruhig. Eine Weile noch wachte er bei ihm, — dann nahm er das Licht, schlich vorsichtig in das andere Zimmer und fuhr in seiner Arbeit fort. Gegen 2 Uhr Morgens hörte man Pferdetrab und der geholte Arzt, Dr. Dugger trat mit Josua ins Zimmer. Joseph führte ihn an das Lager, der Doctor verlangte Wasser, wusch die Wunde rein, untersuchte den Kopf genau und legte dann einen Band an, — er sah nun am ganzen Körper nach, nachdem er mit Hülfe der Andern Tom ausgezogen hatte, — aber er fand keine weitere Verletzung. Joseph mußte ihm erzählen, was er wußte, — auch was Tom gesagt hatte, und der Doctor sagte: „Die Verletzung am Kopfe ist nicht bedeutend, — im Uebrigen ist er unversehrt, — aber die Erschütterung muß sehr bedeutend gewesen sein. Haltet ihn ruhig, — gebt ihm Wasser, wenn er Durst hat, und laßt ihn nicht viel sprechen. Abends komme ich wieder." Josua schüt-

telte Joseph die Hand und begleitete den Doctor eine Strecke zurück. Joseph aber löschte das Licht aus und legte sich neben dem schwarzen Puck am Ofen auf der Erde nieder. Die Mühen des Tages und seine 17 Jahre wiegten ihn bald in süßen Schlaf.

Als Joseph wieder die Augen aufschlug, schien die Sonne schon ins Zimmer, er sprang auf und öffnete die Thüre, — Puck sprang lustig bellend hinaus und im Hofe herum. Die jugendliche Natur machte ihre Rechte geltend und Joseph dachte ans Frühstück, — er holte die Vorräthe, die die sorgsame Mutter ihm mitgegeben hatte, setzte sich unter die Porch und aß, — wobei der treue Puck auch nicht vergessen ward. Jetzt hörte er drinnen rufen, — er eilte hinein, und fand Tom aufrecht sitzend. „Bleibt liegen! bleibt liegen!“ rief er ängstlich, „der Doktor hat's befohlen.“ —

„Mir ist ganz wohl, Freund,“ sagte Tom, — „ich denke, ich kann aufstehen.“ Er versuchte es, aber die Kräfte versagten ihm, und er sank zurück.

„Seid nur ganz ruhig,“ sagte Joseph, „Abends kommt der Doctor und da werdet Ihr gewiß schon viel besser sein. Ach! wie bin ich so froh, daß Ihr wieder sprechen könnt. Kennt Ihr mich noch?“

Tom sah den guten Jungen mit einem seelenvollen Blicke voll tiefen Gefühls an, — dann sagte er: „Ihr heißt Joseph, nicht wahr?“

„Ja, so heiße ich,“ sagte Joseph erfreut, „Ihr wißt also Alles, was wir heute Nacht sprachen.“

„Gewiß,“ sagte Tom, „gewiß.“ — Er reichte Joseph die Hand und setzte hinzu: „Joseph! Ihr habt Euch gestern einen Freund gewonnen, — einen Freund in Tod und

Leben." — Dann schloß er die Augen wieder und der große Arzt der Jugend, der Schlaf, legte seine heilende Hand auf die heiße Stirne und beglückte ihn mit erquickendem Schlummer. — Joseph sah nach den Ochsen, — brachte den Stall in Ordnung, und es ward nach und nach Mittag. Da schlug plötzlich Puck ein helles Gebelle an und aus den Bäumen heraus rollte ein Wagen mit zwei Pferden gegen das Haus zu.

Joseph kannte schon von Weitem die Seinen und eilte ihnen entgegen: „Gott grüß Euch Vater! rief er froh, gut daß Ihr kommt! Aber wo ist denn die Großmutter und Marie?" — „Die holst Du in einigen Tagen, Junge, — die Großmutter ist etwas kränklich. Sie sind übrigens bei unserm Landsmanne Ziemer gut aufgehoben."

„Vater," sagte Joseph jetzt, nachdem er den Andern vom Wagen geholfen hatte, — „ich habe Euch einen Gast ins Haus gebracht." — „So? wer ist es denn?" fragte Böttcher. „Ein armer kranker Mensch," sagte Joseph und erzählte dem Vater die ganze Geschichte. Böttcher schüttelte zwar mit dem Kopfe und dachte an des enge Häuschen, wo sie selbst kaum Platz hatten, aber als Joseph geendet hatte, klopfte er ihm wohlgefällig auf die Schulter und sagte: „Bist ein braver Junge, — und Dein kranker Gast soll unser Gast sein. Empfiehl ihn nur der Mutter, — die versteht das Krankenpflegen."

Der Wagen rollte jetzt in den Hof, Puck sprang um die Kinder herum als seien es alte bekannte Spielkameraden, — der gute Hund wurde ebenfalls adoptirt, und während Böttcher und Joseph abpackten und die Pferde versorgten, installirte Frau Böttcher das kleine Hauswesen, so gut es gehen wollte, — sah nach Tom, — machte sich

dann an die Küchenarbeit, und als es Abend ward, war es schon ganz wohnlich und heimlich in der neuen Heimath der Einwanderer.

XIII.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt,
Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage
Und manche liebe Schatten steigen auf.

Göthe.

Der Frühling hatte bereits seinen blüthengeschmückten und wonneverbreitenden Einzug gehalten, die Felder waren in frisches Grün gekleidet, die herrlichen Blumen unserer Prairien hatten sich in ihrer reichen Farbenpracht entfaltet und Alles in der großen, schönen Natur athmete draußen Liebe, Lust und Leben, als es in St. Louis in der Mitte des lieblichen Mai noch aussah wie im Winter, heute kothig, morgen staubig, — nur mit dem Unterschiede, daß der kalte, winterliche Nordwestwind einer schon jetzt drückenden Sonnenhitze Platz gemacht hatte, — wie wir denn überhaupt hier im Westen nur einen höchst unangenehmen Winter, einen noch viel unangenehmeren, ja unausstehlichen Sommer und nur eine schöne Jahreszeit: den Herbst haben, der zum Glück vom Anfange des Septembers bis fast in den Dezember hinein dauert. Während draußen Alles blühte und grünte, sah es in St. Louis grau und eintönig aus, wie in jeder Geschäftsstadt, -- die Boote an der Levee kamen und gingen, die Drays und Möbelkarren rasselten herum, die Neger rannten und schrieen und in Magazinen und Läden herrschte jene rastlose, amei-

senartige Geschäftigkeit, die den Flor des Handels andeutet. — Und es war in der That eine gute Handelszeit, — eine ungeheure Auswanderung nach Californien hatte sich in den letzten acht Wochen in St. Louis concentrirt, daselbst alle Hôtels und Wirthshäuser gefüllt, alle ihre Reise-Einkäufe gemacht und es war, wie man zu sagen pflegt, ein schönes Stück Geld unter die Leute gekommen. Außer den California-Pilgern, die wieder weiter zogen, hatten täglich von New-Orleans ankommende Dampfboote auch noch eine sehr große Menge Einwanderer aus Deutschland und Irland gebracht, — aber, gleichzeitig mit der Ankunft dieser vielen fremden Gäste, war auch die gefürchtete Geißel der asiatischen Cholera erschienen und hatte bereits zahlreiche Opfer gefordert. Die Cholera war kein neuer Gast für St. Louis, sie hatte die Stadt schon zwei Mal, in den Jahren 1832 und 1833, heimgesucht, aber damals war die Bevölkerung noch klein und die Zahl der Opfer auch verhältnißmäßig gering gewesen; — aber nun, wo die Seuche hereinbrach in eine Stadt von 80,000 Einwohnern, zu denen man noch eine durchwandernde Bevölkerung von 40- bis 50,000 Californiern und Einwanderern rechnen konnte, nahm sie auch größere Verhältnisse und somit einen erschreckenderen Charakter an, — obwohl sie bis dahin ihre Opfer meistens aus den nicht acclimatisirten Einwanderern und den ärmeren, unter Entbehrungen leidenden, Klassen nahm. Aber bald griff die Seuche um sich, der panische Schrecken der Muthlosen kam dazu und es wiederholte sich in St. Louis, was ein neuerer Geschichtschreiber *) mit so naturgetreuer Wahrheit von Paris sagt: „Bald wich auch der Muth der

*) Louis Blanc: Histoire de dix ans.

Verwegensten dem Schrecken der Krankheit und dem, was man von ihr erzählte. Denn der Kranke war ja eine Leiche, bevor er das Leben verloren hatte. Sein Gesicht magerte mit außerordentlicher Schnelligkeit ab. Man zählte die Muskeln unter seiner Haut, die plötzlich schwarzbläulich geworden war. Seine Augen waren ausgehöhlt, trocken, um die Hälfte kleiner und es war, als zöge man sie mittelst eines Fadens gegen das Genick und ins Innere des Schädels zurück. Der Athem des Kranken war eiskalt, sein Mund weiß und feucht, sein Puls unfühlbar. Sein Wort war ein Hauch. Die Krankheit brauchte nur einen, zwei Tage, um einen Menschen zu tödten, oft war er nach zwei, drei Stunden schon eine Leiche."

In der Mitte des Monates Mai hatte die Cholera in St. Louis noch nicht jenen furchtbaren Höhegrad erreicht, zu dem sie später heranwuchs, — das äußere Leben und Treiben war noch immer dasselbe, die Geschäfte gingen noch mechanisch fort und nur die häufigen Leichenbegängnisse, die Todtenlisten in den Zeitungen und das, selbst den Sorglosesten überall verfolgende, Cholera-Gespräch, erinnerten an das Dasein der verheerenden Seuche.

Am 15. Mai war es so hell und heiter im Freien, und selbst St. Louis lag im Morgen-Sonnenschein so frisch und goldig da, als kümmerten sich die Sonne, der Frühling und die liebe Natur blutwenig um die Cholera, und die Welt gehe ihren großen Gang nach ewigen Gesetzen gleichmüthig fort, ganz unbekümmert darum, ob auf diesem Klümpchen, das wir Erde nennen, ein paar tausend Menschen-Insekten mehr oder weniger zu Grunde gehen. — Die Sonne schien auf die geschlossenen Jalousien des Ziemerschen Boardinghauses, das in einer der engen, von der Levee aufwärts führenden Straßen stand, und auf

dem Steintritte vor dem Hause saß Big Bob und ließ sich behaglich von der Sonne bescheinen. Er sah recht ordentlich aus, hatte seinen Bart gewaltig gestutzt und sein Anzug war einfach, aber sorgfältig geputzt und gebürstet. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick nach den geschlossenen Jalousien hinauf, — oder sah auch wohl zurück in die Hausflur, wenn Jemand die Treppe hinauf- oder herabging, — die meiste Zeit aber schien er über Dinge, die ihm im Kopfe herumgingen, nachzusinnen. — Manchmal wurden seine Gedanken zu lauten Worten und man hörte ihn murmeln: „Was er nur von den Leuten will? — Sie sind ja arm. — Und was kümmert ihn das Mädchen? — Das gute Kind, — so ein treues, liebes Gemüth. — Oder sollte der Alte etwa gar — — — nicht doch! das wäre ja Wahnsinn. — Gleichviel! — ich lebe ja noch — und ich will schon sehen, wo das hinaus will."

Vater Ziemer trat jetzt, sein Pfeifchen schmauchend, vor die Hausthüre. „Schön Wetter, Bob!" sagte er schmunzelnd.

„Gewiß," entgegnete dieser, — „thut auch wohl, die Sonne, nach den kalten Regentagen, — Ihr seht, ich lasse mich auch von ihr gratis anscheinen. — Nun, was macht die alte Frau oben?"

„Oh! der gehts ganz gut," entgegnete der Hausherr, „war gestern schon ein paar Stunden auf und ist heute den ganzen Morgen auf den Beinen; — ist frisch und munter und scheint sich ganz erholt zu haben."

„Scheinen recht gute Leute," warf Bob hin, „besonders das Mädchen."

„Kreuzbrave Leute, die ganze Familie," bekräftigte Ziemer, „der alte Böttcher, ein Kapitalmann und seine

Lise, eine tüchtige Hausfrau. Kenn' ihn noch von drüben, — vor zehn Jahren, ehe ich auswanderte. — Freilich waren die Kinder damals noch ganz kleine Krabben."

„Und gefällts ihnen auf der Farm draußen?" fragte Bob.

„Ganz vorzüglich," entgegnete der Andere, — „vorige Woche kam der jüngste Junge, der Fritz, herein, der konnte gar nicht genug erzählen, wie schön es draußen im Busche wäre, — viel schöner als auf ihrem Dorfe in Deutschland."

„Sagte er Euch nichts von einem kranken Manne, den sie mit hinausgenommen hätten?"

„Ja wohl! Er schwatzte ein Langes und Breites und wie der arme Teufel ganz gesund geworden sei und tüchtig mitschaffe im Hause. Er ärgerte sich, der Junge, daß er allein wieder zurückfahren mußte, denn er hatte die Großmutter und die Schwester holen wollen."

„Und die Alte konnte nicht?" fragte Bob.

„Nicht im Stande! Die war Euch recht schlecht, — und der Doctor schüttelte gar bedenklich mit dem Kopfe und kam drei Mal des Tages."

„Was fehlte ihr denn?"

„Der Doctor meinte, es wäre eine Gemüthskrankheit, — aber ich sage Euch, — sie lag beständig im Fieber, und schwatzte verwirrtes Zeug und fragte wohl hundert Mal des Tags: Ist heute der 16. Mai? — und wenn man: Nein! sagte, dann war sie zufrieden, — aber in der nächsten Viertelstunde fragte sie schon wieder dasselbe."

„Nun, der 16. Mai ist ja morgen," sagte Bob.

„Gewiß, — und obwohl sie jetzt gesund ist, hat sie nicht darauf vergessen, und mich schon in aller Frühe gefragt: Nicht wahr, morgen ist der 16. Mai?"

„Sie muß an dem Tage etwas vorhaben;“ — sagte Bob, — oder ist es ihr vielleicht ein Erinnerungstag?“

Marie kam jetzt in ihrer vollen Jugendfrische die Treppe herabgehüpft, — sie grüßte freundlich und sagte: „Vater Ziemer! Sie geben wohl einen Augenblick Acht, wenn die Großmutter etwas braucht, — ich bin gleich wieder da, ich gehe nur auf die Post.“ Sie eilte fort, — Bob sah ihr wohlgefällig nach. —

„Ein hübsches Ding!“ sagte er, „und seelengut dabei, — ich weiß nicht, ich habe noch nicht zehn Worte mit ihr gesprochen, — und sie ist mir ordentlich ins Herz gewachsen.“ —

„Oho Bob,“ lachte Vater Ziemer, „für die seid Ihr viel zu alt.“

„Weiß es,“ entgegnete Bob, — „weiß es, — weiß auch, daß sie ihren Theil schon hat, — aber ich meine es anders, — ich liebe sie, wie ich als Vater ein Kind lieben würde — wenn ich eins hätte,“ setzte er traurig hinzu.

Marie machte ihren täglichen Gang auf die Post und fragte, wie alle Tage, um Briefe an Marie Böttcher, — aber es war wieder nichts da. So war sie jetzt täglich gekommen, und der freundliche Clerk, der dem wunderhübschen Kinde gerne in die blauen, klaren Augen sah, hatte jedesmal vergeblich die Briefe unter B. durchgeblättert und ihr tröstend gesagt: „Es ist nichts da — aber kommen Sie morgen, — da kommt gewiß ein Brief.“

„Noch immer keine Nachricht von Karl!“ seufzte sie, traurig aus dem Postgebäude tretend, „und er versprach doch zu schreiben, — wenn ihm nur nicht ein Unglück zugestoßen ist.“ Sie flog nach Hause, und als sie eintrat, saß die Großmutter am Fenster, hatte ihre Brille aufgesetzt und las eifrig in alten, vergilbten Papieren. Marie

setzte sich an ihre Nähterei und störte die Alte nicht. Diese hatte endlich geendet, — legte die Papiere wieder in die alten Brüche, schob das Ganze in einen kleinen ledernen Beutel, der an einem um den Hals befestigten Bande hing und schob ihn unter die Brustfalten des Kleides. „Marie," hob sie dann an, — „ich fühle mich jetzt ganz gesund, — und ich sehne mich darnach, endlich ein Mal frische Luft genießen zu können. Ich habe während meiner langen Krankheit nur immer die eine Sehnsucht gehabt, die Gegend wieder zu sehen, wo ich meine Jugend verlebt habe. — Heute Nachmittag wollen wir ausgehen, — Du sollst mich nach der Rue des Granges führen und morgen wollen wir auf die Prairie des Noyers hinaus. Ich weiß es, — das wird mich ganz gesund machen."

„Wie Ihr wollt! Großmutter!" antwortete Marie. „Ah gut, daß Sie kommen," fuhr sie, sich zu dem eintretenden Ziemer wendend, fort, „die Großmutter will nach der Rue des Granges; — wo ist die."

„Bin fast 10 Jahre hier," entgegnete Ziemer, „hab' aber nie davon gehört. Aber warten Sie, — da unten ist ein alter Franzose, — von den ersten Ansiedlern, der wird das gewiß wissen."

„Fragen Sie auch gleich um die Prairie des Noyers," rief Marie dem Hinauseilenden nach.

Nach einer kleinen Pause kam Ziemer lachend wieder und sagte: „Hatte ich doch gedacht, die Rue des Granges müsse wenigstens in Videpoche oder in Cahokia liegen, — und der Bob sagte mir, das sei nichts als unsere dritte Straße, — die habe so geheißen, als St. Louis nur aus zwei Straßen bestanden habe, — und in der dritten nur die Scheunen und Ställe der Leute waren. Da können

Sie jeden Augenblick hinkommen, was aber die Prairie des Noyers betrifft, so ist das für die alte Frau zu weit. Es sind über drei Meilen bis hin und ein schlechter Weg."

„Ich muß hin, lieber Mann, ich muß hin!" flehte die Alte dringend.

„Ja, dann müssen Sie fahren," entgegnete Ziemer, — „heute ists schon zu hoch am Tage, — aber morgen will ich Ihnen mein Wägelchen einspannen lassen und der Bob, der die Gegend kennt, soll Sie hinausführen."

Der alten Großmutter lachte die helle Freude aus den Augen, — sie war es gerne zufrieden und alles wurde für den andern Tag verabredet. — Nachmittags, nachdem die Großmutter ihr Mittagsschläfchen beendet hatte, kleidete sie sich an und ging mit Marien aus, — Bob folgte ihnen unbemerkt in einiger Entfernung. Bald waren sie in der dritten Straße, — wie die Aufschrift an der Ecke zeigte und bogen in der Richtung nach Süden ein. Aber mit jedem Schritte steigerte sich die Verwirrung der alten Frau, — wie am Tage der Ankunft auf dem Schiffe, schüttelte sie beständig mit dem Kopfe und seufzte: „Häuser — Häuser, — nichts als Häuser. Ach mein Gott! — ich kenne ja gar nichts mehr." So waren sie weit hinab bis über die Mulberry-Straße gekommen und eine eben so lange Häuserreihe lag noch vor ihnen, — da brach der Alten das Herz, sie fing an bitterlich zu weinen, ihre Kräfte verließen sie und Marie mußte sie stützen. Bob, der ihnen von Weitem gefolgt war, eilte jetzt herbei und sagte zu Marie, ehrerbietig seinen Hut abnehmend: „Um Verzeihung, Mamsell, brauchen Sie etwa Hülfe, — die alte Frau scheint wieder krank zu sein. Soll ich Sie nach Hause führen oder Ihnen einen

Wagen holen?" Marie dankte ihm, — aber die Alte erhob bei dem Tone seiner Stimme den Kopf und sagte: „Wo ist die Rue des Granges." —

„Wir sind mitten darin," sagte Bob, „freilich ging sie nicht bis hieher, — hier stand damals dichter Wald, wo wir Jungen Nester suchten, aber die ganze Straße, durch die Sie gekommen waren, — hieß damals Rue des Granges. Ich weiß es noch ganz gut, — wir hatten ja nur die drei Straßen, die Rue Principale, wo jetzt die Mainstraße ist, — und dann die zweite Straße, die Rue de l'Eglise, mit der einzigen hölzernen Kirche und hier die Rue des Granges, wo die Scheunen standen und die Felder anfingen."

Die Alte hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und nickte bei jedem Worte bejahend mit dem Kopfe. „So ist es!" sagte sie.

„Ja, wenn Ihr damals hier waret," fuhr Bob fort, „und St. Louis seitdem nicht wieder gesehen habt, da könnt Ihr freilich nichts wieder erkennen. Es ist anderen Leuten auch so gegangen."

„Und kennt Ihr die Prairie des Noyers auch?" fragte zitternd die Großmutter.

„Denks wohl," meinte Bob, „bin dort aufgewachsen. Die steht übrigens immer noch auf dem alten Flecke; — nun, morgen soll ich Euch ja hinausführen, — da werdet Ihrs selbst sehen."

„Morgen, — morgen!" murmelte die Alte, — „und morgen ist der 16. Mai." Nach einer Pause sagte sie traurig: „Laßt uns nach Hause gehen."

Marie und Bob gaben ihr den Arm und führten die aufgeregte und sehr angegriffene Frau nach Hause. — An der Thüre verabschiedete sich Bob und versprach, am an-

dern Morgen um 8 Uhr mit dem Wagen bereit zu sein. Die Großmutter kleidete sich schweigend und traurig aus und legte sich bald zu Bette. Als Marie an ihr Lager trat, um ihr „gute Nacht" zu sagen, richtete sich die alte Frau auf und sagte wehmüthig: „Mein Kind! morgen entscheidet sich unser Schicksal, — ich hoffe zwar jetzt nichts mehr, — aber vielleicht, — vielleicht doch! — Schreibe Deinem Vater, er soll uns übermorgen abholen lassen. Ich sehne mich aus den Häusern weg — aufs Land. — Gute Nacht, mein Kind."

Marie saß noch eine Weile am Fenster und sah in die mondhelle Nacht hinaus, und hinab auf den Fluß, wo eben ein Dampfschiff von oben herab kam, um weiter unten an der Levee anzulegen. — „Ach!" dachte sie, „vielleicht ist Karl auf dem Boote. — Er wußte, ehe er fortging, daß wir hier wohnen würden, — hier wird er uns gleich finden. Wenn wir aber auf der Farm sind, — wie soll er das wissen?"

Sie schrieb jetzt den Brief an den Vater, — dann eilte auch sie zu Bette und träumte von Karl und von einer glücklichen Zukunft.

Bob aber spazirte unten in der Straße auf und ab, — und als es oben dunkel wurde, setzte er sich dem Hause gegenüber auf einen Stein, als wolle er Wache halten.

XIV.

Frommt's den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur ein Irrthum ist das Leben
Und das Wissen ist der Tod.

Schiller.

Ziemers leichter Wagen, mit zwei tüchtigen Pferden bespannt, rollte am andern Morgen durch Chouteaus Avenue zur Stadt hinaus, — Bob kutschirte mit sicherer Hand und auf dem bequemen Rücksitze saßen Marie und die alte Großmutter. Als die Häuser immer seltener wurden und nur noch hie und da zwischen den Baumgruppen hervorblickten, der Pond mit seinen gegen Westen so freundlichen Ufern sich zur Rechten ausbreitete und das Auge nun von der Höhe in das weite, schöne Thal rechts und links von der Straße und die dahinter aufsteigenden Höhen hinausblicken konnte, da ging der alten Frau das Herz auf, sie schaute stillselig drein, nickte den Bäumen und Bächen freundliche Grüße zu, und alle süßen Träume der Jugend schienen in dem längst freudlosen Herzen zu erwachen und es mit dem Balsam der Erinnerung zu erquicken. — Weit von der Stadt, auf jenen alten französischen Claims, auf denen jetzt schon für künftige Generationen die noch sehr problematischen Risque- und Cabanne-Straßen in Bauplätzen ausgelegt sind, bog der Wagen nach links ab und kam über einen schlechten Feldweg bald auf die sich weit hinausziehende Prairie des Noyers.

Sie bietet keinen freundlichen Anblick dar, diese Prairie, und hat keine Aehnlichkeit mit den reich mit Blumen geschmückten Prairien von Illinois oder mit unsern üppigen fruchtbaren Prairien im Westen und Süden von Missouri. Eine öde weite Fläche mit dem kurzen, dunkelfarbigen

Blaugras bewachsen, die einzige Produktion des auf Kalkfelsen ruhenden angeschwemmten Lehmbodens, einige verkrüppelte Gesträuche, die vielen, durch den Einsturz des, vom Wasser unterminirten, Bodens entstandenen Sinklöcher, die kümmerlich ihre Nahrung suchenden Kühe, — in den Pfützen liegende Schweine, — die in den Lüften nach Fraß spähenden Aasgeyer, — Alles dies zusammen machte die Prairie des Noyers eben zu keinem anmuthigen Aufenthalte.

Sie fuhren eine tüchtige Strecke in die Prairie hinein, — hie und da an einer Fabrik oder an einer kleinen Farm mit eingehegten Feldern vorbeikommend, — die Sonne fing schon an gewaltig heiß zu brennen, — als Bob sich plötzlich umwendete und zu Marien sagte: „Fragen Sie doch Ihre Großmutter, wo wir eigentlich hinfahren sollen." —

Marie fragte die Alte und diese sagte ungeduldig: „Nun, nach der Prairie des Noyers."

„Ei! auf der sind wir längst," lachte Bob, — „ich merke schon, es geht Euch wie mit der Rue des Granges."

„Wie? das ist die Prairie des Noyers?" sagte die Großmutter ängstlich, — wo ist denn der Wald, — wo sind denn die vielen Nußbäume. Führe mich doch nach dem Carré-du-Point-de-jour."

„Dacht ichs doch gleich," sagte Bob, „Ihr denkt, es soll hier wohl noch Alles so aussehen, wie bei Erschaffung der Welt. Der Wald der stand hier, — es waren meist Nußbäume, schöne herrliche Stämme, — aber das haben die Spekulanten Alles längst weggeschlagen und Cordweise verkauft. Da ist kein Baum stehen geblieben auf fünf Meilen in der Runde."

„Kein Baum!" schrie die Alte jetzt mit dem Ausdrucke

des tiefsten Schmerzes und hielt die mageren Hände vors Gesicht, als wolle sie sich die traurige Wirklichkeit verbergen, — „und das Carré-du-Point-de-jour?"

„Habs gut gekannt," sagte Bob, — „war ein freier, fast viereckiger Platz mitten unter den Bäumen, — ganz kahl, nur in der Mitte stand ein alter riesiger Nußbaum, und die Leute sagten damals: die Indianer hätten da ihren Götzendienst getrieben. Ja, — das ist Alles umgehauen worden, — ohne Gnade und Barmherzigkeit."

Jetzt brach die alte Frau in ein lautes, heftiges Weinen aus und stöhnte krampfhaft: „Nach Hause, — zur Ruhe, — ins Grab!" — Marie suchte sie vergebens zu beschwichtigen, — endlich winkte sie Bob umzukehren und dieser lenkte seine Pferde wieder der Stadt zu. Die Alte ward nach und nach stiller, — aber sie weinte lange und bitterlich.

Vater Ziemer stand vor der Thüre, als der Wagen wieder vor dem Hause hielt und rief: „Schon zurück? — Schade, daß Sie nicht eine Viertelstunde früher kamen, Mamsell Marie, — es war Besuch da, — ein junger Mann, er fragte nach Vater Böttcher und nach Ihnen."

„Karl!" rief Marie entzückt. —

„Ja, ich denke, so hat er sich genannt," entgegnete Ziemer, „er kam mit einem Boote von Oben, — aber er schwatzte so viel und so verwirrtes Zeug, daß ich gar nichts behalten konnte."

„Ist er oben?" fragte Marie freudig.

„Nein! er ist fort, aber er kommt bald wieder."

Bob hatte indessen der alten Frau vom Wagen geholfen, er hob nun auch Marie herab, und während diese die Großmutter hinaufführte, fuhr Bob mit dem Wagen dem in der Nähe gelegenen Stalle zu.

Mariens Herz ward von den widersprechendsten Gefühlen bestürmt, — die Freude über die Rückkehr ihres geliebten Karls, — der Kummer über der Großmutter tiefen Schmerz, nahmen sie gleich sehr in Anspruch; — aber zu ihrem Erstaunen bemerkte sie bald, daß in dem ganzen Wesen der alten Frau eine große Veränderung vorgegangen war; — sie weinte nicht mehr, sie war ruhig, gefaßt, — wie Jemand, der endlich nach langen Kämpfen einen festen Entschluß gefaßt hat, — sie sprach gelassen, fast heiter von Karls Rückkehr, von den nöthigen Anstalten, um nun schnell auf die Farm hinauszukommen, — sie schien wie umgewandelt.

Da klopfte es an der Thüre, — Marie ward purpurroth und mit freudigem Herzklopfen rief sie: „Herein," — die Thür flog auf und Karl in ihre Arme.

„Marie! mein süßes, gutes Mädchen! meine holde, liebe Braut!" rief der männlich schöne Jüngling und schloß die Erröthende fest in seine Arme.

„Ach! Karl! Karl!" flüsterte sie, „bist Du endlich da? Ach! wie habe ich die langen — langen Tage unserer Trennung gezählt." — Karl drückte jetzt der Großmutter die welke Hand, die ihn freundlich begrüßte und sagte:

„Ich konnte nicht früher kommen, — die Mutter war recht krank, ich durfte sie nicht verlassen, — aber nun ist sie wieder gesund und wohlauf und bei der Schwester gut versorgt, und so bin ich denn hergeflogen, wo mein Herz mich hinzog."

„Aber mir gar nicht zu schreiben?" schmählte Marie, „ist das recht?"

„Nicht?" sagte Karl, — „ich habe Dir ja zwei lange Briefe von Rock Island geschrieben. Hast Du die denn nicht erhalten?"

„Keinen einzigen, Karl!“ betheuerte Marie, — „und das hat mir viel Kummer gemacht.“

„Unbegreiflich!“ sagte der Jüngling, — „doch was hilft das jetzt noch, — ich bin nun selbst da, — und, wie ich glaube, mit guten Aussichten für unsere baldige Verbindung. Vater Böttcher ist schon auf der Farm, wie ich höre, — wann wollt Ihr hinaus?“

„In ein oder zwei Tagen!“ antwortete das Mädchen, — „die Großmutter, denke ich, wird die Fahrt nun wohl gut aushalten können.“

„Oh gewiß, Kinder,“ sagte die alte Frau, — „und ich sehne mich hinaus, aufs Land, zu den Meinigen, — hier habe ich doch nichts mehr zu suchen,“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

Die Liebenden vertieften sich nun in ein langes, angelegentliches Gespräch, ihre Pläne und Lebenshoffnungen austauschend, — und wenn wir diese lebhafte Unterredung nicht wiedergeben, so geschieht es, weil wir glauben, daß unter unsern Lesern und Leserinnen wohl keines ist, das nicht selbst diese schönen Stunden des liebenden Austausches zweier jungen Herzen erlebt und nicht alle die Seligkeit, die sie mit sich bringen, empfunden hätte.

Karl brachte den Rest des Tages bei seiner theueren Marie zu und verließ sie erst spät Abends. Er konnte sich von dem holden, blühenden Mädchen gar nicht trennen, und nur die Rücksicht, daß die alte Großmutter der Ruhe und des Schlafes bedürfe, trieb ihn endlich von dannen. Mit dem Versprechen, am andern Morgen wieder da zu sein, nahm er endlich von Marien Abschied und schlug im seligsten Wonnetaumel den Weg nach seiner Wohnung in der zweiten Straße ein.

Als er an die Ecke der Straße kam, wo Marie wohnte,

trat ihm eine hohe Gestalt entgegen und eine rauhe Stimme sagte: „Ihr seid teufelsmäßig lang geblieben, — ja, ja, Verliebte und Kinder können in der Unterhaltung nie ein Ende finden."

„Wer seid Ihr und was kümmerts Euch? sagte Karl unwillig und wollte seinen Weg fortsetzen, aber der Andere hielt ihn am Arme fest und sagte:

„Nur gemach! spricht man so mit einem alten Bekannten?"

„Ich kenne Euch nicht," sagte Karl lebhaft, „laßt mich und geht Eurer Wege."

„Ihr kennt mich nicht? — nun so kenne ich Euch," lachte der Andere, „Ihr heißt Karl Aßmann, kommt von Rock Island, wo Eure Mutter krank war und habt eben dem jungen Mädchen einen sechsstündigen Besuch abgestattet, dem Ihr am Abende Eurer Ankunft hier auf der Sarah eine Liebeserklärung machtet. Nun? Kenn' ich Euch oder nicht?"

Karl sah ihn erstaunt an und sagte endlich: „Und wenn das alles wahr ist, — was geht es Euch an?"

„Langsam, langsam!" sagte der Mann, „seid nur nicht so ungeduldig und hört mich an. Es ist ein liebes Kind, Eure Marie, und ich habe sie gerne, als wenn sie mein Kind wäre, — ich habe sie für Euch bewacht, während Ihr fort waret. Jetzt muß aber ich selbst fort, — der Teufel schickt mich wieder auf Reisen, —" murmelte er halblaut, „aber ehe ich gehe, mußte ich Euch sprechen."

„Ich verstehe Euch nicht," sagte Karl immer erstaunter.

„Ist auch noch gar nicht nöthig," sagte der Mann, „denn ich verstehe selbst noch nicht Alles, — aber darum könnt Ihr mir doch glauben. Dem Mädchen und ihren Eltern drohen Gefahren, — Nachstellungen von Teufeln

in Menschengestalt, — seid auf der Hut und wacht über sie. In einigen Tagen bin ich wieder da und stehe Euch zur Seite."

„Erklärt Euch deutlicher!" sagte Karl hastig, „wie kann ich glauben, daß, —"

„Ich habe keine Zeit Euch ein Langes und Breites zu erzählen," sagte der Andere, „das Beste ist, Ihr bringt sie sobald als möglich zu ihren Eltern auf's Land. Und nun lebt wohl, — grüßt das liebe Kind, — und wenn ich sie nicht mehr sehen sollte, — so sagt ihr, sie solle sich manchmal an den alten Bob erinnern, — das wird mir Segen bringen. Aber Eure Hand! Ihr werdet treulich wachen über sie?"

Die Stimme Bobs war so weich und herzlich geworden, daß aus Karls Brust jedes Mißtrauen verschwand, herzlich schlug er in die dargebotene Hand und rief:

„Seid gewiß, sie ist ja mein höchstes Glück auf Erden, — wie sollte ich über ein solches Kleinod nicht wachen!"

„Nun denn gute Nacht! — und ich hoffe: Auf Wiedersehen!" sagte Bob und eilte mit raschen Schritten zur Levee hinab, während Karl nachdenkend nach Hause ging.

Oben war die alte Großmutter gerade zu Bette gegangen und Marie schickte sich an, ebenfalls ihr Lager zu suchen, als die alte Frau sie rief. Marie eilte zu ihrem Bette und die Alte sagte ernst und feierlich: „Setze Dich her zu mir, mein Kind, ich habe mit Dir zu sprechen. Du bist das Aelteste von meinen Enkeln, — wirst nun bald selbst Frau und Mutter sein, und mich drängts, Dir ein Geheimniß mitzutheilen, — das ich schon lange Jahre verschlossen in meinem Herzen trage. — Ich weiß nicht, — wie es kommt, — aber mein Herz ist schwer bedrückt und ich muß mir Luft machen. Der heutige Tag hat alle

meine Hoffnungen zu Grabe getragen — und es ist mir, als würde ich meinen Sohn, Deinen Vater nicht mehr wiedersehen. So erfahre denn Du, was selbst er nicht weiß, und bewahre es wohl für ihn und für Euch alle. Du weißt, daß ich hier geboren ward und daß Dein Vater gleichfalls hier das Licht der Welt erblickte. Als Dein Großvater noch lebte, wußte ich Alles das, was Du jetzt erfahren sollst, selbst noch nicht, — erst nach seinem Tode erfuhr ich das Geheimniß und von dem Tage an entstand jene Sehnsucht, nach Amerika zurückzukehren, über die Ihr Euch Alle so oft gewundert habt. — Hier, mein Kind," sagte die Großmutter nun, indem sie das lederne Säckchen aus ihrer Brust hervorzog und die darin bewahrten Papiere herausnahm, „hier nimm! und lies aufmerksam, was Dein Großvater, mein seliger Mann, mir als sein Vermächtniß hinterließ, — und was ich Euch nun eben so übergebe. — Ich bin sehr matt und bedarf der Ruhe, — ich werde schlafen und — — von alten Zeiten träumen," setzte sie weich und traurig hinzu. „Morgen wollen wir dann davon weiter sprechen." Marie küßte schweigend und bewegt die arme, alte Frau, — und wünschte ihr zärtlich eine „Gute Nacht!" dann setzte sie sich an ihr Arbeitstischchen, schlug die alten vergilbten Blätter auseinander, und während die Großmutter sanft schlummerte, las die Enkelin mit stets steigender Bewegung die nachfolgende Mittheilung ihres Großvaters, den sie als kleines Kind noch gekannt hatte und dessen kräftige Gestalt noch immer deutlich vor ihrem Geiste stand.

XV.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie grade passiret,
Dem bricht sie das Herz entzwei.
Heine.

Marie las mit stets steigender Spannung das nachfolgende Vermächtniß ihres Großvaters, — auf dessen Außenseite stand: „Nach meinem Tode zu eröffnen."

Laubheim, am 16. Mai 1833.

„Meine geliebte Johanna!

Wenn Du einst diese Zeilen lesen wirst, bin ich nicht mehr unter den Lebenden und die stille Erde deckt ein Herz, das nur für Dich geschlagen hat. Es liegt in diesen Papieren das einzige Geheimniß, das ich je vor Dir gehabt habe, und heute, dreißig Jahre nach den schrecklichen Ereignissen, deren Zeuge ich war, jetzt wo ich mein sechzigstes Jahr erreicht, und nicht mehr lange auf dieser Welt zu wandeln habe, drängt es mich unwiderstehlich, in diesen Blättern niederzulegen, was ein heiliger Eid mir nie erlaubte Dir zu sagen, — mein Geheimniß, das nun, nach meinem Tode, auch Dein Geheimniß wird und worüber Du dann zum Besten unserer Kinder und Enkel verfügen magst.

Du erinnerst Dich wohl noch lebhaft aller Vorgänge unserer Jugend, — Du weißt, daß meine Eltern aus dem Elsaß stammten und einige Zeit nach dem Aachener Frieden, nach dem, damals unter Frankreichs Herrschaft rasch aufblühenden Louisiana auswanderten, — zuerst in der Nähe von New-Orleans lebten und sich dann im Jahre 1763 der Expedition des kühnen und ritterlichen Laclede anschlossen, der mit entschlossenen Colonisten jene

gefährliche Reise den Fluß hinauf in das Innere des Mississippithales machte, um Frankreichs Herrschaft weiter nördlich auszudehnen und die französischen Besitzungen am Golfe von Mexiko mit den französischen Provinzen von Canada zu verbinden. Er besuchte damals Fort de Chartres und St. Genevieve und warb überall Familien an, um sich der von ihm neu zu gründenden Ansiedelung anzuschließen. So kam er endlich auch nach Notre Dame des Kahokias, wo Deine Eltern, meine gute Johanna, lebten, — und längst unzufrieden mit dem schutzlosen Leben mitten unter den wilden Illinois-Indianern, schlossen auch sie sich an Laclede an. — Am 15. Februar 1764 landete Laclede endlich nach einer neun Monate dauernden Fahrt mit kurzen Rasten, am rechten Ufer des Flusses, nahm von dem Lande im Namen des Königs von Frankreich und Navarra Besitz und gründete St. Louis.

Ich und Du, Johanna, erblickten in St. Louis das Licht der Welt und wuchsen in dem kleinen, stillen Kreise des rauhen Ansiedelerlebens heran. Wir waren schon als Kinder stets Spielgefährten gewesen und als ich, der 22jährige Jüngling um Dich, die Du erst 15 Jahre zähltest, anhielt, machten unsere Eltern keine Einwendung und unsere Verbindung ward geschlossen. Du schenktest mir zwei Söhne, Robert und August, und wir lebten in stillem Frieden ein ruhiges glückliches Leben, das nur durch die aufeinanderfolgenden Todesfälle unserer guten Eltern getrübt ward.

Du warst, als Du heiratetest, noch so jung, daß ich Dir diese einzelnen Umstände in's Gedächtniß zurückrufen zu müssen glaube, damit Du einst unsern Kindern die Geschichte ihrer Familie hinterlassen kannst.

Wenn Du Dich auch der ersten von diesen Ereignissen

nicht mehr so klar erinnerst, so ist Dir doch gewiß jene traurige Zeit tief eingeprägt, wo wir zuerst unsern ältesten Sohn verloren und bald wir selbst, aus Dir unerklärlichen Ursachen, die stille Colonie verließen und nach Europa wanderten. Was Du damals nicht ahntest, sollst Du jetzt erfahren.

Du erinnerst Dich gewiß noch lebhaft auf unsern Beichtvater, den Pater Antonio, und auf meinen braven Capitain Laforge, — nun, diese beiden Männer waren es, die die Wendung meines Schicksals entschieden.

Pater Antonio, ein im Jesuiten-Orden hochgeachteter Mann, war längere Zeit in Paraguay Schatzmeister des Ordens gewesen, dann mit einer Mission nach Süd-Amerika geschickt worden und kam im Jahre 1801 nach St. Louis, wo wir damals ganz ohne Pfarrer waren. Er erhielt von dem Missionshause in New-Madrid den Auftrag, so lange als Seelsorger und Missionar unter uns zu bleiben, bis ein Nachfolger eintreffen würde, dann erst könne er seine Rückreise nach Europa, die er vorhatte, antreten. Pater Antonio ward unser Pfarrer und gewann bald einen großen Einfluß in der Gemeinde; von freundlichem, leutseligem Wesen, mit einnehmenden Manieren, ein Meister in der Redekunst, wußte er bald Alles zu gewinnen und stand besonders bei den Frauen — die sich schaarenweise zur Beichte bei ihm drängten — in großer Gunst. Fast gleichzeitig mit ihm kam Alphons Laforge, der Frankreich im Jahre 1800 verlassen hatte, in St. Louis an, um nun, wo in Europa Friede geschlossen war, für seinen unruhigen, bewegten Geist neue Abenteuer im Innern von Louisiana zu suchen. Alles liebte Laforge, seine Erzählungen von der großen Revolution, von dem ersten Consul, von dessen wunderbaren Schlachten und Siegen in Italien,

versammelten stets am Abende einen dichtgedrängten Kreis von Zuhörern um ihn. Wir wurden bald innige Freunde und ich war einer seiner begeistertsten Zuhörer, wobei nach und nach in meiner Brust der Wunsch rege ward, dieses schöne Frankreich und die große Nation, der wir ja auch angehörten, kennen zu lernen.

Du denkst wohl noch manchmal an Deine Jugendfreundin Laura Azevedo, die ein so trauriges Ende nahm, — Du weißt, daß Laforge sie liebte, sie heirathen wollte, — und daß ein verhängnißvolles Geschick dies verhinderte. Höre nun, was außer mir Niemand wußte.

Es mochten seit dem Tode unseres älteren Sohnes etwa sechs Monate verflossen sein, als Pater Antonio in unsere Hütte trat, wo ich allein am Fenster saß. Ich hatte den Mann nie geliebt, — und seit dem Tode unseres Roberts fühlte ich einen fast unerklärlichen Widerwillen gegen ihn. Er grüßte mich in seiner freundlichen, frommen Art und sagte: „Guten Abend, Louis! Du bist allein?"

„Ganz allein," sagte ich, „meine Frau ist zu der Nachbarin gegangen und hat den Jungen mitgenommen."

„Nun," fuhr er fort, „und ist Dein Herz nun getröstet über den Verlust Deines armen Robert. Es war ein lieber Junge; — aber denke, Louis, Gott hat ihn gegeben, Gott hat ihn genommen; — Seine Rathschläge sind unerforschlich."

Ich senkte mein Haupt, — die kaum verharschten Wunden meines Herzens brachen wieder auf, Thränen rollten über meine Wangen, und ich seufzte: „Oh mein Kind! mein armes Kind!"

Der Pater hob meinen Kopf in die Höhe und sagte: „Muth, Louis, dort oben wirst Du ihn ja wiedersehen.

Glaubst Du denn, ich fühle Deinen Schmerz nicht mit, ich? — ach! mir zerschneidet er ja eben so tief das Herz, da ich mich auch noch als die unschuldige Ursache des Todes des armen Jungen betrachten muß."

„Oh, hochwürdiger Pater!" bat ich ihn, „ich bin ja ruhig, — und habe mich in mein Schicksal ergeben, — aber sagt mir, — war denn keine Rettung möglich? Mußte er ertrinken?"

„Leider," entgegnete Pater Antonio, — „es war eine Schickung Gottes, der am besten weiß, was uns frommt. — Ich hatte gerade mit dem Pater Athanasius einen Spaziergang nach der Prairie des Noyers gemacht, — als wir mitten im Walde Deinen Robert, Vogelnester suchend, fanden. Er begleitete uns auf dem Heimwege, und als ich davon sprach, daß ich noch nach Cahokia hinüberschiffen müsse, bat er mich, ob er mitfahren dürfe. Ich willigte ein, — ach! hätte ich es doch nicht gethan! — als wir in der Mitte des Flusses waren und ich, in meinem Brevier lesend im Hintertheile des Kahns saß, glitt ihm das Ruder aus der Hand und fiel in's Wasser, — er wollte darnach haschen, bog sich hinab, verlor das Gleichgewicht und stürzte in die Wellen. Pater Athanasius, der das andere Ruder führte, wollte ihm zu Hülfe eilen, aber es war zu spät, — er war untergegangen — und wir sahen ihn nicht mehr."

Ich weinte still, — der Pater tröstete mich, und als ich ruhiger geworden war, sagte er: „Louis! ich bin gekommen, um Dich um einen Dienst zu bitten. Als ich hieher kam und von den öfteren Ueberfällen der Indianer hörte, habe ich Sorge gehabt, nicht für meine irdischen Güter, denn ein armer Priester hat nichts als sein Ordenskleid, — aber für die Schätze meiner Seele. Ich habe

daher damals mit Hülfe des Bruders Athanasius eine Kiste mit höchst werthvollen geistlichen Schriften im Walde vergraben, weil ich sie dort für sicherer hielt, als hier in unserm schlecht verschanzten Orte, wo die Wilden bei einem siegreichen Ueberfalle Alles plündern und zerstören würden, während die Bücher im Walde und tief in der Erde sicher sind. Mein Nachfolger ist nun gekommen, — in diesen Tagen geht ein Schiff nach New-Orleans und ich kehre mit ihm nach Europa zurück. Da brauche ich denn meine theuren heiligen Bücher und will sie holen. Allein kann ich das aber nicht, und so habe ich Dich bitten wollen, mir zu helfen. Willst Du?"

„Mit Vergnügen, hochwürdiger Vater!" sagte ich.

„Gut denn!" entgegnete er ernst und feierlich, „aber da dieser Versteck wahrscheinlich auch von meinem Nachfolger benutzt werden wird, — da er vielleicht einst gezwungen sein dürfte, den heiligen Kelch, die geweihte Hostie und die andern Kirchengeräthschaften dort zu verbergen, so darf Niemand etwas erfahren, und Du wirst mir erst einen Eid auf das allerheiligste Altar-Sacrament ablegen, daß Du bis an Deinen Tod tiefes Schweigen über Alles beobachten wirst."

Ich willigte ein und er führte mich in unsere kleine hölzerne Kirche — er verschloß die Thüre, ich kniete nieder und er hörte meine Beichte. Dann ertheilte er mir die Absolution und reichte mir das allerheiligste Sacrament. Ehe ich es genoß, mußte ich ihm auf die geweihte Hostie schwören, daß ich ein tiefes, unverbrüchliches Schweigen beobachten würde, sonst sollte ich verflucht auf Erden und jenseits der himmlischen Seligkeit verlustig sein. — Als wir die Kirche verließen, sagte er zu mir: „Hole mich morgen vor Tagesanbruch ab, — nimm Dein Maulthier

und Stricke und Schaufeln mit." Er gab mir seinen Segen und verließ mich.

Gedankenvoll kehrte ich eben nach Hause zurück, als ich alle unsere Nachbarn nach dem Ufer des Flusses eilen sah, — Geschrei und Jammer ertönte, — ich stürzte ebenfalls hin, da erfuhr ich, daß die unglückliche Laura, meines Freundes Braut, in das Wasser gestürzt und ertrunken sei. Boote stießen ab und suchten nach dem Körper der Armen, — auf einem Boote sah ich Laforge leichenblaß, mit emporgesträubten Haaren, ein Bild des Entsetzens!

Es fing an zu dunkeln, — man zündete Holzfeuer am Flusse an, — endlich spät in der Nacht kehrten die Boote wieder, — sie hatten sie nicht gefunden. Laforge, eher einem Todten, als einem Lebenden ähnlich, schritt jetzt das Ufer hinauf, — als er mich sah, stürzte er an meine Brust und schluchzte laut, — dann aber sich bezwingend, sagte er nur die wenigen Worte mit gepreßter Stimme: „Es ist entsetzlich — teuflisch — aber Rache! Rache!" — Ich wollte ihn aufhalten, aber er stürmte wie ein Rasender in die Nacht hinein und ich verlor ihn schnell aus den Augen.

Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, — auch Du, Johanna, weintest um Deine Freundin, und der Verlust unseres Roberts, der eben so geendet hatte, trat mit erneuerter Gewalt vor unsere Seele. Lange vor Tagesanbruch verließ ich das Lager, legte unserm Maulthier den Tragsattel auf, befestigte Schaufeln daran und zog zum Pater Antonio. Er erwartete mich bereits und wir nahmen unsern Weg nach der Prairie des Noyers. — Das Gespräch kam natürlich auf den Unglücksfall vom

vorigen Abende und der Pater bedauerte mit tiefem Gefühle den frühen und traurigen Tod der armen Laura, die sein frömmstes und reinstes Beichtkind gewesen sei. — Er fragte mich, ob ich ihren Verlobten Laforge gesehen habe, wie dieser das Entsetzliche ertrage und was er gesagt habe. — Ich theilte ihm mit, was ich wußte; — als ich der Worte Laforges: „Rache! Rache!" erwähnte, überzog eine erdfahle Bläße sein Gesicht, bald aber lächelte er ruhig und sprach: „Der gute Christ kennt keine Rache, — — er verzeiht selbst seinen Feinden."

So waren wir endlich auf der Prairie des Noyers angelangt und schritten dem Carré-du-point-de-jour zu. — Die Sonne war bereits über die Bäume heraufgestiegen, — es war der 16. Mai 1803, — ich werde diesen fürchterlichen Tag nie vergessen. — Der Pater wurde immer düsterer und schweigsamer; — er schien über tiefen Gedanken zu brüten. Wir kamen jetzt in das Carre, — der riesige, einzelnstehende Nußbaum in der Mitte warf seinen Schatten nach Westen, — der Pater schritt bis an das äußerste Ende des Schattens, zog eine Sonnenuhr mit Compaß heraus und stellte sie auf. Er schien etwas zu berechnen; dann zeigte er mir auf einen Punkt, einige Fuß seitwärts von der Spitze des Schattens, und sagte leise: „Laß uns hier graben, — hier muß die Kiste sein." — Wir setzten die Schaufeln ein und gruben, nach einer Stunde angestrengter Arbeit in dem harten Boden stießen wir auf etwas Hartes, es war eine Lage Steine. „Hier ist's!" sagte der Pater und sprang in die Grube, — ich folgte ihm, — wir warfen die Steine heraus auf den Rand und darunter zeigte sich eine große eisenbeschlagene Kiste.

Wir brachten die Stricke unter die Kiste, und zogen

diese nun mit großer Mühe hinauf. — Als wir sie oben hatten, wollten wir sie auf den Maulesel bringen, aber wir hatten nichts, um als Gegengewicht auf der anderen Seite zu dienen. Endlich beschlossen wir, einer von uns sollte immer abwechselnd sich auf die andere Seite des Packsattels setzen und so das Gleichgewicht herstellen. Als wir die Kiste auf den Sattel heben und befestigen wollten und ich sie beim Deckel faßte, gaben die in der Erde verrosteten Rückenklammern nach, brachen ab und ich konnte hineinblicken. — Mein Auge war geblendet. Goldene und silberne Kelche, Monstranzen, Frauenschmuck, Schaumünzen, Reichthümer aller Art bildeten den Inhalt der Kiste, — ich stand starr und sprachlos da. — Der Pater war ebenfalls erschrocken, — aber er faßte sich schnell und sagte: „Ja! mein Sohn! Es sind keine Bücher in dieser Kiste, sondern heiliges Kirchengeräthe, — Eigenthum der römischen Kirche, — das ich beauftragt bin, nach Italien zu bringen. Um es der schnöden Habgier zu entziehen, verbarg ich es hier. Hilf mir es jetzt auf das Schiff schaffen, damit ich meine Pflicht erfülle und es in die Hände des hochwürdigsten Ordens-Generals in Sicilien abliefere, und der Segen des Herrn wird Dich und Deine Kinder und Kindeskinder dafür belohnen."

Ich hob mit Ergebenheit die Kiste hinauf, wir machten sie fest und ich stieg auf die andere Seite des Packsattels. — Der Pater nahm den Zügel des Maulthieres und wir wollten eben unsern Rückweg antreten, als ein lauter Schrei, wie aus der Brust eines wüthenden Tigers aus den Bäumen ertönte und Laforge, todtenblaß, den Mund mit Schaum bedeckt, mit einem Satze auf uns zusprang. Vor Entsetzen über seinen Anblick, vor Schreck über seine unvermuthete Erscheinung war ich vom Sattel gesprungen,

und die schwere Last der Kiste, des Gegengewichtes beraubt, riß das arme Maulthier zu Boden.

Der Pater war bei dem Schrei tief erschrocken, — als er aber jetzt Laforge sah, ward er leichengelb und seine Glieder schüttelte ein heftiger Fieberfrost, — ich dachte, er müsse todt zu Boden stürzen. Laforge stand jetzt vor uns, — er hatte einen breiten spanischen Dolch in der Hand und zwei Pistolen steckten im Gürtel.

XVI.

Dies irae, dies illa.
Solva saeclum in favilla.
Judex ergo, cum sedebit
Quidquid latet apparebit
Nil inultum remanebit.

Requiem.

Ich war der Erste, der wieder Fassung gewann. — „Laforge!“ schrie ich, „Laforge, unglücklicher Freund, was ist Dir?“ — aber er hörte mich nicht, — er faßte den zitternden Priester bei der Brust und schüttelte ihn heftig: „Mörder!“ schrie er mit gräßlicher Stimme, „Mörder und Verführer! deine Stunde ist gekommen.“

Pater Antonio war einer Leiche ähnlich: „Unglücklicher!“ stammelte er, „laß' mich, — Louis! Louis! hilf mir — er ist vor Schmerz wahnsinnig geworden.“

Ich sprang zu Laforge, er stieß mich mit Riesengewalt zurück: „Hinweg von ihm,“ donnerte er mir zu, „hinweg von dem Mörder meiner Laura, — hinweg von dem Mörder Deines Sohnes! — Hinweg, Louis, von diesem Verfluchten!“

Mein Blut erstarrte in meinen Adern, — ein schrecklicher Argwohn zuckte durch meine Seele, — ich trat zurück und sagte: „Sprich Laforge, — zeige, daß Du vernünftig bist, daß Du weißt, was Du sprichst."

„Glaube ihm nicht, Louis," stöhnte der zitternde Jesuit, „glaube ihm nicht, er ist wahnsinnig."

„Wahnsinnig?" lachte Laforge wild auf, „wahnsinnig? — nun wohl denn, ich kann auch kalt und ruhig sein." — Er kreuzte jetzt die Arme über die Brust, trat vor den Pater und sagte: „Als ich vor anderthalb Jahren hieher kam, vertraute ich Dir unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses, daß ich das Unglück gehabt hatte, in Madrid den jungen Don Filippo di Lerma, Neffen eines spanischen Granden, im Duell zu tödten und daß ich mich deshalb freiwillig aus Europa verbannt habe. Du verrietheſt mein Beichtgeheimniß, sandteſt einen Bericht darüber nach Spanien und ließeſt Dir einen Befehl für den Lieutenant Gouverneur schicken, mich zu verhaften und als Mörder peinlich richten zu lassen. Du trägſt dieſen Verhaftsbefehl in der Brusttasche Deines Ordenskleides. — Gieb ihn her, oder —" er erhob den blitzenden Dolch, — keines Wortes mächtig zog der Jesuit den Verhaftsbefehl hervor und reichte ihn mit bebender Hand hin. Laforge gab ihn mir und sagte: „Ueberzeuge Dich selbst, ob ich wahnsinnig bin. — Du wußteſt," fuhr er zum Pater Antonio gewendet fort, „daß ich Lauren liebte, daß ſie mein Weib werden sollte, — aber Du hatteſt Dein lüsternes Auge auf ſie geworfen, und damit Dir Deine Beute nicht entgehe, wollteſt Du mich verderben. — Als Du dieſes Papier in den Händen hatteſt, lockteſt Du Lauren zu Dir, Du zeigteſt ihr den Verhaftsbefehl, sagteſt ihr, ich ſei ein Mörder und forderteſt ſie auf, mich aufzugeben.

Das treue Mädchen wollte es nicht, — alle Deine Ueberredungskünste waren vergebens, — da warst Du Deiner nicht mehr Herr, Du warfst die Maske weg und erklärtest ihr Deine Liebe, — sie stieß Dich mit Abscheu zurück, — da drohtest Du ihr, mich zu verderben, vor ihren Augen solle mein Haupt auf dem Schaffotte fallen, — und als Du sie mit Höllenmartern fast zu Tode geängstiget, versprachst Du ihr, mich zu retten, wenn sie sich Dir hingeben, Deinen Lüsten Befriedigung gewähren wolle. — Ist das wahr?" — Der Pater sprach kein Wort, seine Zähne klapperten laut aufeinander, seine Glieder schlotterten. „Ihre Sinne vergingen in diesem entsetzlichen Kampfe, — sie ward ohnmächtig — und als sie erwachte — — Scheusal! Scheusal!! — da schwankte sie entehrt und mit gebrochenem Herzen nach Hause, schrieb mir diesen Brief, der alle Deine Frevel enthält, und stürzte sich in den Fluß."

„Entsetzlich!" rief ich, „Laforge! sprichst Du wahr!"

„So wahr," entgegnete er, — „als ob ich in diesem Augenblicke sterben sollte, — aber Du Scheusal," sagte er, den Pater fassend, „bestätige es auch, — sprach ich wahr? Doch wozu noch Dein Wort, — sieh' ihn an, Louis! das Geständniß steht auf seinem Gesichte geschrieben." Er faßte den Pater wüthend beim Halse, daß dieser ganz blau im Gesichte wurde, ich sprang hinzu, um ihn loszureißen, und im Ringen fiel der Verhaftsbefehl in die offene Grube. Ich sprang hinab, um ihn aufzuheben und fühlte, als ich suchte, etwas Weiches, — ich hob es auf, — als ich es oben betrachtete, war es ein altes blaues Tuch, — dasselbe, Johanna, das Du unserm Robert, nach Landessitte statt der Mütze, stets um den Kopf bandest. Ich erkannte es augenblicklich an dem

Namenszuge, und fragte entsetzt: „Wie kommt meines Roberts Tuch hieher?"

Laforge wendete sich zu mir und sagte: „Du fragst noch, — als sie den Schatz hier vergruben, kam Dein unglücklicher Robert dazu und überraschte sie beim Werke. Daß das Tuch ganz unten auf dem Boden lag, zeigt, daß damals die Grube noch ganz offen war. Damit der Knabe nun nichts ausplaudern könne, lockten sie ihn Abends noch auf den Fluß und ertränkten ihn dort ohne Gnade und Erbarmen." Mir verging Hören und Sehen, das Blut schoß mir glühendheiß in den Kopf, ich erhob meine Schaufel und wollte den Mörder niederschmettern, — Laforge fiel mir in den Arm und der Jesuit schrie in der Verzweiflung der Todesangst: „Louis! wollt Ihr das Blut eines Gesalbten des Herrn vergießen, — ewige Verdammniß wird Euch bestrafen!"

„Nein," lachte Laforge höhnisch, „wir wollen Dein Blut nicht vergießen, würdiger Gesalbter des Herrn, aber wir wollen Dich unschädlich machen für die Menschheit. — Oder willst Du Gnade an ihm üben? Louis!" — ich schüttelte stumm mit dem Kopfe.

„Uebergebt mich den Gerichten!" stöhnte der Jesuit, — „sie mögen mein Urtheil sprechen, — Ihr dürft es nicht." —

„Den Gerichten?" entgegnete Laforge, „unseren Gerichten, — Du würdest vor einen geistlichen Gerichtshof gestellt werden, und ein Zehntel dieser Schätze würde hinreichen, um Dich frei ausgehen zu machen, wie der Vogel in der Luft. — Nein! ich bin Dein Richter und werde das Urtheil vollstrecken."

Der Pater winselte um Gnade, er warf sich Laforge heulend zu Füßen, er flehte um Barmherzigkeit. „Gib

mir einen Strick! Louis!" sagte Laforge, ohne auf ihn zu hören. Ich reichte ihm mechanisch den Strick, er band dem Zappelnden mit Riesenkraft Hände und Füße, faßte ihn dann bei der Brust und warf ihn hinab in die Grube. — „Der Sündenschatz ruhe auf ihm!" sagte er jetzt und schnitt die Kiste vom Sattel, ich faßte sie mit an und wir senkten sie in die Grube auf den in höchster Verzweiflung kreischenden Pater. Dann sagte Laforge: „Dies ist Dein Grab, Ungeheuer! Du bist todt für die Welt." Er warf die erste Schaufel Erde hinab, ich half ihm, — das Schreien wurde zum Stöhnen, das Stöhnen zum Wimmern, endlich ward es still und die Grube war voll. — Ich schauderte tief, — aber ich dachte an meinen armen Robert, an die unglückliche Laura, und ich sagte zu Laforge: „Eine furchtbare Vergeltung, — aber sie ist gerecht."

Wir verließen das Carre und eilten nach Hause, — mit einem schweren Eide verpflichteten wir uns gegeneinander, nie ein Wort von den Schrecken dieses Tages zu verrathen. Wir beschlossen St. Louis zu verlassen und nach Europa zu gehen, — das Schiff sollte in zwei Tagen abgehen, — ich verkaufte Häuschen und Felder an meinen Nachbar; Laforge, der einiges Vermögen mitgebracht hatte, that das Uebrige, Du warst es auch zufrieden, und so gingen wir mit dem Schiffe den Fluß hinab nach New-Orleans und von dort bald nach Frankreich. Als wir St. Louis verließen, war die Abwesenheit des Paters Antonio noch Niemanden aufgefallen, — Niemand hatte uns die Stadt verlassen sehen, — man glaubte, er sei auf eine seiner gewöhnlichen Missions-Excursionen nach Cahokia oder weiter gegangen.

Wir kamen nach Frankreich, — ich ließ Dich mit dem

Jungen bei den Verwandten des wackern Laforge in Nancy und wir Männer traten als Freiwillige in die Armee. Du weißt, daß wir die großen Schlachten des Kaisers mitschlugen und seinen Adlern folgten. Laforge brachte es durch seine Kenntnisse und seine Bravour bald zum Kapitain, ich ward nach der Schlacht bei Austerlitz Sergeant. — Bei Leipzig fiel mein braver Laforge, — eine Kanonenkugel hatte ihm beide Beine weggerissen. Ich wollte ihn zurücktragen zur Ambulance, er sagte aber: „Laß mich hier ruhig sterben, — ich fühle es, ich werde bald meine Laura wiedersehen. Lebe wohl, alter treuer Freund, — und wenn es Dir zur Beruhigung dienen kann, so höre aus dem Munde eines Sterbenden das Geständniß: Es reut mich nicht, was wir damals am 16. Mai thaten, — wir haben die Menschheit von einem Ungeheuer befreit. — Lebe wohl und grüße Dein Weib und Kind.“ — Bald darauf starb er ruhig und gefaßt wie ein guter Soldat.

Du weißt das Uebrige, — nach den unglücklichen Feldzügen von 1814 und 1815 nahm ich meinen Abschied, zog mit Dir und dem Jungen nach Deutschland, — ich wollte die Herrschaft der Bourbons nicht sehen. Ich habe Dir ein glückliches Leben und ein freudiges Alter zu danken und hoffe auf eine sanfte Todesstunde. —

Lebe wohl! meine gute, treue Johanna! ich segne Dich, ich segne unsern Sohn und seine Kinder. Wenn die Zeiten noch trüber werden, und auch sie, wie so viele Andere, nach Amerika wandern sollten, dann werdet Ihr St. Louis anders wiedersehen, als ich es verließ und Euch meiner und meiner Jugend erinnern. Lebe wohl, meine gute Johanna! — Bis über das Grab hinaus

Dein treuer Gatte: Ludwig Böttcher.“

Marie hatte geendet, — ihre Brust wogte hoch, Thränen rollten über ihre Wangen, — lange blieb sie noch sprachlos und nachdenkend sitzen, — die Großmutter schlief sanft und fest. Jetzt begriff Marie erst das ganze Wesen der alten Frau, jetzt wurde ihr Alles klar, was ihr bis dahin unerklärlich geblieben war. — Sie faltete die Papiere zusammen, schob sie der Großmutter unter das Kopfkissen und ging dann zu Bette, — aber lange konnte sie nicht einschlafen, — und als endlich der Morgen graute, und der Schlaf sich nun erst auf ihre Augenlieder senkte, — da flogen schreckliche Träume, — Nachklänge des Gelesenen, — an ihren inneren Augen vorüber und sie seufzte im Schlafe schwer und bang. —

Schlafe sanft, armes Kind, — schlummere ruhig und träume nicht so schwer, — du stehst noch an der Eingangspforte des Lebens und hast noch nicht die Schlechtigkeit und die Verderbniß gesehen, — du kennst die Leiden noch nicht, die die Zukunft in ihrem Schooße birgt. — Schlummere sanft, gute Marie! — bleibe du gut und Alles wird gut werden! —

XVII.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.

Schiller.

„Guten Morgen! liebe Großmutter!“ sagte Marie freundlich, als sie das Bett verlassen, sich angekleidet hatte und sah, daß die alte Frau eben die Augen aufschlug. —

„Guten Morgen, mein Kind!“ entgegnete diese, „nun, hast Du gelesen?“

„Alles, alles!“ antwortete Marie, „und ich habe nicht schlafen können vor Erschütterung und Aufregung. Welch' ein furchtbares Geheimniß!“

„Ja wohl, furchtbar,“ sagte die alte Frau, „und es hat mir lange Jahre schwer auf dem Herzen gelastet. Als Dein Großvater auf seinem Sterbelager lag, reichte er mir diese Papiere und sagte: Lies dies nach meinem Tode, handle, wie Du es für das Glück der Unsrigen für gut hältst. Ich habe meine Rechnung mit dieser Welt abgeschlossen. — Einige Tage nach seinem Tode erst las ich diese Papiere, — Du weißt, wie schlimm und kümmerlich es uns damals ging, und wie es immer schlimmer zu werden drohte. Da erwachte in mir der Gedanke, Euch nach Amerika zu führen, dort den Schatz, der uns Alle sorgenfrei machen könnte, zu suchen und so, ehe ich die Augen schließe, Euer Loos zu sichern. — Du erklärst Dir wohl jetzt mein Treiben zur Auswanderung, meine fieberhafte Ungeduld, — Du weißt nun, was ich wollte.“ — Die alte Frau hielt inne und setzte dann mit dem Ausdrucke des Schmerzes getäuschter Hoffnung hinzu: „Der gestrige Tag hat alle meine Hoffnungen vernichtet, — die so genau bezeichneten Plätze sind ganz verändert, sind unkenntlich geworden, — wo soll man auf der großen Prairie den Schatz nun suchen. — Ich sehe wohl, uns ist kein Reichthum beschieden und ich habe mich auch leichter darüber getröstet, als ich es wohl gedacht hätte. Bewahre also das Geheimniß in Deinem Herzen, Marie, — und wenn ich ein Mal nicht mehr bin, so theile es Deinem Vater mit. Vielleicht bringt Euch einst doch noch ein glücklicher Zufall auf die Spur.“

„Nicht doch, Großmutter!“ fiel Marie ein, „lassen wir jene Schätze ruhig liegen in der Erde, — sie haben schon viele Menschen elend gemacht, schon Unglück genug gebracht. Wir wollen einfach und glücklich leben in Arbeit und Zufriedenheit.“ — Die Großmutter nahm die Papiere und verbarg sie wieder in das Ledersäckchen. —

Eine Stunde darauf kam Karl, — er hatte einen guten Platz gefunden, wo er ziemlich viel Geld verdienen konnte, versprach aber Marie und die Großmutter erst auf die Farm zu begleiten, dort einige Tage zu bleiben und dann erst, wie er es auch mit seinem neuen Prinzipale schon ausgemacht hatte, seine Stellung anzutreten. Marie und die Großmutter packten ihre Sachen ein, denn sie erwarteten stündlich Joseph mit dem Wagen, um sie abzuholen, — allein die Stunden verstrichen und Joseph kam nicht.

Nachmittags sagte die Großmutter zu Marie: „Mein Kind, lasse mich einen Augenblick mit Karl allein, — ich habe ihm noch einen Auftrag zu geben.“ — Marie ging zu Ziemers Frau hinab und Karl hatte eine lange Unterredung mit der Alten. — Als Marie zurückkehrte, — verabschiedete sich Karl, — versprach aber Abends noch ein Mal zu kommen.

Eine Stunde, nachdem er sich entfernt hatte, ertönten plötzlich die Allarmglocken der Spritzenhäuser, — die Schlauchkarren flogen durch die Straßen, — die Spritzen folgten ihnen und Neugierige und Müßiggänger, an denen es bei solchen Gelegenheiten als Zuschauer nie fehlt, liefen nach dem Hafen. Ein kleines Dampfschiff, der White Cloud, war am obern Theil der Levee in Brand gerathen, und bei dem leichten trockenen Baumaterial eines Mississippi-Dampfbootes war es natürlich, daß bald das

ganze Obergebäude des Bootes in hellen Flammen stand. — Die Spritzen, denen es dicht am Ufer an Wasser nicht mangelte, arbeiteten rüstig darauf los, und schon schien es, als werde man den Brand auf das Boot selbst beschränken können, — als die Taue, an denen das Boot am Ufer befestigt war, durchbrannten, die Strömung es erfaßte und es dicht an der langen Reihe der übrigen Boote hin, hinab trieb. Zugleich erhob sich ein heftiger Wind aus Osten, — und in fünf Minuten schon geriethen, durch die Flammen des hinabtreibenden White Cloud entzündet, zehn bis zwölf andere Dampfboote in Brand. Nun wurde aber auch die Verwirrung allgemein, die Boote, die gerade geheitzt hatten, machten sich los und suchten die Mitte des Stromes zu erreichen, um sich zu sichern, — die brennenden Boote wurden losgeschnitten und trieben theils in den Strom, theils an andere Boote, die sie nun auch anzündeten. Das Feuermeer verbreitete eine solche Höllengluth auf der Levee, daß die Spritzen den Platz räumen und sich auf Schützung der bedrohten Häuser beschränken mußten, — aber zugleich ward auch der Wind immer heftiger, brennende Bretter, Waaren, Feuerflocken und Funken wurden wie ein Feuerregen gegen die Stadt getrieben, und bald brannten mehrere Häuser. In das Läuten der Glocken, das Geschrei der Spritzenleute, das Geheul und den Jammer der sich Rettenden, mischte sich das Geprassel und Geknatter der Flammen, die immer weiter und weiter griffen und die ganze Stadt zu überziehen drohten, und bald verkündeten einzelne dumpfe Explosionen das Entzünden von Pulvervorräthen in einigen Magazinen. Die Nacht war taghell erleuchtet, der rothe Gluthschein lag über der ganzen Stadt und der immer heftiger werdende heulende Nordostwind peitschte mit furcht-

barer Gewalt die Flammen vorwärts. Da war keine menschliche Hülfe mehr möglich, — die Wasserleitungen versiegten, — die Spritzen mußten den ungleichen Kampf gegen das furchtbare Element aufgeben, — man konnte nichts Anderes mehr thun, als Häuser, ja ganze Squares mit Pulver in die Luft zu sprengen, um so dem Brande Grenzen zu ziehen.

Mit jener in Amerika eigenthümlichen Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit bei Feuersbrünsten, wo das Läuten der Brandglocken Niemanden in seinen Geschäften stört, ja man sich um das Feuer nicht eher kümmert, als bis es schon im selben Square, — oder bis die Wand bereits heiß ist, — mit dieser gewöhnlichen Indifferenz war bei dem Brande des White Cloud auch in Ziemers Hause Alles in der gewöhnlichen Ruhe geblieben, obwohl Ziemer nur in geringer Entfernung vom Ufer und dem Ankerplatze des brennenden Schiffes wohnte. Marie nur, des Amerikanischen Feuer-Allarms noch ungewohnt, war ängstlich an's Fenster geeilt, — und dann zu Ziemer, der ihr aber ganz ruhig sagte: „Sein Sie ganz ruhig, liebes Kind, es brennt nur ein Dampfboot, — so etwas müssen Sie hier gewöhnt werden, — es brennt oft 4 bis 5 Mal des Tages, — wenn Sie da jedesmal so erschrecken wollten, — so kämen Sie nie aus der Angst und dem Schrecken heraus." — Aber kaum war eine halbe Stunde vergangen, — als derselbe Ziemer blaß und ängstlich in's Zimmer sprang und rief: „Packen Sie ein, nehmen Sie Ihre Sachen, — Sie müssen fort, es brennt schon an der Ecke, in 10 Minuten steht mein Haus in Flammen!" — Marie starrte ihn erschrocken an und sagte bebend: „Herr Ziemer! ist das möglich? — Und das können Sie so ruhig sagen?" — „Ich bin versichert, liebes Kind," sagte

Ziemer ziemlich ruhig, „aber Sie sind es nicht, und darum dachte ich gleich an Sie.“ — Draußen wurde der Lärm jetzt stärker, Ziemer sprang zum Fenster und schrie: „Dacht' ich's nicht, — da brennt schon das Haus daneben. — Eilen Sie, ich muß jetzt auch zu meinen Sachen sehen.“ Er eilte die Treppe hinab, dabei murmelnd: „Du lieber Himmel! wenn nur diesmal die Insurance-Gesellschaft nicht kaput geht.“

Jetzt stürzte Karl in's Zimmer: „Fort! fort!“ schrie er, „ehe es zu spät wird.“ Er nahm mit Marie den Koffer, der ohnehin schon zur Reise gepackt dastand, die Großmutter nahm die kleinen Sachen und sie eilten hinab. Die Straße war voll Menschen, — nur schwer gelang es ihnen, durch das Gewühl der Rettenden, Löschenden und Flüchtenden sich Bahn zu machen, — endlich aber erreichten sie die zweite Straße, wo etwas mehr Raum war. Hinter ihnen raste das Prasseln des Feuers, das Krachen einstürzender Gebäude, das Jammergeheul der Verzweifelnden fort.

„Aber wohin sollen wir denn jetzt in der Nacht?“ jammerte die Großmutter, die vor Schreck und Erschöpfung nicht weiter konnte, — „mir brechen die Kniee, ich kann nicht mehr.“ — Karl und Marie stellten den Koffer nieder und die Großmutter setzte sich darauf, um etwas Athem zu holen.

„Zu mir,“ sagte Karl, „in meine Wohnung, — das Boardinghaus liegt ganz unten in der zweiten Straße, — dort wird das Feuer nicht hinkommen.“

Das Gedränge der Menschen wälzte sich jetzt immer mehr in die zweite Straße herauf, — die Flammen griffen immer mehr und mehr in dem dichtest bebaueten und belebtesten Theile der Stadt um sich. — Karl, Marie und

die Großmutter setzten ihren Weg fort und erreichten endlich athemlos und erschöpft Karls Wohnung. — Auf Karls Anfrage um ein Zimmer für Marien und die alte Frau, entgegnete Herr Licks, der Wirth, daß er keines mehr habe. „Sie haben mir ja," jammerte er, „alle Kranken da herein gebracht, die sie aus den brennenden Häusern geflüchtet haben." —

„So nehmen Sie mein Zimmer," sagte Karl, „es stehen ohnehin zwei Betten darin, ich werde mir schon irgend ein Plätzchen suchen."

So geschah es, — Marie und die Großmutter betraten Karls Zimmer und erholten sich hier etwas von der Angst und der Anstrengung. Marie, außer sich durch die fürchterlichen Eindrücke dieser Nacht, drang in Karl, sogleich die Stadt zu verlassen und zu den Ihrigen zu eilen. Karl fragte den Wirth, ob er ihm nicht einen Wagen verschaffen könnte, — dieser aber entgegnete spöttisch lachend: „Einen Wagen? — und wenn Sie hundert Dollars böten, so ist kein Fuhrwerk mehr zu haben. Alles, was vier Füße und ein paar Räder hat, ist beim Feuer, um beim Retten der Sachen zu helfen, und ich versichere Sie, die Fuhrleute machen heute glänzende Geschäfte."

Karl kehrte zurück und erklärte den Harrenden die Unmöglichkeit die Stadt zu verlassen, — da ertönte ganz in der Nähe der Ruf: Feuer! Feuer! und schon schien auch die Gluthröthe des Brandes durch die Fenster. Ein brennendes Boot war gegen den südlichen Theil der Stadt getrieben worden, — die Häuser am Fuße der Myrtlestraße waren dadurch in Brand gerathen und bald standen auch hier ganze Straßen in hellen Flammen. Die Angst der armen Frauen stieg auf den höchsten Grad, — Karl eilte auf die Straße, um die Nähe der Gefahr kennen zu

lernen, — bald kehrte er zurück und versicherte die Zitternden: sie könnten ruhig sein, das Feuer sei noch mehrere Squares von ihnen, — der Wind habe sich etwas gewendet, und daher möchten sie nur ganz ruhig dableiben. „Aber ich," setzte er hinzu, — „ich muß wieder fort, — es fehlt an helfenden Händen, — Tausende von Menschen sind in Noth und Gefahr, und ich sollte hier unthätig weilen? — Nein! ich will hinab und mein Möglichstes thun. Legen Sie sich angekleidet nieder und ruhen Sie, — ich bin ja beim Feuer, und sobald ich sehe, daß es sich hieher wendet und Gefahr droht, so bin ich da und bringe Sie fort." Er umarmte die zitternde Marie und eilte hinab.

Lange noch saßen die armen Frauen ängstlich und in banger Erwartung da, — der Lärm dauerte fort, — durch die Gluthhelle des Brandes brach matt der Tag an, — endlich nickten sie matt und erschöpft ein, — alle Augenblicke ängstlich auffahrend, — oder wohl auch zum Fenster eilend. —

So ging die ewig denkwürdige Nacht des 17. Mai 1849 vorüber, — aber auch am 18. noch wüthete der Brand fort, und erst Nachmittags brachte der Wirth, Herr Licks, die Nachricht, daß das Feuer endlich bezwungen sei, — alle Stadtgerüchte hinzufügend, worunter auch dies: daß wenigstens dreißig Menschenleben verloren gegangen seien.

Karl war noch nicht wieder da gewesen, — es war Abend und er kam nicht, — Marie weinte und die Großmutter betete, — aber es schlug endlich Mitternacht und Karl war nicht wieder gekommen. Die Frauen entschliefen unter Seufzern und Thränen.

XVIII.

Sagt ich euch, es sei ein Hase gewesen? Vielleicht war's auch ein Fuchs, — möglicherweise sogar ein Wolf. Wenn ich euch aber auch sage, es war ein Wolf, so bin ich darum noch nicht sicher, ob es nicht ein Tiger war. Und wenn es ein Tiger sein konnte, so konnte es auch eben so gut ein Löwe sein. Ja, ja! je mehr ich darüber nachdenke, je mehr bin ich überzeugt, daß es ein — Elephant war.

Altes engl. Schauspiel.

„Ich hätte, meiner Treu, nie geglaubt, daß es mir im Busche so gefallen, und daß ich so ganz und gar auf mein liebes Spritzenhaus in der Carondelet-Avenue vergessen könnte," sagte Tom, der mit Joseph auf der Bank unter der Porch saß und sich des herrlichen Abends erfreute.

„Und es wird Dir noch viel besser hier gefallen, Tom," entgegnete Joseph, „wenn nur erst Schwester Marie da ist, — ach! du glaubst gar nicht, wie lieb und gut sie ist, — viel besser, als wir Andern alle."

„Nun, sie kommt vielleicht heute," sagte Tom, „und wenn ich sie nicht schon so lieb hätte nur nach Deinen Erzählungen, so würde sie mir doch schon theuer sein, als Deine Schwester, mein guter Joseph."

„Fühlst Du Dich jetzt auch ganz gesund, Tom?" fragte Joseph theilnehmend.

„Fragst Du das, um mich zu erinnern, daß es Zeit wäre, wieder nach St. Louis zurück zu gehen?" sagte Tom scherzend, — „da verrechnest Du Dich, Du hast mich einmal hergebracht, der Vater und die Mutter haben mich ihren Sohn genannt, und jetzt bleibe ich auch da. Ihr kriegt mich sobald nicht wieder fort. Ich bin zum ersten

Male auf dem Lande, — bin nie aus St. Louis herausgekommen und habe gar nicht gewußt, wie schön und herrlich es hier im Freien ist. Mir graut jetzt ordentlich vor der Stadt, — und wäre mein Spritzenhaus nicht, von dem ich jede Nacht träume, — mich sähe kein Mensch mehr dort."

Vater Böttcher kam jetzt den Fahrweg herauf, — von Zeit zu Zeit sah er sich um, oder stand wohl auch horchend stille, als warte er auf Jemanden. Als er an das Haus kam und Tom ihn fragte: „Nun, kommt Schwester Marie?" da schüttelte er den Kopf und sagte: „Ich glaube kaum, es wird schon Abend und Nachbar Josua wollte schon um 4 Uhr wieder hier sein."

„Er muß vielleicht langsamer fahren," warf Joseph ein, — „der Großmutter wegen."

„Ich glaube eher," sagte Böttcher, „sie konnten nicht mit ihm kommen, und da er allein zurückfahren mußte, so tummelte er sich nicht so. Da der Nachbar ohnehin nach St. Louis fuhr, so gab ich ihm den Brief an Marien mit, worin ich ihr schrieb, falls die Großmutter ganz gesund sei, gleich mit Josua herauszufahren, — falls aber die alte Frau nur irgend kränklich sei, lieber noch ein paar Tage zu warten, ich würde dann selbst kommen oder Joseph schicken."

Frau Böttcher trat jetzt auch aus dem Hause unter die Porch, und man erschöpfte sich in Muthmaßungen, ob die sehnlichst Erwarteten, in Berechnungen, wann sie kommen würden. Die Sonne war indessen hinter die Bäume hinabgesunken, ein blauvioletter Dunst lagerte sich auf den Feldern, die Leuchtkäfer flogen um die Büsche, wie tausend sprühende und glitzernde Brillantfunken, die Grillen zirpten im Grase und aus dem nahen Bache ließ

der Ochsenfrosch seine melancholischen Töne hören. Jetzt senkte sich der schwere, regenähnliche Thau so reich herab, daß bald alle Bäume tropften und die Blätter begierig die erquickende Labung einsaugten, — und die Familie, das böse Fieber fürchtend, zog sich in das traulichе Innere des Hauses zurück.

Frau Böttcher deckte den Tisch und bald prangten, neben den deutschen Kartoffeln und der einladenden Milchsuppe, das dampfende goldgelbe Kornbrod unseres Westens und die delikaten gebratenen Speckschnitten, — kurz der Tisch bot jene reiche und doch so einfache und wohlfeile Auswahl dar, die auch der ärmste Farmer in unserm gesegneten Lande nicht vermißt und die den aus den ärmeren Theilen Deutschlands oder aus Irland Eingewanderten den gewaltigen Abstand zwischen hier und drüben recht erkennen läßt. An Appetit fehlte es nicht, denn es war den ganzen Tag wacker gearbeitet worden, und die appetitlichen Speisen verschwanden blitzschnell von den ausgiebigen Schüsseln. Vater Böttcher hatte den Teller weggeschoben und eben sein Pfeifchen angezündet, die Mutter las in Zschokkes Erzählungen und Tom und Joseph schnitzten sich Stiele zu ihren Aexten, wobei der kluge Puck ihnen höchst aufmerksam zusah, — als die Thüre aufging und höchst gravitätisch Mister Josua Shaw mit wichtiger Miene ins Zimmer trat und seinen: „Guten Abend!“ bot.

„Dacht ich's doch, Ihr würdet allein kommen,“ sagte Böttcher, ihm die Hand schüttelnd.

„Indeed! — ich komme allein,“ entgegnete Mr. Josua, — setzte sich auf einen Stuhl, so daß er die Lehne vor sich hatte und gleichsam auf dem Stuhle ritt, streckte beide Füße weit ins Zimmer hinaus, schob eine Portion Kautabak in den Mund und wiegte sich phlegmatisch hin und her.

„Nun, was haben sie Euch gesagt?“ fragte Böttcher.

„Sie haben gar nichts gesagt,“ entgegnete Josua.

„Wie so?“ fiel Frau Böttcher ein, — „Ihr sagtet ihnen doch, daß wir sie erwarten.“

„No!“ — sagte Josua gedehnt, — „das habe ich ihnen nicht gesagt.“

„Nicht? Warum?“ fragten Alle.

„Warum?“ wiederholte Josua, „denke, darum, weil ich sie nicht gesehen habe.“

„Nicht gesehen?“ sagte Böttcher, — „ich gab Euch doch den Brief mit?“

„Well! den gabt Ihr mir mit.“

„Nun, und Ihr habt ihn ihnen doch abgegeben?“

„Schätz', daß ich ihn nicht abgegeben habe, denn hier ist er,“ sagte Josua, und reichte ihm den uneröffneten Brief hin.

Böttcher blickte ganz erstaunt bald den Brief, bald Josua an, der mit immer wichtigerer Miene seinen Tabak kauete, — endlich fragte er lebhaft: „Aber warum habt Ihr den Brief nicht abgegeben?

„Ich denke, Ihr werdet das begreifen,“ sagte Mister Josua, — „um ihn abzugeben, hätte ich in die Olive-Straße gehen müssen.“

„Nun ja.“

„Aber ich war nicht in der Olive-Straße.“

„Warum?“

„Weil ich dazu erst hätte in St. Louis sein müssen.“

„Nun, wart Ihr denn nicht dort?“

„Nein.“

„Aber wolltet ja doch hin?“

„Yes, ich wollte —“

„Ihr hattet ja dringende Geschäfte dort?“

„Indeed! die hatte ich.“

„Und fuhrt doch nicht nach St. Louis.“

„Gewiß, ich fuhr hin —“

„Ich bitte Euch, Nachbar, seid nicht so wortkarg, — Ihr wart also nicht in St. Louis,“ sagte Böttcher ungeduldig, — warum kehrtet Ihr um?“

„Ich rechne, daß ich sehr wohlgethan habe, umzukehren,“ sagte der Nachbar; — aber warum raucht Ihr denn nicht mehr?“ fügte er, sich zu Böttcher neigend, hinzu.

„Weil die Pfeife leer ist, — sie ist ausgebrannt.“

„Nun seht Ihr, eben deswegen fuhr ich nicht nach St. Louis.“

„Wie?“

„Ich sage Euch: — wenn etwas nicht da ist, so kann man auch nicht hinfahren.“

„Seid Ihr verrückt, Nachbar?“

„Denk's nicht, aber Andere mögen es diese Nacht geworden sein.“

„Aber so erzählt doch,“ bat ihn Böttcher, „Ihr seht ja, wir stehen hier Alle auf Kohlen.“

„Was ist da viel zu erzählen,“ sagte Josua, „ich kam bis an den River des Peres und kehrte bei meinem Freunde Mr. Ebenezer Smooks ein, — ein Kapitalbursche das, — trinke immer gerne eins mit ihm, wenn ich vorbeifahre, — da erfahre ich die ganze Geschichte. Es giebt kein St. Louis mehr, — weggebrannt ist's bis auf den Grund, — kein Haus ist stehen geblieben.“

Ein allgemeiner Ausruf des Schreckens durchflog das Zimmer.

„Mr. Smooks sagte mir, das Feuer habe drei Tage und drei Nächte gedauert, alle Kirchen, alle Häuser, Alles

sei verbrannt, über fünfhundert Dampfboote und wenigstens tausend Menschen seien zu Grunde gegangen."

„Unmöglich! Josua! man hat Euch betrogen," stöhnte Vater Böttcher.

„Denke nicht. Es roch nach Rauch und Feuer bis an den River des Peres, und vor einer Stunde erst waren Leute aus St. Louis dagewesen, die sich ins Land flüchteten. Gewiß, es ist ein großes Unglück. Aber was sollte ich unter solchen Umständen thun? — ich kehrte um und blieb noch einen halben Tag in Fenton, wo sie's auch schon wußten. Sie hatten's in der Zeitung gelesen."

„In der Zeitung?" fiel Böttcher rasch ein, „eine Zeitung aus St. Louis, und Ihr sagtet, die Stadt sei abgebrannt."

„Weiß nicht, wie das ist," entgegnete Josua phlegmatisch, — „aber ich kenne unsere Zeitungsschreiber, — die sind gleich wieder auf den Beinen. Heute brennen sie ab, morgen haben sie ihre Pressen wieder gefixt und drucken wo in einem alten Shop — oder auf dem Felde. Aber in der Zeitung stands —"

Die armen Böttchers wußten jetzt vor Angst und Verwirrung nicht mehr wo ihnen der Kopf stand; — Vater Böttcher befahl Joseph einzuspannen, er wollte augenblicklich selbst nach St. Louis, — da hielt ein Reiter an der Farm, Puck schlug sein gewohntes, kurzes Gebell an und Doctor Dugger trat ins Zimmer. Auch er kam von St. Louis zurück, er wußte, daß Böttcher noch Angehörige in der Stadt hatte und hatte daher hier Halt gemacht, um ihm Nachrichten zu bringen. Er erzählte den Verlauf der Feuersbrunst, allein wenn es aus seiner Erzählung auch hervorging, daß St. Louis noch stehe und nur ein schöner und blühender Theil der Stadt von den Flammen verzehrt worden sei, so stieg die Angst der Familie doch noch, als

sie hörten, daß Ziemers Haus auch in dem niedergebrannten Stadttheile gewesen sei. Doctor Dugger beruhigte sie und betheuerte, daß nur drei Menschenleben verloren gegangen seien und zwar beim Sprengen eines Hauses in der Marktstraße, und daß Marie und die Großmutter wohl mit Ziemers Familie eine andere Unterkunft gesucht haben würden.

„Joseph," sagte Böttcher, „morgen mit Tagesanbrnch fährst Du mit dem Wagen hinein, — ich nehme Nachbar Josuas Pferd und reite, — fahre nur fort, so früh Du willst, ich hole Dich schon ein."

„Ich fahre auch mit," sagte Tom, — „da haben wir's, — solch ein Feuer und ich war nicht dabei. Ach, was werden die Kameraden von mir gedacht haben. Doctor! wißt Ihr nicht, ob nicht auch eine Spritze zu Grunde gegangen ist?"

Der Doctor erklärte seine Unwissenheit in diesem Punkte; aber Tom konnte sich nicht zufrieden geben, er rannte im Zimmer auf und ab, klagte sich an, nicht auf seinem Posten gewesen zu sein und behauptete: wenn er in St. Louis gewesen wäre, würde es nicht so weit gekommen sein. Josua stand jetzt auf und sagte: „Doctor, kennt Ihr Ebenezer Smooks am River des Peres? — Nun, wenn Ihr wieder bei seinem Hause vorbei reitet, so sagt ihm: es käme mir nicht darauf an, ihm bei unserer nächsten Zusammenkunft ein Dutzend Rippenstöße zu geben, denn er ist der infamste Lügner, der mir in unserm Westen noch vorgekommen ist. Gute Nacht, Nachbar!" sagte er dann, — „ich will Euch die Stute einfangen und satteln, wie es Tag wird; — und wenn Ihr zurückkommt, fahre ich selbst hinein. — Verdammter Smooks!" murmelte er noch im Hinausgehen.

Doctor Dugger beschloß, das ihm von Böttcher angebotene Nachtlager anzunehmen, da es draußen stockfinster und der Weg nicht zu erkennen war, und Joseph und Tom gingen in den Stall, bereiteten Alles zur morgigen Fahrt vor und warfen sich dann auf den Heuboden zu kurzem Schlafe in's duftende Prairieheu.

XIX.

Du hilfst ja Ander'n, Retter! hilf dir selbst.
Schiller.

Es war kaum noch Mitternacht vorüber, — die Hähne krähten in der Runde umher, sich gegenseitig antwortend, — die Hunde auf den Farmen schlugen in weiter Ferne an, hie und da brüllte eine im Freien ihr Nachtlager haltende Kuh, und im dichten Busche pfiff und piepte allerhand unheimliches Nachtgevögel. Wer unsere schönen hellen Nächte des Westens im Freien beobachtet hat, mit den hellfunkelnden Sternbildern an dem schwarzblauen Himmelszelte, und mit ihrer wollüstig warmen und milden Luft, dem wird es gewiß schon aufgefallen sein, wie der muntere Lärm der Käfer, Grillen, Cicaden, Frösche und Thierchen aller Art bald nach Sonnenuntergang beginnt, im lärmenden Chore ein bis zwei Stunden fortdauert, bis es nach und nach immer stiller wird, die letzten Laute verhallen und eine tiefe, majestätische Stille auf der schlummernden Gegend ruht. Erst um Mitternacht kommt wieder Leben und Ton in die schlummernde Natur und Rufe der verschiedensten Art kündigen den Anfang des neuen Tages an.

Tom warf sich unruhig auf dem Heu hin und her, — er hatte noch kein Auge zugemacht, seine Gedanken waren ganz mit dem großen Feuer in St. Louis beschäftigt und er konnte es nicht erwarten in die Stadt zu kommen, die Verheerungen des zerstörenden Elementes selbst zu betrachten und seine theure Spritze wieder zu sehen.

Joseph schlief fest und tief und drehte sich eben auf die andere Seite, als Tom ihn anstieß und sagte: „Höre, Joseph, schlafen kann ich nicht, wie wär's, wenn wir aufstünden, einspannten und uns auf den Weg machten. Die Nacht ist warm und mild und es wird sich besser fahren, als wenn die Sonne brennt." — „Es ist ja noch zu früh und zu finster," warf Joseph ein, — wir kommen zu weit voraus und Du vergißt, daß der Vater uns einholen will." — „Nicht doch," sagte Tom, „es vergeht wenigstens noch eine Stunde, bis die Pferde getrunken haben, eingespannt sind und wir fortkommen. Bis dahin wird es auch immer heller, und wir gehen langsam zu Fuß neben den Pferden her, so schonen wir diese mehr und der Vater holt uns gemächlich ein."

Joseph ging auf den Vorschlag ein und sie glitten vom Heuboden herab in den Stall. Während Joseph die Pferde besorgte, machte Tom einen bequemen Sitz für die Großmutter und Marien zurecht, — endlich kam Joseph mit den angeschirrten Pferden aus dem Stalle, — sie spannten sie ein und bald rollte der Wagen zum Thore hinaus. Die beiden Jünglinge gingen neben den Pferden und der treue Puck sprang lustig um sie her.

An der Straße, die von Fenton nach dem Big-River führt, stand damals noch eine alte Kornkrippe, — das Haus, zu der sie gehört hatte, war längst eingefallen und noch einzelne Ueberbleibsel einer Fence, die um ein Vier-

zig-Acres-Stück liefen, zeigten, daß hier einmal eine jener Rent-Farmen auf Spekulation gegründet war, die weder dem Eigenthümer, noch dem Pächter großen Nutzen bringen. Unkraut wucherte mannshoch auf dem verödeten Felde, und der ausgemauerte, längst halb eingestürzte Brunnen war der Wohnsitz unzähliger Frösche und Kröten geworden.

In einiger Entfernung von diesem traurigen Platze saßen auf einer Erderhöhung an der Straße zwei Gestalten, die heimlich mit einander flüsterten. Die Dunkelheit ließ ihre Umrisse nicht genau erkennen, sie aber schienen mit Katzenaugen durch die Nacht zu sehen und Jemanden hier zu belauschen. — „Du wirst Dich getäuscht haben, sagte der Eine, wir liegen nun doch schon seit Sonnenuntergang hier auf der Lauer, und haben nichts gehört noch gesehen." — „Und ich sage Dir, Jim," entgegnete der Andere, „seit acht Tagen treibt er sich hier im Busche herum, ich habe ihn gleich erkannt, — er rennt oft ganze Tage in dem Walde herum und nur der äußerste Hunger kann ihn bewegen, sich einer Farm zu nähern und um etwas Brod zu betteln." — „Ja, aber was will er hier," fragte Jim, „spricht er, was sagt er, — he! was denkst Du davon, John?" — „Ich denke," entgegnete John, „er ist verrückt oder doch auf dem besten Wege es zu werden, ich habe Dir nun zwar gleich Nachricht gegeben, daß er hier ist, — aber ich denke, Du ließest ihn laufen, er ist unschädlich."

„Nicht um alle Schätze Californiens," fuhr Jim auf, — „ich muß ihn wieder in meinen Händen haben, — ich muß seines Schweigens sicher sein. Hast Du auf das alte Sprichwort vergessen, John? »Kinder und Narren sagen die Wahrheit.« — „Stille!" unterbrach ihn jetzt

John, „stille, — dort rührt sich etwas.“ — Die Beiden legten sich platt auf dem Bauche auf die Erde und horchten in gespannter Erwartung.

Jetzt hörte man Geräusch wie von dürren Zweigen und aus der alten Kornkrippe kletterte eine unheimliche Gestalt heraus, — es war ein langer, magerer, fast einem Skelette ähnlicher Mensch, — seine Kleider waren zerrissen, seine Füße bloß, seine langen Haare hingen wirr und struppig über das leichenfahle Gesicht und die tief eingefallenen Augen herab. — Es fing bereits etwas zu dämmern an, und bei dem matten Lichte sah die Gestalt aus, wie ein unheimliches Nachtgespenst, das nun mit dem ersten Morgenrufe wieder in sein kaltes Grab kriechen würde. — „Er ist's!“ sagte Jim, — „laß uns hören, was er will.“

Der Wahnsinnige ging suchend auf dem Felde hin und her, — endlich blieb er stehen, seufzte tief und sagte mit hohler Stimme: „An die Arbeit! das Loch muß heute noch fertig werden, — dann lege ich mich hinein und sterbe. — Ach! ich werde so ruhig darin liegen, — und so glücklich sein. — Ach Gott! wenn ich nur schon todt wäre.“ Er warf sich zur Erde und fing in ängstlicher Hast an mit den Händen die Erde aufzukratzen, — immer rascher und hastiger kratzte er die Erde weg, das Blut quoll unter den gespaltenen Nägeln hervor, seine Brust keuchte, seine Haare flatterten wild um das Gesicht: „Schnelle, schnelle!“ stöhnte er, — „das Grab muß fertig sein, ehe es Tag wird. Denn wenn die Sonne kommt und es ist nicht fertig, — so kann ich wieder nicht sterben und muß noch einen Tag leben. — Oh nicht leben! nur nicht leben!“ heulte er in wahnsinniger Angst, und scharrte und kratzte wie ein Verzweifelnder in der Erde.

„Es ist Zeit, John," flüsterte Jim, „hast Du den Strick?" — John reichte ihm denselben schweigend; sie schlichen vorsichtig an der Erde hin, dem Wahnsinnigen näher. — Als sie ihm auf zehn Schritte nahe gekommen waren, hielt dieser plötzlich in seiner Arbeit inne, — der Instinkt des Wahnsinns sagte ihm, daß Gefahr drohe, und mit einem gellenden Schrei sprang er auf und wollte über das Feld entfliehen. Aber im selben Augenblick warf auch schon Jim mit geübter Hand seinen Lasso, — die Schlinge fiel um den Leib des Wahnsinnigen und im nächsten Momente war sie zusammengezogen und er zu Boden gerissen. — Jim und John sprangen auf ihn hin, und Jim kniete auf seine schwer athmende Brust, ihn mit den Fäusten niederhaltend. Es wurde immer lichter und der Wahnsinnige schaute jetzt auf mit seinen stieren Blicken und schrie in einem markerschütternden, entsetzlichen Tone: „Vater!!!" — Es war sein letztes Wort; Jim faßte, noch immer auf der Brust knieend, mit einer Hand den Unterkiefer des Liegenden, mit der andern seine Nase, die Nasenlöcher fest zusammenpressend, so daß er, um nicht zu ersticken, den Mund weit öffnen mußte, und John stemmte ihm nun einen starken Knebel in den Mund, daß man nur noch undeutliche, wimmernde Töne hörte. „Binde ihm jetzt die Hände auf den Rücken!" sagte Jim, und drehte seinen Sohn mit dem Gesichte zur Erde. John that wie ihm befohlen.

Jetzt hörte man das Geknarre sich langsam drehender Räder und den schweren Tritt von Pferden. — „Pst," flüsterte Jim, „aufgepaßt John, es kommt ein Farmer-Wagen vorbei, — halte Dich ganz ruhig, als wenn wir hier ruhten; und wenn er vorüber ist, dann schnell mit dem Verrückten durch den Busch nach unserer Mühle.

Dort habe ich ein Plätzchen für ihn, wo er sicher aufgehoben sein soll."

Der Wagen kam näher und man konnte schon deutlich die Stimmen Toms und Josephs unterscheiden, die neben den Pferden hergingen und plauderten; — im Osten fing es an graugelb zu tagen und ein mattes Dämmerlicht verbreitete sich über die schweigende Gegend.

Plötzlich sprang Puck mit lautem Gebell auf die an der Erde zusammengekauerte Gruppe zu und schlug wie wüthend an. Joseph pfiff und rief dem Hunde, aber dieser wurde immer wüthender, bis Tom herbeieilte und ihn wegziehen wollte. In diesem Augenblicke, als ob der Wahnsinnige fühle, daß dies ein Rettungsanker sei, warf er sich convulsivisch in die Höhe und stieß einen schrecklichen Schrei aus, von dem die ganze Gegend wiederhallte: Joseph sprang nun auch hinzu und schrie: „Was geschieht da? Was war das für ein Schrei?" —

„Das wird Euch wenig kümmern, Gelbschnabel," sagte Jim jetzt barsch, sich erhebend und die Hand an seine Tasche legend, ruft Euern Hund zu Euch und geht Eurer Wege, oder es kann Euch schlimm gehen." —

John war auch aufgesprungen und hielt mit einem Fuße den Wahnsinnigen nieder, der sich furchtbar krümmte und wälzte und herzzerreißende Töne ausstieß. —

„Unserer Wege gehen?" sagte jetzt Tom, „oho! nicht eher, als bis Ihr gesagt habt, was Ihr da bei Nacht und Nebel treibt." —

„Die Hölle über Eure Köpfe, dumme Jungen!" donnerte jetzt Jim, „steckt Eure Nasen nicht in fremder Leute Sachen oder — " Er hob drohend die Faust zum Schlage, aber eben so schnell und gewichtig flog auch schon Toms Faust auf seinen Kopf, mit dem Rufe: „Wart Schuft!

ich will Dich schlagen lehren." — John sprang in demselben Augenblicke auf Tom zu und faßte ihn bei der Halsbinde, diese fest zusammendrehend, aber eben so schnell hatte ihn Puck auch von hinten erfaßt und mit einem mächtigen Rucke zu Boden gerissen. Tom, schäumend vor Wuth, fiel nun über den Liegenden her und fing an ihn fürchterlich durchzubläuen. Jim war von dem Schlage auf den Kopf einige Schritte, halb betäubt, zurückgetaumelt, Joseph benutzte dies, um sich zu dem Wahnsinnigen herab zu beugen. Als er sah, daß er gebunden war, nahm er schnell sein Messer aus der Tasche und schnitt den Strick durch. Mit einem Satze war der Unglückliche auf und rannte, unartikulirt heulend, fort über die Felder. Jim, der jetzt zu sich kam und das sah, schrie schäumend vor Wuth: „Elender Hund! fahr dafür zur Hölle!" er riß seine Pistole aus der Tasche, — drückte auf Joseph ab, aber dieser hatte sich eben gebückt, um einen Zaunpfahl aufzunehmen, und der Schuß ging über seinem Kopfe weg. Ehe Jim noch den zweiten Schuß abfeuern konnte, sauste auch schon Josephs Zaunpfahl durch die Luft und Jim stürzte mit zerschmettertem Kopfe zu Boden.

„Gerechter Gott! ich habe einen Menschen erschlagen!" rief jetzt mit Entsetzen Joseph und ließ den Pfahl fallen.

Tom sprang herzu und der an der Erde liegende John stöhnte: „Es war sein Sohn — und verrückt, — und wir wollten ihn in's Hospital bringen. — Hülfe! Mörder!" schrie er, — „hieher! Hülfe! Mörder!" —

„Fort," sagte Tom jetzt zu Joseph, „fort, sonst sind wir verloren, — die Pferde sind durch den Schuß erschreckt worden und sind umgekehrt, — dort rennen sie mit dem Wagen hinab nach Haus."

„Hülfe! Mörder!“ brüllte John, „hieher Leute, — ergreift die Mörder!“ —

„Fort!“ schrie jetzt Tom, „unsere Freiheit, unser Leben stehen auf dem Spiele.“ Er ergriff den erstarrten Joseph und riß ihn mit fort; — mechanisch lief dieser mit Tom dem Merramec zu, — während es hinter ihnen schon lebendig zu werden anfing, — man hörte Stimmen, Fußtritte — und dazwischen Johns Ruf: „Hülfe! Mörder!“ — Tom flüsterte im Laufen Joseph zu: „Laß uns suchen nach St. Louis zu kommen, dort weiß ich einen Versteck, wo uns Niemand finden soll. Weist Du den Weg? — „Ja,“ entgegnete Joseph, — „wenn wir nur erst über den Merramec wären.“ — Jetzt hörten sie entfernten Pferdegalop und im nächsten Augenblicke lag im dichten Morgennebel der hoch angeschwollene Merramec vor ihnen. „Wir sind gerettet!“ rief Joseph, „jetzt schnell hinüber.“

Dichter und dichter ballte sich der Nebel auf dem Flusse zusammen. Das Ferry-Boot lag angebunden am Ufer, — der Neger, der die Reisenden hinüber- und herüberfährt, — lag vermuthlich noch im tiefen Schlafe in seiner Hütte. Tom und Joseph sprangen in's Boot, ergriffen die Ruderstangen und Joseph war eben dabei das Seil loszubinden, als das Geschrei: „Halt! Halt!“ ertönte, der Neger aus seiner Hütte herbeieilte und sich auf das Seil warf. Joseph sprang auf ihn zu, aber in demselben Augenblicke verschwand der schreiende Neger, — das Seil ging los und das Boot trieb in den Strom. Jetzt hörten sie hinter sich im Wasser plätschern, sie sahen auf, es war der treue Puck, der den Neger im entscheidenden Augenblicke niedergerissen hatte und dann, seinen Herren nach, in's Wasser gesprungen war. Joseph zog ihn auf's Boot und sagte zu Tom: „Hinüber zu kommen nützt uns nichts

mehr, sie würden uns einholen, — höre nur, wie der Neger heult und schreit; laß uns mit dem Strom hinabtreiben." —

Der angeschwollene Fluß trieb das durch die Ruderstangen noch beschleunigte Boot rasch hinab, — jetzt kamen die Hufschläge der Pferde näher, die Rufe: „Haltet die Mörder! Fangt sie!" wurden vernehmbar und einzelne Schüsse wurden auf das Wasser abgefeuert. Tom und Joseph trieben das Boot rasch mit der Strömung abwärts. „Wenn wir ihnen entkommen," sagte Joseph, „so ist es ein Wunder!" — Tom aber hatte seinen alten Humor wieder gewonnen und sagte lachend: „Es scheint da oben bestimmt zu sein, daß ich nicht mehr nach St. Louis komme. — Es geschieht mir ganz recht, — warum habe ich meine Spritze verlassen?"

Endlich verzog sich der Nebel, — sie waren weit hinab getrieben und mitten im dichten Walde. — Oben bei Fenton aber stand indessen ein ganzer Haufen von Farmern und andern zur Verfolgung aufgebotenen Leuten am Ufer und blickte, als der Nebel verging, vergebens nach dem Ferry-Boote. „Sie sind hinüber!" schrie jetzt der Neger, „und haben dann das Boot forttreiben lassen."

Es dauerte eine Stunde, bis ein anderes Boot gefunden und an Seilen herbeigeschleppt ward, und als es im Stande war, ließen sich die Verfolger hinübersetzen und galoppirten auf St. Louis zu, in der Meinung, auf der Spur der Flüchtigen zu sein.

XX.

Oh wie gerne gehen wir
Eilenden Fußes, —
Hinter uns Tod.
Göthe.

Der Nebel hatte sich endlich ganz verzogen, freundlich schaute die Sonne über die saftig grünen Bäume herab in das Flußbett, und ihre Strahlen spiegelten sich auf den kräuselnden Wellen, — ein tiefes Schweigen herrschte in der ganzen Gegend und längst war der Lärm der Verfolger verhallt, — als Tom und Joseph endlich etwas abließen vom hastigen Rudern und über ihre Lage nachdachten. — „Höre Tom," sagte Joseph endlich, „wir können nicht so auf dem Flusse forttreiben ohne Ziel und Richtung, — der Merramec ergießt sich in den Mississippi und sind wir einmal so weit, so werden wir von der Strömung in den großen Fluß hineingetrieben, können das plumpe, flache Boot nicht mehr regieren und gehen entweder zu Grunde oder bleiben irgendwo auf einer Sandbank stecken."

„Ich denke, daß Du recht hast," sagte Tom, „obwohl ich in solchen Dingen noch wenig mitgemacht habe und fast nie aus St. Louis herausgekommen bin; — aber was willst Du jetzt mit Deinen Bedenklichkeiten?"

„Dich fragen," sagte Joseph, „wo wir eigentlich hinwollen, — nach der Farm zurück können wir nicht, — nach St. Louis zu gehen, scheint mir auch nicht räthlich, wie leicht könnte man uns dort entdecken, — also wohin?"

„Ja, wohin?" entgegnete Tom, „schätz', daß das leichter gefragt, als beantwortet ist." Sie ruderten wieder eine Weile, — plötzlich aber machte das Boot einen heftigen Ruck und das Wasser schlug plätschernd an seinen Hinter-

theil, — vergebens setzten die jungen Leute die Stangen ein, das Boot rührte sich nicht mehr.

„Da haben wir's," sagte Joseph, „wir sind auf einer Sandbank oder auf einem Baumstamm aufgefahren, — jetzt hat das Ueberlegen ein Ende, — denn hier auf dem Wasser können wir nicht sitzen bleiben. Man wird das Boot stromabwärts suchen und auch hieher kommen. Laß uns das Ufer erreichen."

Sie waren nahe am rechten Ufer des Flusses, — die Stelle schien seicht, und sie war es auch, denn das Boot saß auf einer Anschlämmung von Sand fest.

„Apport Puck!" rief Joseph und warf ein Stück Holz ans Ufer. Puck sprang ins Wasser, aber er brauchte fast nicht zu schwimmen, er watete an's Land, — die Jünglinge folgten ihm und erreichten das rechte Ufer, während ihre Verfolger sie in der Richtung nach St. Louis auf dem linken Ufer suchten. Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, orientirten sie sich nach der Sonne und brachen sich dann, stets ihren Weg nach Westen verfolgend, Bahn durch Busch und Strauch.

Sie hatten, rastlos wandernd, St. Louis County längst hinter sich, und marschirten rüstig in Jefferson County weiter, — jedem Orte, ja jeder Farm sorgsam ausweichend. Als es endlich Abend wurde, hatten sie den Negro-Fork schon überschritten, aber sie befanden sich auch in der dichtesten Wildniß, ihre Füße waren geschwollen und der Hunger machte seine Rechte geltend. Wohl prangten über ihren Häuptern der majestätische Hickory, die üppige Persimone, der dunkelgrüne Pawpaw-Baum, — aber sie hatten keine Früchte im Mai und auch nicht die geringste Labung zeigte sich den Lechzenden. Endlich kamen sie auf eine kleine Prairie, und schon nach den ersten Schritten

entdeckte Joseph, daß sie voll Erdbeeren sei, — mit Gier warfen sich Beide auf die Erde und suchten und verschlangen die erquickende Frucht. — Dieses mehr als frugale Abendmahl hatte zwar ihren Hunger nicht gestillt, aber sie doch erquickt, und sie fingen an etwas ruhiger über ihre Lage nachzudenken. Puck hatte indessen immer suchend an der Erde herumgeschnuppert; jetzt auf einmal brach er mit kurzen Sätzen in das Gebüsch, als verfolge er etwas, und man hörte ihn kläffend fortjagen. Nach einigen Minuten kam das treue Thier springend und mit dem Schweife wedelnd zurück und trug etwas im Maule. Es war ein feistes Opossum, das Puck gejagt, erschaſcht und todtgebissen hatte. Er legte seinen Fang zu den Füßen seines Herrn nieder und blickte mit den klugen Augen treuherzig zu ihm auf. Tom besah das Opossum wohlgefällig und sagte: „Da ist ja unser Supper, — Puck, ich ernenne dich von nun an zu unserm Oberküchenmeister." — „Wie so?" fragte Joseph, „willst Du rohes Fleisch essen?" — „Denke nicht," meinte Tom lachend, „wollen ihn schon braten. Höre Joseph, es geht uns besser, als ich gedacht hatte. Wir haben unsere Pfeifen, Tabak und Feuerzeug, Puck sorgt für den Braten, — und hie und da werden wir wohl auch eine Kuh finden, die so gefällig ist, sich melken zu lassen."

Joseph suchte Reisig zusammen, Tom setzte es in Brand, und während das Feuer lustig flackerte, hatte Tom sein Messer hervorgeholt, mit kunstgeübter Hand dem Opossum die Haut abgezogen, die Eingeweide herausgenommen und den guten Puck damit traktirt. Dann schnitt er einen Stock ab, pflanzte das Opossum darauf wie auf einen Bratspieß, schnitt dann zwei andere Doppeläste wie Gabeln zu, steckte sie am Feuer in die Erde, legte den im-

proviſirten Bratſpieß darauf und fing luſtig den Braten zu drehen an. Das fette Thier duftete bald ganz appetitlich, und als es dunkel war, ſaßen unſere Abendteurer behaglich am Feuer, unter einer rieſigen Eiche und verzehrten ihren wohlfeilen Braten mit großem Appetite, obwohl ſie weder Salz, noch Brot dazu hatten. Nachdem die Forderungen des Magens ſo befriedigt waren, wurden die Pfeifen geſtopft, und jetzt trat auch erſt die ruhige Ueberlegung an die Stelle des bisherigen inſtinktmäßigen Rennens in's Weite.

„Laß uns jetzt Rath halten, Joſeph," ſagte Tom, — „wir haben die ganze Nacht Zeit dazu, denn wir haben keinen Mondſchein und können vor Tag nicht einen Schritt weiter kommen. Alſo, wo wollen wir hin?"

„Ich habe den ganzen Tag daran gedacht," ſagte Joſeph, — „und immer mehr bin ich der Meinung geworden, — wir ſollen auf die Farm zurück. Ich habe mich ja doch nur vertheidigt, er ſchoß nach mir, — die Sache muß unterſucht werden und dann wird ſich's ja herausſtellen, daß ich ihn nur aus Nothwehr niederſchlug."

„Joſeph," lachte Tom, „man ſieht, daß Du noch ſehr jung und ſehr grün biſt. Du haſt Dich nur vertheidigt, die Sache muß unterſucht werden? Sage mir vor Allem, — iſt Dein Vater reich, — kann er für Dich ſo ein Dollars fünftauſend Bürgſchaft ſtellen?"

„Wo denkſt Du hin," fiel Joſeph erſchrocken ein, — wir haben nichts als die Farm und die iſt noch nicht ganz bezahlt, — und dann das bischen Einrichtung und Viehſtand."

„Nun alſo," fuhr Tom ſehr ernſt fort, „ſo wird man Dich in die Jail ſtecken und mich, der ich auch keinen Bürgen habe, dazu und wir können uns dort, in der Ge-

sellschaft von Spitzbuben und Räubern, ein paar Monate lang auf alten Buffalofellen herumwälzen, von einem Gerichtstermine zum andern, bis wir nur zum Prozesse kommen. Nein! ich danke für die schöne Aussicht. Lieber laufe ich bis an's Ende der Welt."

„Schrecklich!" seufzte Joseph.

„Und dann," setzte Tom seine Rede fort, „wer soll beweisen, daß Du ihn nur zu Deiner Vertheidigung niedergeschlagen hast, — der Andere wird *gegen* Dich zeugen und *wir* haben keine Zeugen. — Wenn daher die Geschwornen noch recht gnädig sind, so kommen wir nur auf zehn Jahre in die Penitentiary. Hast Du Lust dazu?"

„Um Gotteswillen! meine armen Eltern!" jammerte Joseph.

„Daher ist mein Rath," sagte Tom, „wir gehen so weit uns unsere Füße tragen. Lieber will ich unter den Indianern leben, als im Gefängnisse."

„Aber wohin?" fragte Joseph rath- und muthlos.

„Vor der Hand," entgegnete Tom, „immer fort nach Westen, — so kommen wir immer tiefer in's Land, wo die Neuigkeiten gar nicht oder doch sehr spät hinkommen, — es ist Frühjahr, wir finden unter anderm Namen leicht Arbeit auf einer Farm und bleiben da vor der Hand in Sicherheit, bis wir Näheres von zu Haus erfahren."

„Wie Du glaubst," sagte der muthlose Joseph, — „aber Du wirst sehen, man wird uns entdecken."

„Ja, das fürchte ich auch," meinte Tom, „aber was ist zu thun? — Halt!" schrie er plötzlich auf, „ich hab's, — Joseph ich hab's!"

Er sprang wie ein Unsinniger herum, lachte und jubelte und rief ein Mal über das andere: „Wir sind gerettet, — ich hab's!"

„So sprich doch, was hast Du?“ fragte dringend Joseph, dem des Freundes Zuversicht wieder Muth einflößte.

„Ich hab's!“ platzte Tom heraus, „wir gehen nach Californien!“

„Nach Californien!“ sagte Joseph mit offenem Munde, — „wie sollen wir dort hinkommen?“

„Wie? wie so viele tausend Andere. Ja, ja, es geht,“ schrie Tom lustig. Wie viel hast Du Geld?“

„Ich? nicht viel!“ seufzte Joseph, „meine Pathengelder von Deutschland, etwa zwanzig Dollars, die ich in meiner Weste eingenäht trage.“

„Genug,“ sagte Tom, „und ich habe noch die fünf Dollars, die ich von St. Louis mitbrachte, — und die ich draußen bei Euch durchaus nicht ausgeben konnte, sonst hätte ich sie wohl längst nicht mehr,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Und damit sollen wir nach Californien kommen?“ zweifelte Joseph.

„Gewiß,“ betheuerte Tom, — „mit viel Geld nach Californien kommen, ist keine Kunst, — aber ohne Geld hin und mit Geld zurück zu kommen, das ist ein Kunststück, und wir sind ein paar smarte Burschen, — wir machen's fertig. — Höre jetzt meine Idee,“ fuhr er ruhiger fort, — „ich weiß zwar nicht, wo hier herum Hermann liegt, aber wir finden uns schon hin. Dort habe ich einen guten Freund, einen Deutschen, der in St. Louis gearbeitet hat und mit mir in der Phönix-Compagnie war. Er ist jetzt Schmiedemeister dorten, dem vertrauen wir uns an und Du wirst sehen, er hilft uns durch.“

Sie sprachen noch lange hin und her, — endlich machte der Schlaf seine Rechte geltend, — sie streckten sich am Feuer hin unter die Eiche, deren Laub sie vor dem fal-

lenden Thaue schützte, — Puck legte sich zwischen sie und bald entschliefen sie sanft und fest.

Auf Vater Böttchers Farm herrschten indessen Jammer und Bestürzung; — Böttcher war gerade des Weges geritten gekommen, als sein leerer Wagen mit den Pferden ihm entgegen jagte. Nicht ohne Mühe brachte er die Pferde zum Stehen und ahnte ein Unglück. Er band sie an einen Baum seitswärts von der Straße und jagte Fenton zu. Dort traf er Alles in Aufregung, — man erzählte ihm die Geschichte, zwei junge Bursche hätten einen Müller erschlagen und seinen Arbeiter furchtbar mißhandelt, sich dann über den Fluß nach St. Louis geflüchtet, — aber man setze ihnen bereits nach und sie würden der verdienten Strafe nicht entgehen. Böttcher, im Innersten seines Herzens erschrocken und erschüttert, war doch so vorsichtig, sich nichts merken zu lassen und fragte weiter. Den Müller, der noch lebte, aber schwerlich aufkommen werde, hörte er, habe man nach seiner Mühle geschafft, der Andere liege im Wirthshause und sei jämmerlich zugerichtet. — Böttcher sah ein, daß hier nur rasches Handeln helfen könne, — er sprengte nach Hause, brachte den Wagen heim und vertraute seiner erschrockenen Frau den Vorgang, ihr das tiefste Stillschweigen auferlegend. Dann nahm er Abschied, sagte ihr, wie und wo sie Tom und Joseph verstecken solle, falls sie Nachts kämen, und ritt fort nach St. Louis. Wir lassen ihn auf dem Wege dorthin und kehren zu unsern Flüchtlingen zurück.

Am frühen Morgen waren diese schon erwacht, und so wie ihnen die aufgehende Sonne ihre Richtung zeigte, brachen sie auf. — Rastlos wanderten sie fort auf ungebahnten Wegen, durch die an Metallschätzen so reichen Gebiete des Franklin County, und erst als sie sich weit ge

nug vom Schauplatze ihrer That wähnten, wagten sie es, auf allein stehenden Farmen einzusprechen, wo sie mit der unserm Lande eigenen Gastfreundlichkeit bewirthet wurden und auch die Richtung nach Hermann erfragten. Noch ein Mal mußten sie über den Merramec, kamen endlich in Gasconade County auf eine Art von Straße, und nach Entbehrungen und Abendteuern mancher Art, nach einer achttägigen Wanderung, sahen sie sich eines Abends plötzlich unter freundlichen Weinbergen; — schöne Farmen standen auf den Hügeln, und als sie nun fröhlich darauf los schritten, lag auf einmal der langsam strömende Missouri vor ihnen und an seinen Ufern breitete sich das reizende Hermann aus.

Ende der ersten Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

I.

Hier war die Arzenei, die Patienten starben
Und Niemand fragte: wer genas?
Göthes Faust.

Vater Böttcher kam drei Tage nach dem Brande nach St. Louis. — Welch' ein Anblick! niederschlagend und erhebend zugleich, — die belebtesten Straßen, der Mittelpunkt und Tummelplatz unseres sich riesig entfaltenden Handels im Westen, lagen in Trümmern und Asche, die Wracks der verbrannten Dampfboote ragten längs der Levee aus dem Wasser, ungeheure Haufen von Waaren, Möbeln, Gütern aller Art lagen auf allen Straßen, von den freiwilligen Bürger-Compagnien sorgsam bewacht, Hunderte und Hunderte hatten kaum ein nothdürftiges Obdach, — und doch kein Jammer! keine Muthlosigkeit! kein rath- und thatloses Verzagen! — Die herrliche, thatkräftige Elasticität unseres amerikanischen Charakters, das rasche, unverdrossene Go ahead-Treiben unseres Landes zeigten sich in ihrem schönsten Lichte. Nach einer solchen

verheerenden Catastrophe, nach einem Unglücke, das so colossale Proportionen angenommen hatte, wären in Deutschland, wo das Volk in beständiger Unmündigkeit gehalten wird und, alle Bewegung und Anregung nur von Oben zu erwarten, abgerichtet ist, — in Deutschland, sagen wir, wären die Leute vielleicht noch sechs Monate nach dem Feuer händeringend um die Brandstätte gestanden und hätten gejammert: „Ach, das Unglück! Wer hätte sich das denken können?“ — hier war es anders. Nicht um den Verlust zu klagen und zu jammern, handelt es sich in Amerika, — sondern darum, das Verlorene wieder zu erringen durch verdoppelte Anstrengung und Thatkraft. Drei Tage waren erst seit dem Brande vorüber, — aber schon waren alle Zeitungen voll von Geschäfts-Anzeigen, von provisorisch da oder dorthin verlegten Geschäften, aus den noch rauchenden Brandstätten ward bereits der Schutt ausgegraben, Bau-Contrakte wurden geschlossen, Ziegeln und Steine massenweise herbeigeführt, — Arbeiter, Maurer, Zimmerleute strömten schaarenweise zu Wasser und zu Lande nach St. Louis und wir kennen einen unternehmenden Kaufmann, der, als sein großes schönes Haus zu brennen anfing, sich darum wenig kümmerte, sondern eiligst zu einem Holzhändler in der Nähe der Stadt fuhr und, richtig calculirend, daß der Preis des Bauholzes in der nächsten Zeit ungeheuer steigen müsse, sogleich einen Contrakt für alles Bauholz zu einem neuen Hause zu den alten Preisen abschloß. Darum aber eben ist unser Amerika in nicht ganz achtzig Jahren das geworden, was es ist, darum blicken wir mit Stolz und Zuversicht auf unser Land und wissen, daß wir auch *können*, was wir *wollen*.

Ein Jahr war seit dem Brande verflossen und man konnte an der Levee, in der Mainstraße und an andern

Orten nur noch an der Masse neben einander stehender, durchaus neuer schöner Gebäude erkennen, daß hier einer der furchtbarsten Brände gewüthet hatte. Das Schauspiel, das St. Louis in jenen Tagen bot, mußte auf jeden Ankommenden einen noch tieferen, ergreifenderen Eindruck machen, als auf die Einheimischen, für unsern Böttcher war es im höchsten Grade erschütternd, denn außer dem Bilde der furchtbaren Verheerung, das er überall sah, beengte die Sorge um zwei ihm theure Wesen sein angsterfülltes Herz. Lange irrte er zwischen den Ruinen herum, ohne nur den Platz entdecken zu können, wo Ziemers Haus gestanden hatte, — vergeblich war sein Fragen und Forschen nach seinen Angehörigen, die Leute, die da herum gewohnt hatten, waren nach allen Weltgegenden versprengt, und Jedermann hatte so viel an sich selbst zu denken und für sich und die Seinigen zu sorgen, daß Niemand Auskunft über Andere zu geben sich die Mühe nahm.

Nachdem Böttcher den ganzen Tag herumgelaufen war, hatte er endlich von einem Bekannten Ziemers doch noch erfahren, daß Ziemer mit seiner ganzen Familie zu seinem Bruder nach Quincy in Illinois gegangen sei, — ob Marie und die Großmutter mit ihnen seien, wußte jener nicht zu sagen. Böttcher bedachte sich nicht lange, er übergab einem Farmer aus seiner Nachbarschaft, den er am Nordmarkte gefunden hatte, Mr. Josuas Pferd, nebst einem Briefe an seine Frau, worin er ihr seine fruchtlosen Nachforschungen und seine vorhabende Reise mittheilte, und ihr einschärfte, Tom und Joseph, die er längst wieder auf der Farm wähnte, bis zu seiner Zurückkunft sorgfältig vor Jedermann zu verbergen. — Mit gequältem Herzen, voll der ängstlichsten Besorgnisse um seine Lieben, suchte der arme Mann noch spät Abends ein Dampfboot

auf, das am andern Morgen flußaufwärts abgehen sollte, und quartierte sich an Bord ein.

Wie gewöhnlich ging das Schiff statt des Morgens erst am andern Tage Abends ab, — der niedrige Wasserstand erschwerte die Fahrt und erst am dritten Tage Abends ward Quincy erreicht.

Am andern Morgen suchte Böttcher in aller Frühe schon Ziemers Bruder auf, — allein als er ihn gefunden hatte und dieser ihm mit Thränen im Auge erzählte, der brave Ziemer sei unterwegs auf dem Boote an der Cholera gestorben und seine Familie habe sich an's Land setzen lassen, sei zurück und lebe jetzt irgendwo in Highland oder Belleville in Illinois, wo die Wittwe Verwandte habe, da brach dem armen Vater das Herz und er war rath- und muthlos.

Am andern Tage war er schon wieder auf einem zurückfahrenden Boote und konnte es vor Sehnsucht und Ungeduld kaum erwarten, bald bei den Seinigen daheim zu sein, denn sein einziger Trost, der ihn noch aufrecht hielt, war die Hoffnung, Marie und die Großmutter seien indessen auf die Farm zurückgekehrt. — In St. Louis angekommen, hielt er sich nicht mehr auf, sondern setzte augenblicklich zu Fuß seinen Weg nach dem Merramec fort.

Zehn Tage nach jenem Morgen, wo er es verlassen hatte, kehrte er endlich zurück, — das Herz klopfte ihm gewaltig, als er sein Haus von Weitem sah, — aber bald schnürte ihm eine böse Ahnung die Brust zusammen, — denn Alles im Hause und um dasselbe war stille, Puck empfing ihn nicht mit seinem freudigen Gebelle, — und als er in's Zimmer trat und seine arme abgehärmte Frau in Thränen fand, als Fritz und Lottchen ihm klagend sagten: „Bruder Joseph ist fort, — Tom ist fort, — Schwe-

ster Marie ist noch nicht gekommen!" — da brach die ganze Wucht des bittersten Schmerzes auf sein Haupt ein, er sank in einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und jammerte: „Oh Gott! mein Gott! du prüfst mich hart."

Armer Vater! weine dich aus, — blasse Mutter! laß deine Thränen fließen, — auch der Schmerz wird sanfter, wenn er sich ausweinen kann. — Wir überlassen die schwer Heimgesuchten ihrer herzzerreißenden Trauer und kehren nach St. Louis zurück. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Thomas! Thomas!" schrie der Wirth, Herr Joseph Licks, mit verstörtem Gesichte die Treppe herabfliegend, — „geschwind, hole eine Dray oder einen Möbelkarren, — es sind schon wieder drei Boarder gestorben, — heiliger Gott im Himmel, was soll das werden!"

„Schau, schau!" sagte phlegmatisch Thomas, der baierische Hausknecht, „schon wieder drei, — gestern zwei und vorgestern viere, — wenn das so fortgeht, werden wir bald keinen Boarder mehr haben."

„Ach Gott! wenn wir nur schon so weit wären," jammerte Herr Licks, — „ich schlösse das Haus zu und ginge auf und davon. Geschwinde, geschwinde! einen Wagen Thomas."

„Warum denn geschwinde?" sagte Thomas mit eiserner Ruhe, — die Todten werden uns nicht davonlaufen."

„Herr Licks! Herr Licks!" rief jetzt Marie von Oben herab, „kommen Sie geschwind, — die Großmutter ist krank geworden."

„Nun da haben wir's," schrie Licks, — „noch eine, — das ist entsetzlich, das ist schrecklich. Da muß der Mensch ja vor Angst und Schreck zu Grunde gehen."

Aechzend und jammernd schlich er die Treppe hinauf, — während Thomas eine Dray auf der Straße anhielt, — die an der Cholera gestorbenen Boarder in ihre Bettdecken wickelte, sie über die Treppe hinabschleifte, daß die Köpfe auf jeder Stufe aufschlugen, sie auf den Wagen lud und dem Neger-Kutscher phlegmatisch sagte: „Nach dem Stadt-Kirchhofe und hole Dir dann hier Dein Geld.“

So wurde man damals begraben, — die Cholera, die unter der großen Aufregung des Brandes bedeutend nachgelassen hatte, — entweder weil der Eindruck des einen Unglücks die Eindrücke des andern verdrängte, oder weil eine der Haupturſachen, die panische Furcht vor der Seuche, einige Tage anderen Gefühlen Platz gemacht hatte, — die Cholera war bald nach dem Brande mit erneuerter Gewalt aufgetreten und hatte zahlreiche Opfer aus allen Ständen gefordert. Heute sagte man noch einem Bekannten: Gute Nacht! und drückte ihm die Hand und am andern Morgen erfuhr man: er sei in dieser Nacht gestorben. Es gab keine förmlichen Leichenbegängnisse mehr, — ohne Begleitung fuhren die Leichenwagen im Galoppe den Kirchhöfen zu, und kehrten gleich wieder um, um neue Leichen zu holen, — die Hand des schwarzen Würgengels lag unheilschwer auf der Stadt und an die Stelle des früheren Muthes oder Leichtsinns waren der blasse Schreck oder die stumpfe Gleichgültigkeit getreten.

Es war zwei Tage nach dem Brande, — Karl war noch immer nicht wieder gekommen, — Marie verging in Angst und Besorgniß und gerade hatte sie mit der Großmutter den Entschluß gefaßt, einen Wagen zu miethen und nach der Farm zum Vater zurückzukehren, als die alte Frau an dem zur Abreise bestimmten Tage plötzlich über Uebelbefinden klagte und sich legen mußte. — Marie,

die von den Verheerungen der Seuche noch wenig gesehen hatte, dachte noch an keine Gefahr, — aber Herr Licks, der jetzt in's Zimmer trat und der in den letzten Tagen mit der Cholera und dem Tode in seinem Hause vielfache Bekanntschaft gemacht hatte, schrie sogleich beim Anblicke der alten Frau entsetzt: „Hab' ich's nicht gesagt, — sie hat die Cholera!" und sprang wieder zur Thüre hinaus.

„Einen Arzt! um Gotteswillen, einen Arzt!" jammerte Marie, — aber Herr Licks hörte nicht, sondern rannte in das nächste Kaffeehaus, wo er einen Schnaps nahm, dann einen Bittern darauf setzte, dann mit noch einem Glase Schnapps den Bittern hinunterspühlte und gar nicht mehr nach Hause wollte. . . .

Seine Frau war, wie alle Frauen, menschlicher und muthiger, sie ließ schnell durch das Mädchen einen Arzt suchen, was in jener Zeit keine leichte Aufgabe war, machte Thee und ging mit Marien hinauf. Die alte Frau litt furchtbar, — ihr Gesicht war entstellt, — ihre Stimme nicht mehr hörbar. Marie beugte sich weinend über sie und rief: „Oh Großmutter! liebe Großmutter!"

Die alte Frau zuckte krampfhaft und lispelte heiser: „Wo ist mein Sohn, wo ist mein Louis?"

Jetzt trat der Doctor in das Zimmer, — er eilte an das Krankenbett, fühlte den Puls, fragte Einiges, zog dann ein Päckchen Pülverchen aus der Tasche und sagte: „Alle zehn Minuten ein Pulver, Senfteig auf die Brust und die Arme, heiße Steine an die Füße, — nichts als Pfeffermünzthee trinken," und wie eine Erscheinung war er auch schon wieder verschwunden.

Marie reichte der Großmutter die Medicin, — und erfüllte die Anordnungen des Arztes, — mehrere bange Stunden vergingen, — die Pulver waren zu Ende, —

der Zustand der alten Frau hatte sich nicht verbessert, aber auch nicht verschlimmert. /—/

Es war Abend und der Doctor, nach dem wieder geschickt worden war, kam: „Noch am Leben?“ fragte er beim Eintreten, — er sah die Kranke an, zog wieder Pülverchen hervor: „Alle Viertelstunde eines, viel warmen Thee trinken, fleißig frottiren, — nichts essen, — wollen Morgen sehen,“ und abermals war er verschwunden.

So wurde man damals behandelt, — der Leser glaube nicht, daß dies Uebertreibung sei. Gewiß, es gab ehrenvolle Ausnahmen, würdige Aerzte, die ihrem Berufe mit voller Hingebung, in dem erhebenden Gefühle ihrer edlen Sendung nachkamen, — aber es gab auch, wie immer in solchen Zeiten, viele Pfuscher und Charlatane und noch mehr Handwerks-Pedanten, die sich dies oder jenes Mittel als Specificum erkoren hatten und es nun frisch d'rauf los administrirten mit unerschütterlicher Ruhe und eiserner Consequenz.

Die Nacht brach herein, — Frau Licks mußte Marien verlassen, und diese saß traurig am Bette der Großmutter, die in einen tiefen, von Röcheln begleiteten Schlaf gefallen war. — Oft beugte sich Marie über die alte Frau und fragte sie, wie sie sich fühle, aber sie erhielt keine Antwort, denn die Kranke lag in schwerer, dumpfer Betäubung und nur das Wogen der Brust, nur der laute Athem zeigten, daß sie noch lebe.

Da öffnete plötzlich das Dienstmädchen die Thüre und leuchtete einem ältlichen Manne in's Zimmer, dazu sagend: „Der geistliche Herr wünscht mit Ihnen zu sprechen, Mamsell.“

Während das Mädchen sich entfernte und Marie überrascht aufgesprungen war, trat der Priester näher und

sagte: „Erschrecken Sie nicht, mein frommes Kind, ich komme um die Pflichten meines Amtes zu erfüllen. Ich wurde hier nebenan zu einem Kranken gerufen und höre nun hier im Hause, daß auch Ihre Mutter oder Großmutter gefährlich erkrankt sei. Da hielt ich es für meine Pflicht einzutreten, Ihnen meinen Beistand anzubieten und da die Kranke, wie ich höre, Katholikin ist, ihr den Trost der Kirche zu spenden."

„Wer sind Sie, mein Herr?" fragte Marie erstaunt.

„Ein Diener Christi, mein Kind, — aus dem Orden Jesu, — uns ist in dieser schweren Zeit der Heimsuchung die Aufgabe geworden, die Sterbenden mit ihrem Gotte auszusöhnen und die Weinenden und Hinterbliebenen zu trösten."

Marie starrte den Jesuiten schweigend und mißtrauisch an, — seitdem sie jene verhängnißvollen Papiere gelesen, war ein unerklärlicher Abscheu gegen diesen Orden in ihr bisher argloses Herz gedrungen, — sie vermochte es nicht, eine Antwort zu geben.

„Wie heißt die Kranke?" fragte der Pater.

„Johanna Böttcher!" sagte Marie.

„Ihre Mutter?"

„Nein, meine Großmutter!"

In diesem Augenblicke schrie die alte Frau kreischend auf, — sie richtete sich sitzend auf, ihr Auge rollte, Schaum bedeckte ihren Mund, — Marie sprang erschrocken zu ihr hin und der Pater näherte sich ihr mit den Worten: „Ich bringe Euch den Trost der Kirche und den Segen Gottes." Er knöpfte seinen Ueberrock auf und man sah das Ordenskleid mit der Stola darüber. — Aber die Großmutter schien ihn nicht zu hören, — sie starrte ihn an, sie zitterte convulsivisch, plötzlich aber schrie sie mit

fürchterlicher, krächzend heiserer Stimme: „Der Pater Antonio! der Mörder Laurens! fort — fort mit ihm! — Louis! zu Hülfe! — der Teufel! — der Teufel!“ —

Ein entsetzlicher Krampf bemächtigte sich aller ihrer Glieder, — convulsivisch zuckten ihre Arme hin und her, die Brust keuchte, als wollte sie zerspringen, — der Pater aber sagte sanft: „Die Kranke phantasirt, — ich will sie nicht belästigen, — ich werde wiederkommen.“ — So wie er herausgehend die Thüre hinter sich schloß, seufzte die alte Frau tief auf, dicke Schweißtropfen bedeckten ihre Stirne, — ihr bisher stieres Auge wurde matt und unklar, — sie sank auf das Kissen zurück, — kalt, regungslos, — eine Leiche. Marie warf sich jammernd über die theure Großmutter: „Tod, todt!“ — schrie sie, — „auch Du, Großmutter! — Und Karl! — Oh Himmel! was soll aus mir werden!“ Ihre Thränen flossen, ihr Herz verging in unendlichem Jammer.

Unten kam aber Herr Licks aus dem Kaffeehause zurück, er hatte Mariens Schmerzensschrei gehört und rief: „Thomas bestelle morgen früh einen Karren, — die alte Frau ist schon todt und der Schneider auf Nr. 7 wird wohl auch diese Nacht hin werden, — Du kannst gleich Beide zusammen fortführen lassen.“

II.

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens schwachem Schlage,
Hier steh ich an dem Ende meiner Tage,
Herr! wie du willst, dir hab' ich mich ergeben.
Körner.

Die Sonne schien schon hell durch die Fenster in Mariens Zimmer herein, als diese, die betäubt und ohn-

mächtig auf einem Stuhle eingeschlafen war, erwachte, — ihr erster Blick fiel auf das Bett der Großmutter und rief alle Schrecken dieser Nacht in ihr Gedächtniß zurück. — Thomas, der Hausknecht, öffnete jetzt die Thüre, steckte den Kopf in's Zimmer und sagte: „Mamsell Marie! kann ich jetzt die alte Frau mitnehmen, der Karren ist unten, — den Schneider von Nr. 7 habe ich schon aufgeladen."

Marie brach in bittere Thränen aus und eilte zu dem Bette, um den letzten Abschiedskuß auf die Lippen der Entschlafenen zu drücken; — aber so wie sie sich über die Großmutter beugte, fuhr sie mit einem lauten Schrei zurück und zu Thomas gewendet, rief sie mit stockender Stimme: „Fort, Thomas, fort! — sie ist nicht todt, — sie lebt! — Oh, holt schnell den Arzt."

„Nicht todt?" sagte Thomas jetzt, der in's Zimmer getreten war und sich hinter den Ohren kratzte, — „wirklich nicht todt? — das ist recht fatal; — jetzt habe ich mit dem Fuhrmann für zwei Leichen accordirt, und es ist nur eine da, — aber er wird doch das volle Geld verlangen."

Marie drängte ihn zur Thüre hinaus und beschwor ihn, den Arzt zu rufen, — dann kehrte sie, neu mit Hoffnung erfüllt, zu dem Bette zurück.

Die alte Frau lag in tiefem Schlummer, — der Mund war etwas geöffnet, die nicht ganz geschlossenen Augen ließen nur das Weiße sehen, — die blauschwarze Cholera-Farbe war verschwunden, aber das tief eingefallene Gesicht war leichenblaß und zeigte nur eine leichte Röthe auf der äußersten Rundung der hervorstehenden Backenknochen. Nach einer Viertelstunde kam der Doctor, — sah die Schlafende an, fühlte den Puls, erkundigte sich, wann diese Aenderung eingetreten sei und sagte dann:

„Die Cholera ist vorüber, — aber ein schleichendes Nervenfieber ist da, — wenig Hoffnung; — Dinte, Feder und Papier!“ — Er schrieb ein Rezept: „Alle halbe Stunde einen Eßlöffel voll, — Ruhe, — keine Nahrung, — Abends komme ich wieder.“ — Er ging und Marie setzte sich stillweinend an das Bett der Kranken, nachdem Frau Licks die Besorgung des Rezeptes übernommen hatte.

Es war, wie der Arzt gesagt hatte; — es war bei der alten Frau eine jener gewaltigen Krisen eingetreten, die allen Berechnungen spotten und so oft die Wissenschaft zu Schanden machen; — die alte Frau lebte noch, aber sie lag da in einem schlummersüchtigen, empfindungslosen Zustande, und nur mit großer Mühe gelang es Marien, der Bewußtlosen die Medicin fast tropfenweise hinabträufeln zu lassen.

Dieser Zustand dauerte den ganzen Tag fort, — Abends kam der Doctor, schüttelte mit dem Kopfe, ließ die Medicin wiederholen und ging. Marie wachte die ganze Nacht bei der Kranken, stets auf das Erscheinen des leisesten Zeichens wiederkehrenden Bewußtseins wartend, — aber die Nacht verging, wie der Tag vergangen war und erst als der Morgen graute, entschlief Marie, körperlich müde und geistig erschöpft, auf ihrem Stuhle.

Auch am andern Morgen war aus dem Doctor nichts Anderes herauszubringen, als ein Schütteln mit dem Kopfe, ein Zucken mit den Achseln und auf Mariens dringende Fragen die Antwort: „Geduld! mein Kind, Geduld!“

In ihrer Herzensangst setzte sich Marie nun an den Tisch und schrieb einen langen Brief an den Vater, ihm alle unglücklichen Ereignisse dieser Woche, das Feuer, Karls Verschwinden, der Großmutter schwere Krankheit mittheilend und ihn beschwörend, so schnell als möglich

zu kommen oder Joseph und die Mutter herein zu schicken. Das Mädchen trug den Brief auf die Post und Marie eilte wieder auf ihren Posten am Krankenbette.

Gegen Mittag endlich schlug die Kranke die Augen auf, — ihr Blick war stier und irre: „Wasser! Wasser!" lispelte sie kaum hörbar; — Marie reichte ihr schnell eine Schale mit Wasser, — die Kranke trank begierig, dann sah sie Marie lange an, als wolle sie sich besinnen und sagte lauter, aber mit gebrochener Stimme: — „Laß den Jesuiten nicht mehr herein! — Ich fürchte ihn! — Wo ist Karl?" — Ohne Mariens Antwort abzuwarten, schloß sie die Augen wieder, der alte Zustand trat wieder ein und es war todtenstille im Zimmer, wie vorher.

So verging der Tag, so folgte ihm die Nacht, — so verstrich der folgende Tag, so zogen noch sieben Tage dahin, — sieben Tage, deren jeder ein Jahrhundert des bittersten Schmerzes für Marien in sich schloß, — Karl kam nicht wieder, — weder der Vater noch die Mutter kamen, — kein Brief ermuthigte und tröstete die Arme, die nahe daran war zu verzweifeln.

— — — — — — — — — — — — — —

„Ich sage Dir, Frau, das Ding gefällt mir nicht," sagte Meister Tobias Kneipe, auf seinem Dreifuße sitzend und mit dem abgegriffenen Hammer die hölzernen Zwecke in den Absatz eines Stiefels treibend, — „Du hast gut reden; — mir geht das Ding nicht ein. Ich bin, wie Du, katholisch geboren und erzogen, gehe Sonntags in die Messe und alle Ostern zur Beichte, — und will gewiß auf meine alten Tage nicht lutherisch oder ketzerisch werden, — aber was mein Kind betrifft, da habe ich eher ein Wort drein zu reden, als Du und der Herr Pfarrer."

„Aber Mann," fiel Frau Kneipe ein, „schwatz' doch

nicht so in den Tag hinein. Will denn der hochwürdige Herr etwas Anderes, als das Glück unserer Line? Denke nur, Tobias, wir sind alt, haben dem Mädel keinen Reichthum zu hinterlassen, — wir haben nichts als das Häuschen und das Lot, worauf es steht. Sie kriegt keinen Mann, oder höchstens einen armen Teufel, mit dem sie zusammen Hunger leiden kann. — Nun stelle Dir vor, der hochwürdige Herr Pfarrer will ihr den Eintritt in's Kloster der Ursulinerinnen verschaffen, zuerst als Unterlehrerin, dann wird sie Klosterfrau und ist versorgt. Und als ganze Aussteuer braucht sie nur zweihundert Dollars mitzubringen."

„Zweihundert Dollars, Frau!" rief Meister Kneipe ärgerlich und hämmerte fürchterlich d'rauf los, — „zweihundert Dollars! — und wo sollen wir die hernehmen?"

„Der Herr Pfarrer ist die Güte selbst," fuhr Frau Kneipe fort, „er will uns Jemand zuweisen, der uns die zweihundert Dollars auf unser Haus und Lot leiht, um nur sechs Procent. Bedenke doch, — so ein kleines Opfer und unsere Line ist auf Lebenszeit glücklich — und Jenseits der Seligkeit gewiß."

„Frau! Frau!" brummte Kneipe, — „man merkt's doch gleich, daß Du alle acht Tage zur Beichte läufst und Vormittags und Nachmittags in der Kirche liegst. — Kann unser Kind denn nicht auch außer dem Kloster glücklich werden, — soll sie denn nicht, wie Du, Frau und Mutter werden, einen braven Mann glücklich machen und uns so unser Alter erheitern können?"

„Du hast gut reden," fiel die Frau ein, „wer soll sie denn heirathen?"

„Hm!" sagte der Meister kopfschüttelnd, — „früher hatte ich wohl so ein Plänchen. Da war der Tom von

unserer Feuer-Compagnie, ein tüchtiger Arbeiter und ein braver Junge, — der hatte ein Auge auf unsere Line geworfen, — stand alle Sonntage vor der Kirchthüre und paßte auf, bis wir mit ihr herauskamen. Und wenn er daher kam und sich ein Paar Schuhe anmessen ließ, da war er gar nicht mehr fortzubringen, saß stundenlang da und schaute das Mädel mit so recht sehnsüchtigen Augen an."

„Das wäre mir auch der Rechte gewesen, keifte Frau Kneipe; — „ein Wirthshausbruder, ein lockerer Geselle, — darum ist er auch ohne Ablaß und Communion geradezu in die Hölle gefahren."

„Weib!" sagte jetzt Meister Kneipe heftig und warf den Hammer hin, — „halte Dein Maul jetzt. Der arme Junge ist todt, — und, so wahr Gott lebt, — so oft ich an ihn denke, treten mir die hellen Thränen in die Augen."

„Nun ja, nun ja!" lenkte die Hausfrau ein, — „er mag ein recht passabler Mensch gewesen sein, — aber fromm war er nicht, — kam nie in die Kirche und wenn er auf der Straße dem Herrn Pfarrer begegnete, grüßte er ihn nicht einmal. — Nun, er ist todt, — und ich will ihm nichts Böses nachsagen. — Aber, daß wir wieder auf die Hauptsache kommen, kann ich dem Herrn Pfarrer wegen der Line zusagen?"

„Nein, nein, und neunundneunzig Mal nein!" schrie jetzt unmuthig der alte Kneipe, den die Erinnerung an seinen Freund Tom ganz umgestimmt hatte, — „nein! mein Mädel wird keine Klosterfrau. Punktum! ich will nichts mehr davon hören, — merke Dir das."

Frau Kneipe schnitt ein fürchterliches Gesicht und setzte sich schmollend mit ihrem Strickstrumpf in die Küche; — Meister Kneipe aber legte jetzt seine Arbeit bei Seite

und stieg hinauf in das Bodenstübchen. Auf einem einfachen, aber reinlichen Feldbette lag ein junger, blasser Mann mit verbundenem Kopfe, — als Kneipe die Thür öffnete, schlug der Kranke die Augen auf und lächelte dem Eintretenden still freundlich entgegen: „Ach!“ sagte er, tief aufseufzend, „endlich kommt Ihr. Wie sehnlich habe ich Euch erwartet!“

„Nun, Gott sei Lob und Dank,“ sagte der alte Kneipe seelenvergnügt, „das läßt sich hören, das ist doch ein vernünftiges Wort, — denn bis jetzt lagt Ihr stumm da, oder Ihr schwatztet tolles Zeug. Nun, wie ist Euch denn?“

„Gut, gut!“ sagte Karl, — denn er ist's, den wir hier wiederfinden, — „aber sagt mir, ist das Feuer gelöscht?“

„Welches Feuer?“ fragte Meister Kneipe verwundert, setzte aber sogleich sich besinnend hinzu: „ja so, ich verstehe, Ihr meint den großen Brand. Nun, wenn der jetzt nach zehn Tagen noch fortdauern sollte, so wären wir Zweie wohl auch nicht mehr da, wo wir sind.“

„Zehn Tage?“ sagte Karl, mit der Hand über die Stirne streichend, „so lange lag ich hier, — aber wie bin ich denn hergekommen? — was ist denn mit mir geschehen?“

„Es scheint,“ fiel Kneipe ein, „daß das einstürzende Dach Euch so ziemlich das Gedächtniß aus dem Kopfe geschlagen hat. Erinnert Ihr Euch denn nicht mehr, es war an der Ecke der Myrtlestraße, das große Eckhaus stand in Flammen, wir spritzten tüchtig d'rauf los, — aber der Wind machte alle unsere Arbeit zu Schande. Da stürzte die Wirthin herbei und schrie: „Mein Kind! meine Tochter! ist noch oben im Zimmer!“ — Man brachte eine Leiter und Ihr wart der Erste oben, —

klirr! flogen die Scheiben hinein und Ihr wart im Zimmer. Wir lenkten den Wasserstrahl hin, — da erscheint Ihr am Fenster zwischen Flammen und Rauch, — das arme halberstickte Mädchen auf den Armen, — wir halten die Leiter, — Ihr steigt herab, — da! patrataz! stürzt das Dach ein, die Balken schlagen herunter, Ihr fliegt von der Leiter herab, — wir schnell hinzu, — das Kind war unversehrt, — aber Ihr lagt da am Boden, leichenblaß, mit blutendem Kopfe, — wir hoben Euch auf und trugen Euch daher zu mir. Es wäre ja eine Sünde gewesen, so einen wackern Burschen zu Grunde gehen zu lassen. — Acht Tage lagt Ihr im Wundfieber und ich dachte alle Augenblicke: Ihr würdet d'rauf gehen. Aber seit vorgestern hat sich die Sache geändert, — und heute sehe ich, daß Ihr glücklich über dem Berge seid."

Karl hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört, — die ganze jüngste Vergangenheit trat nach und nach wieder lebendig vor sein inneres Auge, — er drückte dem wackern Schuster dankend die Hand, — plötzlich aber fuhr er zusammen und rief erschrocken: „Und Marie! wo ist sie?"

„Marie?" — sagte Meister Kneipe, — „Line heißt sie, — meine Tochter, — die Euch gepflegt hat."

„Nicht doch, nicht doch!" jammerte Karl, „helft mir auf, — ich muß zu ihr," — er wollte aufspringen, sank aber matt und erschöpft wieder zurück. — „Oh ich beschwöre Euch, eilt in das Gasthaus des Joseph Licks in der zweiten Straße, fragt nach Marie Böttcher und ihrer Großmutter, — sagt ihr, daß ich hier bin. Oh! ich bitte, ich beschwöre Euch."

„Nun ja, — ja, ereifert Euch nur nicht so, beschwich-

tigte ihn Kneipe, — „ich will gleich hin. Beruhigt Euch indessen, — schlaft ein wenig, — ich bin bald wieder da."

Er sprang zur Thüre hinaus und die Treppe hinab, band die Schürze ab, zog den langen blauen Ueberrock an, setzte den großen breiträndrigen Hut auf und eilte nach dem bezeichneten Hause. Karl, durch die Anstrengung und Aufregung erschöpft, fühlte wie sich der Schlaf mit bleiernem Gewichte auf seine Augen senkte, — er wollte sich gewaltsam wach erhalten, um Kneipes Zurückkunft zu erwarten, — aber bald drehten sich wirre, bunte Bilder vor seinen halbgeschlossenen Augen, seine Sinne vergingen, — er entschlief. — Leise öffnete sich nach einer Weile das Zimmer, — Karoline, des Hauswirths Tochter, ein liebliches Mädchen mit sanften einnehmenden Zügen, trat langsam ein und setzte sich, ängstlich die Athemzüge des Kranken belauschend, an das Bett.

Erst spät am Abende erwachte Karl, — er schlug die Augen auf, — Karoline, die dies bemerkte, erhob sich leise und rief dem Vater. Meister Kneipe trat ein.

„Nun," rief Karl ungeduldig, „was bringt Ihr?"

„Nicht viel Gutes," sagte Kneipe traurig, „ich war dorten; das Haus ist zugeschlossen, — die Nachbarn sagten mir, die Leute, die darin gewohnt hätten, seien alle an der Cholera gestorben, und der Wirth und seine Frau seien fort in's Land."

Karl, der ihm in athemloser Spannung zugehört hatte, stieß jetzt einen lauten, herzzerschneidenden Schrei aus und stürzte zurück. Kneipe und seine Tochter sprangen zu ihm hin, — er erkannte Niemanden mehr, redete irre, wollte durchaus das Bett verlassen, und der endlich um Mitternacht herbeigerufene Arzt erklärte: der Kranke liege im hitzigen Fieber und werde schwerlich aufkommen. Kneipe

war trostlos und schalt sich selbst, nicht vorsichtiger gewesen zu sein, — Karoline weinte um den armen jungen Mann und Frau Kneipe wollte durchaus um den Pfarrer schicken, damit der junge Mensch nicht in seinen Sünden in die Hölle fahre.

Alles dies ereignete sich an demselben Tage, an dem Vater Böttcher, von seiner Irrfahrt nach St. Louis und Quincy zurückkehrend, wieder auf seiner nun einsamen und freudenlosen Farm am Merramec angekommen war, und mit seiner armen Frau um seine verlorenen Kinder weinte.

III.

Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain!
Wäre der Plan nicht so verwünscht gescheidt,
Man wär' versucht ihn herzlich dumm zu nennen.
Schiller.

Im Jesuiten-Collegium zu St. Louis herrschte ein reges Leben, — alle Fenster waren erleuchtet, Equipagen und Lohnwagen standen in der sonst ziemlich öden Straße in langer Reihe und in den Gängen und Sälen wimmelte es von Gästen. Die Jesuiten gaben, wie alljährlich ein oder zwei Mal, ein glänzendes Souper zu Ehren ihrer Freunde und Gönner, und bei solcher Gelegenheit zeigten sie sich stets als eben so verschwenderisch freigebige, wie aufmerksam gefällige Wirthe. Während sie in allen Kirchen sammeln, in allen Häusern betteln ließen zur Unterstützung ihrer frommen Anstalten und zum Baue ihrer Kirchen, während sie sich am Krankenbette des sterbenden Vaters einen Theil der Erbschaft seiner Kinder zu erschleichen,

oder schwachen alten Frauen und frommen Einfaltsmenschen einige hundert Dollars zu frommen Werken abzuschwatzen wußten, — prangten im großen Speisesaale eine unabsehbare Tafel von dreihundert Gedecken; schweres und doch geschmackvoll gearbeitetes Silberzeug war im Ueberflusse da und funkelte neben dem blendend weißen Porzellain, — neben jedem Couvert stand eine Bouteille Clicquot-Champagner und reiche Blumen-Aufsätze nebst den ausgesuchtesten Speisen zogen sich in malerischer Anordnung in der Mitte der Tafel hin.

Von Seiten des Ordens waren nur der Provinzial, die höheren Ordensbeamten und die Patres Professoren da, — aber desto zahlreicher war die bunte Schaar der Eingeladenen aus allen Ständen. Daß es auch an Damen nicht fehlte, wird Jeder, der den ungezwungenen, weltlichen Ton dieser Ordenshäuser kennt, errathen haben.

Mr. Jeremiah Smartborn und seine Freunde, die Landspeculanten, waren ebenfalls unter den Eingeladenen und schienen sich hier recht heimisch zu fühlen. Man setzte sich, die frommen Väter führten die Damen, die meistens ihre Beichtkinder waren, zur Tafel und suchten sich ihnen als galante und unterhaltende Gesellschafter zu erweisen. Die Herren wurden ebenfalls von den Patres placirt, ganz unabsichtlich und zufällig, wie es schien, allein der schärfere Beobachter, der Kenner der Jesuiten, konnte sehen, daß jedem Pater sein Gast, dessen er sich zu bemächtigen hatte, im Voraus bestimmt war, und daß Jeder von ihnen im Laufe der Tafel irgend einen Auftrag ad majorem Dei gloriam zu erfüllen hatte. Nur um die armen Teufel, die dem Orden längst mit Haut und Haar verfallen waren, auf deren blinde Ergebenheit man rechnen konnte, und die man nur eingeladen hatte, um ihnen eine

überhoch angerechnete Ehre und Aufmunterung zu erzeigen, kümmerte sich Niemand und sie setzten sich im Geiste christlicher Demuth und blinden Gehorsams auf die zuletzt noch leer bleibenden Plätze. Der Provinzial erhob sich jetzt, schlug das Kreuz und sprach ein kurzes Benedicite, — die ganze Tafelgesellschaft erhob sich nach seinem Beispiele und die, die Minderzahl bildenden Nichtkatholiken unter den Gästen übten, mit einem Hinblicke auf die lockend servirte Tafel und die verführerischen Champagnerflaschen, die laxeste Toleranz. — Bald wurde es lebhaft und lustig an der Tafel, — die frommen Väter entwickelten alle ihre geselligen Talente, — die Gäste wurden zutraulich und schwatzhaft, und als der Wein die Zungen vollends gelöst hatte, hatte Mancher sich schon gründlicher ausfragen lassen und mehr herausgeplaudert, als er je im Beichtstuhle gesagt haben würde.

Mr. Smartborn saß zur linken Seite des Paters Provinzial und schien sich auf diese Ehre nicht wenig einzubilden, — denn er war die submissesste Demuth selbst, verwendete kein Auge von dem hohen Obern und lachte stets, ehe dieser noch den Mund zu einem Scherze aufgethan hatte. Beim Dessert beugte sich der Pater Provinzial zu Smartborn und sagte, nachlässig hingeworfen, mit leiser Stimme zu ihm: „Besuchen Sie mich doch morgen um 10 Uhr, mein theurer Herr Smartborn, — ich erwarte Sie in meinem Kabinette.“ Smartborn nickte demüthig und bejahend mit dem Kopfe.

Nach der Tafel begab sich die ganze Gesellschaft in einen anderen reich erleuchteten Saal, wo ein prächtiger Flügel von Rosenholz stand, — einige fromme Väter trugen Musikstücke vor, die Damen ließen sich zum Singe bewegen und bald war ein brillantes Concert organisirt.

Einer der Patres, ein fast noch junger Mann, mit einem feinen, geistvollen Gesichte, hatte sich an das Piano gesetzt und spielte Henry Herz's große Fantasie über die beliebtesten Motive aus Rossinis „Stabat Mater", — der Provinzial stand neben Smartborn und erklärte diesem eben die gerechten Ansprüche des Ordens auf ein Stück Land bei Carondelet, ihn um seine Meinung über die Gültigkeit des Anspruchs fragend, als ein ziemlich beleibter Pater in den Saal trat, auf den Provinzial zuschritt und leise zu ihm sagte: „Hochwürdigster Bruder, — sie ist schwer krank und wird kaum den morgigen Tag überleben."

„Bruder Josephus soll sich so schnell als möglich an das Krankenbett begeben, — er ist instruirt," lautete die Antwort des Provinzials und zu Smartborn sich wendend fuhr er mit erhobener Stimme fort: „Nicht wahr, Bruder Henricus spielt mit Seele und Gefühl, — man könnte ihm die ganze Nacht zuhören." — Pater Henricus hatte jetzt geendet, ein donnernder Applaus erschallte, und ein jüngerer Pater mit einnehmenden Zügen ließ eben die Hand einer jungen gluthäugigen Creolin fahren, die er ihr zuhörend gehalten hatte und sagte mit Salbung: „Mein frommes Kind! Ihr Fall ist ein außergewöhnlicher, — ich getraue mich nicht ihn allein zu entscheiden, erlauben Sie mir, daß ich, mit Verschweigung der Namen versteht sich, mir bei meinem Obern Raths erhole und Ihnen morgen die Antwort bringe. Wann sind Sie allein zu Hause?"

„Morgen Nachmittag um 3 Uhr!" sagte die Fromme und der Pater verließ sie.

Lange noch wogte die bunte Menge in den Sälen auf und ab, Erfrischungen aller Art kreisten und einzelne Politiker und Geschäftsmänner hatten sich wieder an die

verlassene Tafel gesetzt und ließen sich von den wackern, frommen Vätern tüchtig einschenken, wobei es an einem lebhaften Gespräche über die politischen und Tages-Interessen nicht fehlte.

Als endlich die Stunde des Aufbruchs schlug und die Gäste sich entfernten, — als die Lichter verlöschten und es in dem großen Gebäude stille wurde, zog sich jeder Pater in sein Zimmer zurück, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb seinen Bericht über Alles, was er diesen Abend gesehen, gehört, erspäht oder errathen hatte, sorgsam und ausführlich nieder. Am andern Morgen lagen alle diese Berichte auf dem Arbeitstische des Provinzials, der sie mit größter Aufmerksamkeit durchstudirte, — hie und da Notizen machte und endlich die wichtigsten Ergebnisse in ein dickes Buch schrieb, das er aus einer geheimen Schublade seines Pultes nahm und nach beendeter Arbeit wieder vorsichtig verwahrte.

* * *

„Na da haben wir's," schrie am Morgen nach dem eben geschilderten Abend Herr Licks ängstlich, — „da haben wir's, jetzt ist die alte Frau doch gestorben. Thomas schnell einen Karren! und Du Frau, pack zusammen, es ist Niemand mehr im Hause, wir schließen zu und gehen nach Illinois."

„Wie, Herr Licks," sagte Thomas, „Sie wollen fort, — jetzt, wo die Cholera im Aufhören ist? — das ist doch unnöthig."

„Halt Dein Maul," schrie Herr Licks, „und hole einen Karren, schaff die Todte fort und dann spann unsere Wagen ein."

„Na, mir ist's recht," sagte Thomas, — und im Fort-

gehen brummte er: „Hätt' sich die alte Frau vor acht Tagen begraben lassen, — wie der Wagen da war, so hätten wir alle die Scherereі nicht gehabt."

„Wo ist denn das Mädchen hin, die Marie? fragte jetzt Herr Licks.

„Ich weiß es nicht," sagte Frau Licks. „Die alte Frau wurde gestern Abend recht schlecht, — aber sie war wieder zum vollen Bewußtsein gekommen und sprach sehr viel mit Mamsell Marien. Heute Nacht kam der Pater Joseph, um die alte Frau zum Tode vorzubereiten, aber sie wollte nichts von ihm wissen. Diesen Morgen in aller Frühe kam er wieder, aber so wie er in's Zimmer trat, wieß ihm Mamsell Marie die Thüre. Die Kranke aber hatte ihn gesehen, und bekam Krämpfe, schrie und phantasirte fürchterlich, — Marie war ganz außer sich vor Verzweiflung und stürzte endlich fort um den Doctor. So wie sie fort war, ward die Kranke immer stiller und es waren noch nicht ganz fünf Minuten vergangen, so seufzte sie tief auf und war todt."

„Desto besser," sagte Herr Licks, „so hat die Geschichte ein Mal ein Ende und wir kommen aus dem Höllennesте fort."

Man hörte jetzt draußen Thomas einen schweren Gegenstand über die Treppe herabschleppen, dann einen Karren wegrollen, — Pferdegetrappel wurde im Hofe hörbar und nach einer kurzen Pause trat Thomas ein und sagte: „Herr Licks! es ist angespannt." — Licks steckte seine Brieftasche ein, nahm einen Reisesack, ein Koffer wurde auf den Wagen gebunden, Licks verschloß das Haus sorgfältig, — dann stiegen alle Drei auf und als Herr Licks sagte: „So, Gott sei Dank! jetzt soll die Cholera meinetwegen die ganze Stadt wegraffen!" hieb Thomas

auf die Pferde, — der Wagen rollte durch die Spruce-straße hinab dem Ferryboote zu, und bald trüben auf dem Illinois-Ufer durch den Bottam in der Richtung nach Collinsville fort.

Eine blasse verstörte weibliche Gestalt kam jetzt athemlos die Straße heraufgeflogen, — es war Marie, — sie hatte den Doctor gesucht, ihn nicht zu Hause gefunden, eine Weile vergebens gewartet und kehrte jetzt von Angst und Verzweiflung gemartert, zurück. Als sie an das Haus kam und es todtenstille fand, alle Fensterläden zu und die Thüre verschlossen, da ahnte sie das Entsetzliche, ihre Knie brachen zusammen, ihre Augen umflorten sich und sie sank kraftlos auf der Schwelle des Hauses zusammen.

Der Apotheker gegenüber, der Marien kannte und das arme, gute Kind, das in den letzten acht Tagen immer selbst die Medicinen bei ihm geholt hatte, lieb gewonnen hatte, sprang aus seinem Laden heraus, über die Straße, hob die Ohnmächtige auf und trug sie mit seinem Gehülfen in die Apotheke. — Stärkende Essenzen in die Schläfe gerieben, — Besprengung mit Wasser, brachten die Arme endlich zu sich: „Um Gotteswillen! was ist geschehen?“ jammerte sie.

„Mein armes Kind!“ sagte der freundliche Apotheker, „trösten Sie sich, — Ihre Großmutter, die ja doch nicht mehr zu retten war, ist gestorben und auch schon begraben. Herr Licks hat sich mit seiner Frau auf's Land geflüchtet. Wollen Sie bei meiner Frau bleiben oder haben Sie noch Angehörige hier?“

Marie brach in bittere Thränen aus, sie fühlte sich grenzenlos unglücklich; — als der erste Ausbruch ihrer Verzweiflung vorüber war, theilte sie dem Apotheker mit,

daß ihre Eltern auf einer Farm am Merramec wohnten und beschwor ihn, sie hinbringen zu lassen. Der gutmüthige Apotheker miethete sogleich im nächsten Leihstalle einen Wagen, versprach Mariens Sachen nachzuschicken, sobald Licks zurückkehre, setzte Marien mit seinem Gehülfen, dem er alle nöthigen Erklärungen gegeben hatte, in den Wagen und bald rollte dieser auf die Gravoisroad hinaus.

Eine Stunde später kam Meister Kneipe an das Gasthaus des Herrn Licks und hörte die traurige Kunde, die er unvorsichtig genug dem armen Karl mittheilte.

Am Abende desselben Tages herrschte große Bestürzung in dem freundlichen Städtchen Collinsville auf den Illinois-Bluffs. Ein Reisender von St. Louis war mit seiner Frau dort angekommen, — im Wirthshause abgestiegen, war er von der Cholera befallen worden und binnen zwei Stunden gestorben. Es war der erste Cholerafall in dem bis jetzt verschonten Städtchen und erregte nicht geringes Entsetzen. — Der Gestorbene war der Gastwirth Herr Licks; — seine Wittwe kehrte noch am selben Abende mit Thomas nach St. Louis zurück.

IV.

Juxta Crucem tecum stare,
Te libenter sociare
In planctu desidero.
Stabat Mater.

In seinem Arbeitskabinette, mit der Aussicht auf den neu angelegten Garten, saß der Pater Provinzial, der Tisch vor ihm war mit Papieren und alten Pergamenten bedeckt, in denen er fleißig nachsah und eine Schrift, die

er in der Hand hielt, damit zu vergleichen schien. Die Sonnenstrahlen, die durch die zugezogenen, grünen Gardinen des Fensters hereinfielen, gaben seinem Gesichte eine geisterhafte Färbung, und die Todtenstille im Zimmer, nur durch den einförmigen Schlag der Pendeluhr unterbrochen, hatte etwas Unheimliches. Er hatte jetzt die Durchsicht beendigt, legte das Papier zur Seite und nahm ein Notizbuch, in dem er blätterte. Nach einigen Augenblicken zog er an einer Glockenschnur und der uns schon aus dem vorigen Kapitel bekannte Pater Henricus trat leise in's Zimmer.

„Ich wollte Sie gerade rufen lassen, lieber Bruder," sagte der Provinzial, „um Sie über einige Aufträge zu vernehmen. Doch was bringen Sie?"

„Herr Smartborn ist unten," entgegnete der Pater, und wünscht mit Ihnen, hochwürdiger Bruder! zu sprechen."

„Schicken Sie ihn nachher herauf," sagte der Provinzial, „vor Allem aber: wie ist's mit dem Doctor Mondberg?"

„Ich habe ihn scharf beobachten lassen und selbst genau geprüft," erwiederte Pater Henricus, „er ist keine besondere Acquisition für unsern heiligen Orden, aber in untergeordneten Kreisen doch zu brauchen. Er besitzt eine tüchtige Portion Keckheit und Arroganz, hat eine geläufige Suade und weiß zu imponiren. Ueberdies spricht er mehrere Sprachen und ist ein Convertit, was in manchen Fällen dienen kann."

„Machten Sie ihm Eröffnungen?" fragte der Obere.

„Es war ganz unnöthig, hochwürdigster Bruder," entgegnete der Pater lächelnd, „er kam selbst. Er hatte sich aus unserem physikalischen Kabinette einige Apparate zu seinen Vorstellungen geborgt, — ich ließ einige Worte

fallen über die glänzende Zukunft, die unser heiliger Orden jungen talentvollen Männern biete, — er war ganz Ohr, besuchte mich gleich am folgenden Tage wieder und bat mich, mich für seine Aufnahme zu verwenden. Auf meine Anregung schickte er mir heute dieses schriftliche Gesuch mit seiner Lebensgeschichte, einem Verzeichnisse seiner Bekanntschaften und seine Papiere."

Der Provinzial nahm die ihm dargereichten Papiere, sah sie durch, schrieb dann einiges in sein Notizbuch und sagte: „Wir wollen ihn als weltlichen Bruder aufnehmen, schicken Sie ihn mit dem nächsten Boote nach unserem Collegium in Cape Girardeau. Er soll dort als Frater Sodalis einige Monate bleiben, die nöthige Instruction erhalten und dann wollen wir ihn in Washington verwenden, wo wir nicht Agenten genug haben können. Seinen Namen muß er sogleich im Collegium unten ändern, — der Doctor Mondberg muß für immer verschwinden."

Der Pater Henricus verbeugte sich schweigend, — der Provinzial fuhr fort: „Haben Sie dem Goldmacher etwas gegeben?"

„Ich habe ihm wieder zehn Dollars geschickt," sagte der Pater, „aber der Mensch wird immer verrückter, — er hat mit seinen abenteuerlichen Streichen schon die ganze Nachbarschaft in Allarm gebracht."

„Das ist ja ganz gut," entgegnete der Obere, „solche Leute sind unbezahlbar, sie ziehen die öffentliche Aufmerksamkeit von andern Dingen ab, und wenn man sie nicht mehr braucht, so läßt man sie verschwinden."

„Befehlen Sie sonst etwas, hochwürdigster Bruder?" fragte Pater Henricus.

„Ja! übertragen Sie dem Baumeister Schaarmann den Bau des neuen Schulhauses, lassen Sie den Holz-

händler Schwertweich 30,000 Fuß Bauholz liefern, — die Leute haben Einfluß unter ihren Nachbarn, aber sie werden etwas flau, man muß sie ermuthigen. Lassen Sie Herrn Smartborn jetzt kommen."

Pater Henricus entfernte sich und nach einer kleinen Pause trat Mr. Jeremiah Smartborn in's Zimmer. Der Provinzial erhob sich und trat ihm mit den Worten: „Ach unser würdiger Freund!" entgegen, ihm herzlich die Hand drückend, — „nun, was bringen Sie uns Gutes?" fragte er dann.

„Mein hochwürdiger Herr Provinzial," entgegnete Smartborn mit süßer Freundlichkeit, „Sie erzeigten mir die Ehre, mich zu einer Unterredung zu bestellen."

„Ich? mein würdiger Freund!" fragte der Provinzial mit erkünsteltem Erstaunen, „ich? — Sie? ach ja doch! jetzt entsinne ich mich, ich meinte, wenn Ihre Geschäfte Sie in die Nähe unseres Hauses führten und Sie gerade Zeit hätten, würden Sie mich mit einem Besuche stets erfreuen. — Nun, wie steht's, wie gehen die Geschäfte?"

„Leidlich! Hochwürdigster, leidlich!" schmunzelte Herr Smartborn, „habe wieder einige kleine Speculationen in Grundeigenthum gemacht, aber wie gesagt: Kleinigkeiten, — nichts im Vergleiche zu Ihnen und Ihrem hochwürdigsten Bischofe, — die Blocks in Soulards Addition sind eine prächtige Acquisition, — beneide Sie darum, — in fünf Jahren sind sie um 800 Procent mehr werth. So möchte ich kaufen können."

„Würdiger Freund!" entgegnete der Provinzial ernst, — „Sie wissen, wir kaufen nicht für uns, — arme Priester des Herrn besitzen nichts als ihr Ordenskleid, — was wir durch Geschenke, Vermächtnisse oder Käufe erhalten, gehört nicht uns, gehört unserer heiligen Kirche und dem

Oberhaupte derselben in Rom. Wir verwalten das Eigenthum nur und verwenden den Ueberschuß zur Erhaltung unserer Kirchen, Schulen, Missionen und Wohlthätigkeits-Anstalten."

„Weiß es, — weiß es," entgegnete Smartborn nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie, beneide Sie aber doch, — Sie zahlen von all' dem vielen Grundeigenthume, nach den Bestimmungen unserer weisen Gesetzgebung, keine Steuern, — sind ganz taxfrei; — unsereins dagegen muß fürchterlich viel Steuer zahlen, — und alle Jahre mehr."

„Unter anderem," sagte der Provinzial ablenkend, „haben Sie von der Familie Böttcher etwas erfahren, die aus Deutschland hieher kommen sollte? — Da ich für weltliche Dinge weder Zeit, noch Muße habe, so bat ich Sie, würdiger Freund, Erkundigungen einzuziehen. Wissen Sie etwas?"

„Alles!" sagte Smartborn mit selbstgefälligem Stolze, „und ich schmeichle mir, Ihren Wünschen zuvor gekommen zu sein. Die Familie Böttcher ist am 15. April hier angekommen, — ich habe sie gleich zu mir führen lassen, habe ihnen eine Farm am Merramec verkauft, worauf sie mir noch einen Theil des Kaufschillings schulden und also vorläufig in meiner Hand sind. — Die ganze Familie ist längst auf der Farm und ich denke, Hochwürdigster, Sie werden eingestehen, daß Mr. Jeremiah Smartborn ein Mann ist, der seine Sache zu führen weiß."

„Gewiß, mein würdiger Freund," sagte der Jesuiten-Obere, indem aus seinen folgenden Worten eine Ironie hervorleuchtete, die eine Art von Wiedervergeltung für Smartborns frühere Bemerkung sein sollte, — „gewiß, Sie sind ein tüchtiger Geschäftsmann, — Mr. Smartborn,

aber eben deshalb laden Sie sich auch zu viele Geschäfte auf und da passirt Ihnen manches Mal, daß Sie das Eine oder das Andere nicht mit gehöriger Aufmerksamkeit verfolgen können. Wie? oder sollten Sie nicht wissen, würdiger Freund, daß Böttcher und seine Frau mit den kleinen Kindern allein auf der Farm sind, daß die älteste Tochter mit der Großmutter in St. Louis geblieben, daß die alte Frau hier gestorben, und daß draußen der älteste Sohn verschwunden, ohne daß man weiß, was aus ihm geworden ist. Das müssen Sie doch Alles wissen?"

Mr. Jeremiah Smartborn saß da mit offenem Munde und einer höchst einfältigen Physiognomie, — er stotterte: „Gewiß, — gewiß, — ich weiß es, — ja! ich weiß es."

Auf dem ruhigen und stets gleichmäßigen Gesichte des Jesuiten malte sich ein Zug des Spottes und Triumphes, — dann aber fuhr er fort:

„Nun sehen Sie, würdiger Smartborn, da Sie es wissen, so begreifen Sie auch gewiß, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde, und welche Wichtigkeit ich auf einen neuen Auftrag lege, mit dem ich Sie sogleich belästigen werde." Der Pater erhob sich, schritt zur Thüre, blickte hinaus und sagte einige Worte dem im Vorzimmer wartenden Novizen, — dann verschloß er die Thüre und kehrte auf seinen Sitz zurück.

„Es betrifft eine Geschäftssache," sagte er nun mit langsamem Nachdrucke, „die unserm Orden sehr am Herzen liegt, und wobei er auf Ihre kräftige Mitwirkung rechnet. Hören Sie mir aufmerksam zu. Als die betrogenen und getäuschten Monarchen Europas in ihren Verfolgungen gegen unsern heiligen Orden immer heftiger wurden, — als die gottlosen Minister Choiseul, Pombal und Aranda uns selbst in den allerkatholischesten Ländern zu vernichten

suchten, ward von unserm General beschlossen, die wichtigsten Papiere und Documente aus allen unsern Ordenshäusern diesseits und jenseits des Oceans zu entfernen und sie für bessere Zeiten an einen sichern Zufluchtsort zu bringen. Die thätigsten und vertrautesten Väter wurden mit diesen Missionen beauftragt und führten selbe zur Ehre Gottes und zum Heile unseres Ordens mit dem glücklichsten Erfolge aus. Nur eine einzige Kiste mit höchst wichtigen Documenten fehlte und diese aufzusuchen, ward uns von Rom der Auftrag. Geben Sie jetzt wohl acht. Pater Antonio de la Cruz aus der Ordens-Provinz Paraguay war mit der Einsammlung und Bergung der Documente des Ordens aus unsern Häusern in Südamerika, Havanna und Louisiana beauftragt worden. Er hatte allenthalben die Documente übernommen, und wartete in St. Louis auf eine Reisegelegenheit nach Europa, die damals nicht so leicht zu finden war, als jetzt. Sein vorletztes Schreiben an den Ordensgeneral, das hier in lateinischer Sprache vor mir liegt, ist vom Jahre 1802, — er meldet darin, daß er die Kiste, die das Resultat seiner Sendung enthalte, einstweilen an einem sicheren Orte vergraben und alle Angaben darüber für seinen etwaigen Todesfall zu Papier gebracht habe, — er erwähnt zugleich, daß ein Bruder Novize, Athanasius Labiche, der ihm beim Vergraben half, am Abende desselben Tages im Mississippi ertrunken sei, als er einen Knaben, der aus einem Boote in's Wasser fiel, retten wollte. Sein letztes Schreiben ist vom 15. Mai 1803, worin er dem General anzeigt, daß er in einigen Tagen mit der Kiste nach Europa abgehen werde.

Aber von da an fehlt uns jede Nachricht. Pater Antonio kam nicht, — Jahre vergingen und man hörte nichts

mehr von ihm, und mit ihm blieb auch die Kiste verschwunden. Auf alle Anfragen und Nachforschungen erfolgte kein befriedigendes Resultat; hier liegen die Schreiben und Berichte des General-Gouverneurs Don Francisco Cruſſat, des Sub-Delegaten der Intendanz von Havanna, des Proto-Notars, des Syndics von St. Louis, — hier ſind die Berichte über die Nachforſchungen aller unſerer ſpäteren Pfarrer von St. Louis, — ſie liefern alle zuſammen nur ſehr ſchwache Fingerzeige. — Es ſtellt ſich nämlich aus ihnen heraus, daß Pater Antonio ſeit dem 16. Mai 1803 weder in St. Louis, noch irgendwo in der Welt mehr geſehen wurde und bis auf den heutigen Tag ſpurlos verſchwunden blieb, — ferner, daß er am Abend des 15. Mai bei einem gewiſſen Ludwig Böttcher war und mit dieſem noch ſpät in die Kirche ging, — daß dieſer Ludwig Böttcher, der früher nie daran gedacht hatte, St. Louis zu verlaſſen, ſich am 20. Mai plötzlich nach New-Orleans einſchiffte, nachdem er ſein ganzes Beſitzthum über Hals und Kopf verkauft hatte, daß er dieſe Reiſe mit ſeiner ganzen Familie und einem gewiſſen Laforge machte, daß ſie von New-Orleans nach Europa gingen und Beide, Böttcher und Laforge, in der Armee Napoleons dienten. — Bis hieher ſind die Nachweiſungen ziemlich poſitiv, — von hier an aber verlieren ſich die Anhaltspunkte. — Sie werden begreifen, daß die ſchnelle Abreiſe Böttchers, während unter den übrigen Bewohnern von St. Louis gar keine Veränderung ſichtlich wurde, ſo wie ſein Zuſammenſein mit Pater Antonio am Tage vor deſſen Verſchwinden unſern gerechten Argwohn auf ihn leiten mußten. Man konnte nicht klagend gegen ihn auftreten, denn es ließ ſich ja nicht einmal der Thatbeſtand, daß Pater Antonio ermordet worden ſei, nachweiſen, geſchweige denn einen Thä-

ter bezeichnen. Man begnügte sich also, Böttcher stets aufmerksam beobachten zu lassen, — aber in einer Reihe von mehr als 30 Jahren lebte er fortwährend in einfachen, fast dürftigen Verhältnissen, — Laforge, der bei Leipzig fiel, hatte ebenfalls nichts als seinen Capitäns-Gehalt und so konnte man nicht annehmen, daß sie die Kiste geraubt und dabei den Pater Antonio getödtet hätten."

„Wenn ich nicht irre, Hochwürdigster," fiel jetzt Smartborn ein, der mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte, — „so sagten Sie, in der Kiste seien nur Papiere gewesen; — wie hätte Böttcher sich denn mit diesen Papieren bereichern können?"

Der Pater biß sich unmuthig in die Lippen, sagte aber schnell: „Man nahm damals an, Böttcher und Laforge hätten vielleicht den Pater Antonio getödtet, die Kiste geraubt, deren Inhalt dann als werthlos erkannt, sich aber doch in den Besitz der Baarschaften gesetzt, die Pater Antonio vielleicht zu frommen Werken oder Ordenszwecken bei sich gehabt haben mochte."

„So?" — sagte Herr Smartborn gedehnt, — „aber man überzeugte sich also später, daß Beide an dem Verschwinden des Paters Antonio keinen Theil hätten?"

„Nicht ganz," entgegnete der Provinzial, — „trotz allen Beobachtungen hat man nie eine hierauf bezügliche Aeußerung Böttchers oder Laforges berichten können, und die Sache war als hoffnungslos aufgegeben, als nach dem Tode Böttchers plötzlich beim General ein Bericht unseres Pfarrers in Laubheim einlief, der neue Andeutungen gab. — Böttcher hatte die letzten Jahre seines Lebens in Laubheim zugebracht und der Pfarrer war speciell zu seiner genauesten Beaufsichtigung angewiesen worden. Er hatte vor Kurzem Böttchers Tod gemeldet und wie dieser selbst

auf dem Sterbebette stets verschlossen geblieben sei, — als er in seinem oben erwähnten neuesten Berichte nun Mittheilungen machte, welche anzeigten, daß die Wittwe Böttcher um das fragliche Geheimniß und wohl auch um den Versteck der Kiste wisse. — In einem hitzigen Fieber, das sie bald nach dem Tode ihres Mannes befiel, schwatzte sie in den Fieber-Phantasien von Pater Antonio, von einem Schatze auf der Prairie des Noyers, von einer Kiste und anderen höchst wichtigen Andeutungen, um die sich ihre Angehörigen natürlich nicht viel kümmerten. Bald kam vom Pfarrer die Nachricht, daß die alte Böttcher durchaus nach Amerika wolle, — dann die Anzeige, daß die Familie Alles verkauft habe und sich reisefertig mache, — endlich ward uns der Tag ihrer Abreise und später ihre Ankunft in New-Orleans gemeldet."

„Und nun?" fragte Mr. Smartborn gespannt.

„Nun ist es sicher," sagte der Provinzial, „daß die alte Frau in dem Besitze wichtiger Papiere war, die auf unser Geheimniß Bezug haben, und der Pfarrer Kurz bestätigt dies, indem sein Bericht ausdrücklich sagt: die Wittwe Böttcher trage stets ein ledernes Säckchen an einem Bande auf der Brust, das sie nie, selbst in der Krankheit nicht, abgelegt habe, und das der äußeren Form nach Papiere zu enthalten scheine. Auch auf dem Mississippi-Dampfboote, wo sie genau beobachtet ward, entschlüpften ihr Aeußerungen, die unsere Muthmaßung bekräftigen. Ihre ganze Familie schien dagegen von nichts zu wissen. Nun aber war sie mit der ältesten Tochter ihres Sohnes vierzehn Tage lang allein in St. Louis, — ward in ihrer letzten Krankheit von dieser gepflegt, und es ist möglich, daß sie dieser Mittheilungen gemacht hat. Pater Josephus, den ich zweimal zu der Sterbenden ge-

schickt hatte, war abgewiesen worden, was mich in obiger Annahme bestärkt. — Die alte Frau ist nun diesen Morgen gestorben und —"

„Ja! das ist schlimm," fiel Smartborn ein, „aber was soll ich denn eigentlich nun thun?"

„Selbst nicht viel," entgegnete der Pater, „aber durch vertraute Menschen, die nicht weiter sehen als ihre Nase reicht, können Sie thun lassen, was uns sehr schwer, wenn nicht unmöglich werden dürfte."

„Und das ist?" fragte Smartborn.

In diesem Augenblicke ward drei Mal leise an die Thüre geklopft, — der Pater Provinzial erhob sich rasch, schloß die Thüre auf und sagte: „Nehmen Sie hier dieses Papier, — es enthält im Auszuge aus den verschiedenen Acten, Berichten u. s. w., was Sie zu Ihren Forschungen zu wissen brauchen. Kommen Sie heute Nachmittag um 3 Uhr wieder hieher, — dann sollen Sie das Weitere erfahren. Vor Allem aber sorgen Sie —" er sagte Herrn Smartborn leise einige Worte in's Ohr, denn die Thüre öffnete sich und eine schöne, junge Dame, reich und geschmackvoll gekleidet, trat herein. „Der Segen des Himmels geleite Sie, mein frommer Sohn," sagte der Provinzial jetzt mit Salbung, „und leite Sie auf allen Ihren Wegen," und entließ den sich verbeugenden Smartborn. Dann aber wendete er sich zu der Dame, bot ihr einen Armstuhl und sagte mit allem Anstande eines Weltmannes in französischer Sprache: „Frau Gräfin! ich bin entzückt Sie hier zu sehen, — Sie sind mir von unserem gemeinschaftlichen Freunde, dem theuern Grafen v. Montalembert so angelegentlich empfohlen worden, daß ich Sie bitte, während Ihres hiesigen Aufenthaltes, mich als Ihren ergebensten Diener zu betrachten und über mich zu befehlen."

Eine Stunde später fuhren der Provinzial und die Gräfin von St. Croix bei dem Bischofe vor und wurden sogleich vorgelassen.

Smartborn aber saß in seinem Zimmer, studirte das erhaltene Papier und murmelte: „Wenn ich die Kiste finden könnte, — das wäre ein Meisterstreich!“

V.

Du bist ein kluger Mann, Pedro, und verstehst mich. Was ich von dir verlange, ist nicht mehr als billig, — auch steht es ganz in deinem Belieben, ob du es thun willst oder nicht. — Thust du's aber nicht, so lasse ich dich hängen.

Richter von Salamanca.

Ein feiner lauwarmer Frühlingsregen stäubte herab, den unmäßigen Staub in den Straßen von St. Louis etwas löschend, — dazwischen trat wieder auf Augenblicke die Sonne mit ihrem blassen Schein hervor, den herrlichsten Regenbogen an den grau umwölkten Horizont malend, — kurz es war gerade das Wetter, von dem der alte süddeutsche Spruch sagt: daß da der Teufel sein Weib prügele, — als ein Missouri-Dampfboot pfeilschnell den breiten Strom herabschoß und sich bald an der Levee vor Anker legte. Die Passagiere, theils von den oberen Counties Missouris, theils von den äußersten Forts im Westen kommend, eilten ans Ufer und unter ihnen auch unser alter Bekannter Big Bob.

Schon als das Boot sich St. Louis näherte, war er auf das Sturmdach gestiegen und da oben stand er, keinen Blick vom Ufer verwendend, bis das Boot anlegte. Als

der Dampfer am Schrotthurme vorbei war und nun bald die ganze Brandstätte, mit dem Ameisenheere der arbeitenden Menschen darauf, vor ihm lag, verfinsterte sich sein Gesicht, — er schlug die Hände zusammen und murmelte: „Ein großes Unglück! — viel schlimmer, als sie es auf dem Boote erzählten, — und ich mußte nicht da sein.“ — Er ging an's Land und nahm mechanisch seine Richtung nach der Stelle, wo Ziemers Haus gestanden hatte; sein geübtes Auge erkannte den Ort gleich wieder, — er fand den Stein noch, auf dem er so oft gesessen und seinen Liebling, die blonde Marie, bewacht hatte, — und er setzte sich wieder auf den Stein, der mitten unter Ziegeln, Kohlen und Schutt stand, und eine Thräne rollte über seine harten, sonnengebräunten Wangen. „Wo sie wohl sein mögen,“ seufzte er, — „nun ich hoffe, — bei den Ihrigen und in Sicherheit.“ Dann stand er auf und ging in die vierte Straße, — hier in der Nähe der Poplar-Straße stand ein großer, von Planken eingeschlossener Platz, in dem Bretter und Bauholz aufgestapelt lagen. Er nahm ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb damit an drei verschiedene Stellen der Planken die Worte: „Ich bin da!“ — dann schlenderte er langsam dem Hafen zu, setzte sich am Ufer von Piasas Kaffeehause auf eine Bank und schien den Spielen der lustigen Jungen zuzusehen, die sich auf den Holzschiffen herumtummelten; — wer Big Bob aber genauer beobachtete, konnte sehen, daß er in tiefen Gedanken versunken war und mit einem schweren Entschlusse zu kämpfen schien.

Es ward endlich Abend, der Regen hatte längst aufgehört und einer erquickenden kühlen Frische Platz gemacht, die die Leute aus den Häusern lockte, um sich auf einem Spaziergange des schönen Abends zu erfreuen, die Gas-

laternen flackerten bereits lustig in dem leichten Lüftchen, das frisch daher strich, und von dem Thurme der Kathedrale schlug es zehn Uhr, als Big Bob noch immer auf demselben Platze saß, ohne ein Wort gesprochen, ohne ein Glas Whisky getrunken zu haben, — eine Erscheinung, die bei einem Charakter seines Schlages keine alltägliche war.

Plötzlich aber sprang er nun auf und sagte entschlossen zu sich selbst: „Ja! ja! ich mache heute ein Ende für immer, mag daraus auch entstehen, was da will.“ Mit raschen, weitausgreifenden Schritten nahm er die Richtung gegen Süden am Flusse hin, bis er in die Cedar-Straße einbog und von hier an die zweite Straße und die Carondelet-Avenue hinabschritt.

Im südlichen Theile der Avenue, wo damals noch keine Laternen existirten, ging er eine Stunde lang schweigend auf und ab, — er schien auf etwas zu warten, sein Gang wurde immer schneller und diese Hast schien anzudeuten, daß seine Ungeduld wachse. Von Zeit zu Zeit näherte er sich dem alten Framehause, das unsere Leser schon kennen und horchte, — dann setzte er sein Auf- und Ablaufen wieder fort. Endlich schlug es in der Ferne Mitternacht, — Bob unterbrach seinen Spaziergang, zählte die Schläge und schritt dann rasch auf das Haus zu. Er gab das gewöhnliche Signal, — es ward von innen erwiedert und nach einer kleinen Weile öffnete sich, wie gewöhnlich, nur halb und vorsichtig, der Fensterladen.

„Nun, Du bist also zurück?“ krächzte es von drinnen.

„Ich denke,“ entgegnete Bob, — „ich habe es Euch an dem bewußten Orte schriftlich angezeigt, — und überdies stehe ich vor Euch, — Ihr hättet Euch also diese unnöthige Frage ersparen können.“

„Oho! mein Junge," lachte der Alte drinnen, Du bist ja heute verdammt kurz angebunden. — Bist Du ein Millionär geworden, oder — bist Du besoffen?"

„Keins von beiden!" murmelte Bob, — „aber ich bin müde — Eures Dienstes und eines solchen Lebens," setzte er leiser hinzu, — „darum denke ich, Ihr solltet keine Zeit verlieren, meinen Bericht anhören und mir dann, wie Ihr versprochen, den Abschied geben."

„Oho! warum so eilig? — Du willst doch nicht etwa gar ein ehrlicher Mann werden? Bob!"

„Und wenn ich's thäte, was ginge das Euch an?"

„Nichts, Bob, gar nichts, — will Dich auch nicht hindern, — aber ich denke, es wird nicht gehen: Jung gewohnt, alt gethan."

„Verdammt sei Euer Rabengekrächze!" zürnte Bob. „Wer sagt Euch, daß ich unehrlich war. Habe ich gestohlen, betrogen, geraubt, gefälscht? Habe ich das?"

„Nicht doch, ehrlicher Bob!" höhnte der Alte drinnen, „das hast Du nicht, — aber Du hast gerne mit dem Bowiemesser gespielt. Erinnerst Du Dich noch des Messerstichs, den Du dem schwarzen Jack gabst, weil Ihr Euch beim Kartenspiel nicht über einen Stich einigen konntet, — der arme Teufel starb im Spitale, — und weißt Du noch, wie Du dem James Splint den Bauch aufschlitztest, weil er Dich einen Bastard genannt hatte?"

„Gott verdamme Euch, daß Ihr mich daran erinnert," sagte Bob zähnefnirschend.

„Gewiß, Du bist ein grundehrlicher Junge, Bob," fuhr der Alte mit spöttischer Ruhe fort, „zwar giebt es Leute, die Dir ein lebenslängliches freies Quartier in unserer Staats-Penitentiary verschaffen könnten, aber die Leute sind Deine Freunde, Bob, und ich denke, Du

wirst so klug sein, es nicht ohne Noth mit ihnen zu verderben."

Bob schwieg und biß sich in seinem verhaltenen Unmuthe die Lippen wund. Der Alte hustete eine Weile drinnen und setzte dann im gleichgültigen Tone das Gespräch fort.

„Du warst also in St. Joseph?"

„Ja."

„Noch viele California-Reisende oben?"

„Nur wenige noch. Einige Mormonen-Züge und dann ein paar Nachzügler-Compagnien."

„Du hast William gefunden?"

„Gewiß. Ich übergab ihm den Koffer mit seinen Effecten und sagte ihm, wie Ihr mir aufgetragen: Er möge sich stets seines Versprechens und seines Eides erinnern."

„Und er fragte Dich sonst um nichts?"

„Nein. Er antwortete mir: Ich danke ihm mein Leben und die Ehre meiner Mutter. Ich würde eher sterben, als meinen Auftrag nicht zu erfüllen. Das war Alles."

„Und Du sahst ihn abreisen?"

„Ja; — am Tage vor meiner Rückfahrt nach St. Louis machte er sich mit einer Compagnie Irländer nach der Prairie auf."

„Nun siehst Du, Bob," sagte der Alte im gutmüthigen Tone, — „ich bin nun einmal so, — meine Freunde lasse ich nicht in der Noth stecken. Der arme Junge saß in der Jail, — es war ein böser Handel, — ich half ihm heraus, — aber da er hier doch nicht mit Ehren bleiben konnte, so brachte ich das Geldopfer und schickte ihn nach Californien. Seine Sachen konnte ich ihm erst

durch Dich nachschicken, es liegt jetzt in seiner Hand, daß er als reicher Mann wieder zurück kommt, und dann die ganze Vergangenheit vergessen ist. Noch ein Mal, merke Dir's, Bob, wenn ich Verräther und Pflichtvergessene zu bestrafen weiß, so weiß ich auch treue Freunde zu belohnen."

„Hört," antwortete Bob fest, „ich habe Euch manchen Dienst erwiesen und Ihr habt mir oft gesagt, daß Ihr mit mir zufrieden seid. Als einzige Belohnung dafür fordere ich nur, daß Ihr mich aus Euerm Dienste entlaßt und mir meine Freiheit wieder gebt. Wollt Ihr?"

„Du willst also wirklich tugendhaft werden, Bob?" lachte der Alte, „nun ich will Dich in Deinem frommen Vorsatze nicht irre machen. — Aber um Deines eigenen Besten willen will ich Dir noch einen Auftrag anvertrauen, der, wenn Du ihn zu meiner Zufriedenheit erfüllst, Dich nicht nur unabhängig macht, sondern Dir auch die Mittel geben wird, es mit der Ehrlichkeit wenigstens ohne Risico versuchen zu können."

„Was meint Ihr?" fragte Bob.

„Ich meine," antwortete die Stimme von innen, „daß ich ein Geschäft für Dich habe, das Dir, gut ausgeführt, tausend Dollars eintragen soll, Deine Freiheit ungerechnet."

Bob schrak zusammen, er schwieg, dann sagte er nach einer Pause: „Ihr wollt wohl etwas Schreckliches von mir, da Ihr tausend Dollars bietet, — tausend Dollars! — wie viel Menschen soll ich dafür ermorden?"

„Dummkopf!" krächzte der Alte, — „solche Kleinigkeiten kann ich wohlfeiler haben. Was ich von Dir will, ist ein Kinderspiel für Dich und wird Dein Gewissen nicht incommodiren. — Also kurz, willst Du oder nicht?"

„Sprecht!" sagte Bob kurz.

„So höre mich an. Ich sagte Dir, die Sache sei ein Kinderspiel und sie ist's auch; sie erfordert nur einen treuen, verläßlichen Mann und dafür halte ich Dich. Es ist diesen Morgen eine Frau gestorben und auf dem Stadtkirchhofe begraben worden, der man wichtige Familien-Papiere ließ, die sie gewöhnlich in einem ledernen Säckchen auf der Brust trug. Diese Papiere wurden mit ihr begraben und mir liegt viel daran, sie wieder zu erhalten. Die Leiche mit Bewilligung der Obrigkeit wieder ausgraben zu lassen, würde zu viel Aufsehen erregen, das ich, wie Du wohl begreifen wirst, vermeiden muß. Ich verlasse mich also auf Deinen Muth und Deine Geschicklichkeit. Der Mond geht jetzt erst gegen Morgen auf, wenn Du daher bei Einbruch der Nacht auf den Kirchhof gehst und ein bischen rasch arbeitest; so kannst Du in ein paar Stunden das Grab offen haben, Du nimmst dann die Papiere, wirfst das Loch wieder zu und kommst dann sogleich hieher. Ich werde bis 4 Uhr Morgens hier auf Dich warten, Du übergiebst mir das Säckchen, ich zahle Dir Deine tausend Dollars und Du bist von dem Augenblicke an frei, kannst Dich ruhig als Farmer wohin setzen und Deine alten Tage als ehrlicher Mann verleben."

Bob hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, er holte jetzt tief Athem und fragte: „Sonst nichts?"

„Sonst nichts. Also willst Du?"

„Wie finde ich das rechte Grab?" fragte Bob rasch.

„Auf der Westseite, an der Umzäunung liegen die neuen Gräber, das zweite Grab in der siebenten Reihe, es ist die vorletzte! Auf dem Grabe ist ein kleines hölzernes Kreuzchen in die Erde gesteckt, während alle anderen Hügel nackt sind. Hier hast Du einen kleinen Plan des Kirchhofs, worauf Alles angezeigt ist."

Er reichte ihm ein Papier hinaus, Bob nahm es und fragte: „Und Ihr haltet dann Euer Versprechen?“

„Mißtrauischer! habe ich Dir es schon ein Mal nicht gehalten?“ lautete die Antwort.

„Es gilt!“ sagte Bob entschlossen, „morgen Nacht habt Ihr die Papiere. Lebt wohl!“

Er eilte rasch fort, der Alte aber schloß den Fensterladen und murmelte in sich hinein: „Du willst nicht mehr gehorchen? Bursche! — habe ich nur erst die Papiere, — so sollst Du weder mich noch Andere mehr geniren.“

VI.

Avaunt! and quite my sight! Let the earth hide thee!
Thy bones are marrowless, thy blood is cold;
Thou hast no speculation in those eyes
Which thou dost glare with. — Hence, horrible shadow.
SHAKESPEARES: Macbeth.

Ein Leichenwagen rollte eben langsam die aufsteigende Straße zum Stadtkirchhofe hinauf und die Strahlen der untergehenden Sonne färbten das unheimliche Schwarz des traurigen Fuhrwerkes zu einem matten Braun, als Big Bob, der nachsinnend an der Straße gesessen hatte, aufsprang und dem Wagen nachschritt, der in den Kirchhof fuhr. Der weite Friedhof schien öde und leer, Niemand zeigte sich zwischen den langen Reihen frisch aufgeworfener Gräber. Da schmückte kein armes trauerndes Weib die Ruhestätte des ihr zu früh entrissenen Gatten, da knieten

nicht die weinenden Kinder am Grabe der vielgeliebten Mutter, Alles floh die öde, traurige Todesstätte, über der der Würgengel der Vernichtung, stets neue Opfer sendend, zu schweben schien.

Der Wagen hielt jetzt, der Kutscher sah sich nach allen Seiten um, aber Niemand war da. „Hört! Mann," sagte er zu Bob, der neben dem Wagen stand, „wollt Ihr nicht ein bischen mit Hand anlegen, damit ich meine Fracht abladen kann? Ich kann hier nicht lange herum stehen, denn ich muß vor Nacht noch drei Andere abholen."

„Warum nicht?" sagte Bob kurz, „steigt ab und laßt uns angreifen."

Sie schnallten den Sarg los, — da erhob sich ein Kopf aus einem offenen Grabe in der Nähe und rief ihnen zu: „Stellt den Sarg nur dort hinüber an die neunte Reihe, es stehen schon achte dort, die alle noch unter die Erde müssen."

Bob blickte nach dem bezeichneten Orte und sah dort wirklich acht Särge auf- und durcheinander gestellt, wie die Kisten in einem Waarenlager.

„Wie wollt Ihr denn mit der Arbeit fertig werden?" fragte Bob den Todengräber, der die neue Grube eben beendet hatte und herausletterte.

„Weiß ich's?" entgegnete dieser, zwei Gehülfen sind mir gestorben, einer hat so viel Cholera-Brandy getrunken, daß er besoffen auf dem Boden liegt, und der einzige Arbeiter, auf den ich mich noch verlassen konnte, ist mir heute davon gelaufen. Vor morgen kann ich keine andere Arbeiter bekommen."

Bob und der Kutscher hoben jetzt den Sarg vom Wagen.

„Wißt Ihr was?" fuhr der Todtengräber fort, „wenn

Ihr ein bischen helfen wollt, so bringen wir den da gleich in das neue Grab und brauchen ihn nicht erst dort hinüber zu tragen. Haben die Anderen so lange gewartet, so können sie auch noch länger warten."

Er brachte Stricke herbei, legte sie unter den Sarg und sie waren eben daran, den Sarg in die Gruft hinabgleiten zu lassen, — als man ein dumpfes Pochen vernahm. Der Todtengräber stutzte und hielt inne, Bob aber warf sich rasch am Sarge nieder und legte sein Ohr darauf. — Jetzt wiederholte sich das Klopfen stärker und deutlicher.

„Bei Gott! der Mensch da drin lebt noch!" schrie Bob.

„Das ist jetzt nichts Unmögliches!" sagte der Todtengräber, „sie haben Euch jetzt so eine Eile die Leute herzuschaffen, daß sie gar nicht warten, bis Einer ganz todt ist. — Schätz, daß ich dieses Jahr Viele begraben mußte, die erst unter der Erde ganz gestorben sind."

„Schrecklich!" sagte Bob, und horchte am Sarge, — „ich höre aber nichts mehr."

„Es wird auch nichts gewesen sein," meinte der Kutscher, „höchstens eine Ratte, die in den Sarg gekommen ist, als er noch offen war, und die jetzt heraus möchte. Packt an, — denn ich habe keine Zeit, — ich muß fort."

Sie hoben den Sarg wieder; aber jetzt klopfte es stark und man hörte dumpfe Töne.

„Eine Axt!" schrie jetzt Bob außer sich, — den Sarg auf, — da drinnen ist ein Lebender."

Der Todtengräber sprang um Schaufeln und Krampen, sie stemmten sie unter den Deckel und bald sprang dieser auf. Aber so wie er sich öffnete, richtete sich auch eine blasse Gestalt im Sarge auf, sah mit verstörten Blicken um sich und stöhnte: „Gott verdamm mich, wenn die

Kerls mich nicht begraben wollten. Es war die höchste Zeit." — Bob half dem Auferstandenen heraus, — dieser versuchte es, wieder auf seinen schwankenden Füßen zu stehen, aber er mußte sich doch auf den Kutscher stützen, — er sah sich rings um: „Das ist ja der Stadtkirchhof," sagte er, — „und da drüben ist McHoses Cave, — ich denke doch, daß ich lebendig bin;" — er betrachtete sich selbst: „Sieh' doch," fuhr er fort, „meinen neuen Ueberrock haben sie mir angezogen, — das war auch unnöthige Verschwendung. Aber Gott verdamm mich, wenn ich nicht einen hölliſchen Durst fühle. Freund! habt Ihr nichts zu trinken?"

Der Todtengräber holte ein Korbfläschchen, das auf einem Grabhügel lag, der Auferstandene that einen langen Zug, dann schnalzte er mit der Zunge: „Jetzt denke ich sicher zu sein, daß ich lebe, gebt mir auch etwas Tabak."

Der Todtengräber schnitt ihm ein Stück Kautabak ab, das jener behaglich in den Mund schob und sagte: „Dank Euch, Freund! schenk Euch dafür meinen Sarg, — ist jetzt ein Artikel, nach dem starke Nachfrage ist. Und Ihr, Freund Treiber," sagte er zum Kutscher, „Ihr habt mich hergebracht, bringt mich auch wieder zurück. Meine Frau, denke ich, wird Euch sehr dankbar sein, daß Ihr ihrer Wittwenschaft so bald ein Ende macht." Er kletterte auf den vorderen Sitz und der Kutscher setzte sich neben ihn. „Gebt mir noch einen Schluck, Freund," sagte der Auferstandene jetzt, immer lustiger werdend, — und Gott verdamm mich! wenn sie mich wieder herausbringen sollten, so seid so gut und fragt mich erst, ob ich auch begraben sein will. Go ahead! Kutscher, — Broadway, wo Ihr mich abgeholt habt."

Der Wagen wendete um und der Todte fuhr seelen-

vergnügt wieder nach der Stadt und seinem Hause zurück, wo sein Erscheinen nicht geringes Aufsehen machte.

„Der kann auch von Glück sagen," meinte der Todengräber, als der Wagen fort war, — eine Viertelstunde später und sein Klopfen würde nicht viel genützt haben. Uebrigens giebt das ein Grab weniger, und das ist auch etwas, denn ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich fertig werden soll."

„Soll ich Euch helfen? fragte Bob, „ich suche Arbeit."

„Die könnt Ihr bei mir vollauf haben," entgegnete der Todtengräber, „und Arbeit, die gut bezahlt wird. Wollt Ihr gleich anfangen?"

„Warum nicht?

„Nun denn, hier liegt das Werkzeug, macht Euch daran und grabt hier in der neunten Reihe fort. Sechs Fuß lang, sechs Fuß tief, drei Fuß breit, übrigens kommt's auf ein paar Zoll drüber oder drunter nicht an; aber seid fleißig, Ihr könnt wenigstens noch drei Stunden sehen."

„Wenn Ihr eine Laterne habt," antwortete Bob, „so will ich auch wohl die Nacht durcharbeiten, ich schlafe nicht viel."

„Ist mir um so lieber! Laterne mit Licht, Zündhölzer und was Ihr sonst braucht, findet Ihr in der alten Kiste, die dort steht. Macht Euch tüchtig d'ran, ich will in die Stadt hinab und sehen, daß ich für morgen noch Arbeiter bekomme." — Er lud den leeren Sarg auf seine Schultern. „Bei der Gelegenheit kann ich auch gleich mein Präsent versilbern. Denke wohl, daß ich nicht weit zu gehen brauche, um es los zu werden. Nun gute Nacht! mit Sonnenaufgang bin ich mit ein paar rüstigen Burschen da und dann soll's schon vorwärts gehen."

Der Todtengräber ging mit dem Sarge fort und Bob ergriff die Schaufel und stach emsig ein neues Grab aus.

Als er den Andern hinlänglich weit wähnte, warf er die Schaufel wieder hin und sah sich genauer auf dem Kirchhofe um, — er zog das Papier heraus, das er in der Nacht vorher erhalten hatte und suchte sich zu orientiren. Die Sonne war indessen hinabgesunken und die Dämmerung lagerte sich auf die weite, öde Fläche der Common Fields. — „Das ist die neunte Reihe," murmelte er zurückschreitend, „also ist das die achte, das die siebente," er schritt die Reihe hinab bis zu der Umzäunung und fand, der Beschreibung gemäß, ein kleines schwarzes Kreuzchen auf dem zweiten Grabhügel in die Erde gepflanzt. „Hier ist's!" rief er, und stieß eine Schaufel in den Hügel. Dann kehrte er an seine Arbeit zurück und grub emsig an dem neuen Grabe. — —

Es war endlich ganz Nacht geworden, der dunkelblaue, strahlende Sternenhimmel unseres westlichen Horizontes wölbte sich über der weiten schweigenden Ebene, aber der Mond war noch nicht herauf gekommen, um die Dunkelheit zu zerstreuen, und Bob hatte schon längst mit seiner Arbeit inne halten müssen. Jetzt zündete er die Laterne an und schritt dem Grabe zu, das er sich bezeichnet hatte, er fand es schnell und machte sich an die Arbeit des Ausschaufelns. Eine Stunde verflog, während er keuchend und wortlos die Erde herauswarf, immer tiefer wurde die Grube und er mußte hinabsteigen, die Laterne stand am Rande des Grabes und warf ein trübes, gelbes Licht auf den unheimlichen Arbeiter. Bob arbeitete rüstig fort und kümmerte sich nicht um die dicken, schweren Wolken, die von Süden heraufzogen und nur hie und da vom matten Wetterleuchten erhellt wurden. „Meine letzte Arbeit!" murmelte er jetzt, „meine letzte Arbeit für den alten Schurken! Der Gedanke daran gibt mir neue Kraft.

Oh! wenn ich nicht so in seiner Hand wäre, wenn er mich nicht mit einem Worte auf Lebenslang in's Gefängniß bringen könnte, — wie lange schon hätte ich mich von ihm losgemacht." Er hielt einen Augenblick inne und wischte sich den Schweiß ab, der in dicken Tropfen über sein Gesicht herabrollte; in der Ferne rollte dumpfer Donner, das schlummernde Echo der Nacht weckend. „Ein Gewitter kommt auch noch," fuhr er fort und setzte die Schaufel wieder rüstig ein, „ich muß mich eilen. Es ist ein schändliches Werk, das ich da vollbringe, aber es ist das Letzte; und ich werde endlich frei athmen können."

Dicke, schwarze Wolken, die mit Windesschnelle von Süden heraufgezogen waren, umhüllten jetzt den ganzen Horizont, und ein heulender Wind, der über den kahlen Gräbern daher tobte, kündigte den nahenden Sturm an. Bob grub mit riesiger Kraft keuchend fort, Erde und Staub flogen vom Winde gepeitscht über seinem Kopfe dahin. „Endlich!" rief er jetzt aus, denn seine Schaufel hatte auf einen harten Gegenstand getroffen, „da ist der Sarg." Er machte den Deckel des Sarges von der Erde frei, — jetzt hatte sich der Sturmwind plötzlich gelegt und eine tiefe Grabesstille ging dem Ausbruche des Gewitters voran. Der Sargdeckel war jetzt von Erde frei und Bob murmelte: „Aha! das ist einer von den Armensärgen, welche unsere Stadtverwaltung für die armen Leute hergibt. Die kann man mit einem Tischmesser aufmachen." Er nahm den Krampen und setzte ihn unter dem Deckel ein, da zerriß ein fürchterlicher, blendender Blitz die rabenschwarze Finsterniß und ein gräßlich wiederhallender Donnerschlag erschütterte die nächtliche Himmelswölbung. Bob taumelte von dem Schlage wie betäubt in einen Winkel der Grube: „Das ist das Ende der

Welt!" sagte er halb irre redend. „Vorwärts Bob, verliere keine Zeit, — du mußt dein letztes Werk fertig machen," setzte er sich ermuthigend hinzu.

Er stemmte den Krampen fest ein und krachend sprang der Deckel des Sarges auf, den er losriß und herausschleuderte. Ein zweiter Blitz erhellte die Gruft tageshell, — in dem offenen Sarge lag die blasse, starre Leiche der alten Frau, die Hände auf der Brust gefaltet, — die matten, glanzlosen Augen, die ihr keine treue Hand in der letzten Stunde zugedrückt hatte, weit offen. Bob, der auf dem Rande des Sarges stand, schrie entsetzt auf: „Oh!" — stöhnte er — „ich soll das Gesicht kennen!" Der hereinbrechende Donner übertäubte seine Stimme, Bob beugte sich über die Leiche, — halb wahnsinnig riß er die Hände derselben auseinander und suchte nach den Papieren auf der eiskalten, welken Brust der Todten. — „Nichts! nichts!" rief er ängstlich und immer aufgeregter werdend, „da ist kein Säckchen, da sind keine Papiere." Er riß die Leiche empor und griff suchend im Sarge herum, da zuckte abermals ein hellleuchtender Blitz nieder und Bob blickte der vor ihm aufgerichtet lehnenden Leiche gerade in das grell beleuchtete, unheimliche Antlitz. „Die alte Frau!" schrie er jetzt wie wahnsinnig, „Mariens Großmutter! Fluch über mich, daß ich ihre Ruhe gestört, — hinab mit ihr, — unter die Erde, — zur Ruhe, — Fluch über mich Verdammten." Halb verrückt, irre redend, drückte er die Leiche nieder in den Sarg: „Sie will heraus, — sie will mit mir," stöhnte er fieberhaft, „und ich werde sie nicht mehr los. Erde auf sie! viel Erde!" Mit einem Satze sprang er aus der Gruft und warf, wie ein Rasender, Erde auf die Leiche. Der Schweiß floß in Strömen von seiner Stirne, seine Haare

flatterten im Winde, Schaum stand vor seinem Munde, wild und unheimlich rollten die Augen im Kopfe, aber er warf Schaufel um Schaufel voll Erde in die Grube und murmelte dabei: „Zürne mir nicht alte Frau, — ich wußte ja nicht, daß Du hier ruhtest. Oh fluche mir nicht, daß ich Dein Grab entweihte.“ Endlich athmete er tief auf, — die Leiche war wieder unter der deckenden Erde verschwunden. So wie er den schrecklichen Anblick nicht mehr vor sich hatte, kehrten allmählig Ruhe und Besinnung zurück. „Ich muß das Grab ganz wieder auffüllen,“ sagte er, „damit man morgen nichts sieht. Arme Alte, so bist Du auch todt, — und die gute Marie, — wo mag die sein?“ Er nahm jetzt die Laterne, um zu sehen, ob das Grab ganz zu sei, — da sprang er mit einem markerschütternden Schrei zurück, — — eine dürre, fleischlose Todtenhand ragte mit ausgestrecktem Zeigefinger, wie drohend aus der Erde hervor. Es war die Hand der Leiche, der er beim Auseinanderreißen der Arme diese Richtung gegeben hatte und die jetzt, allein nicht von der Erde bedeckt, herausragte.

„Ich bin verflucht!“ schrie Bob jetzt, den der Wahnsinn der Aufregung auf's Neue überkam, — „ich bin verflucht! Ihre Hand wächst zum Grabe heraus, — sie droht mir! — Fort! fort! Verfluchter!“ Die Schaufel wegwerfend, rannte er in wilder Flucht davon, über die frischen Gräber stolpernd und stürzend, — Blitze auf Blitze durchzuckten die schwarze Nacht, — das Gebrüll des Donners endete nicht mehr, — Bob floh heulend, — er konnte den Ausgang nicht finden, — getrieben von der Angst der Fieberphantasien, die ihn verfolgten, kletterte er über die Umzäunung und rannte ohne Weg und Ziel in die Felder hinein. „Sie kommt mir nach!“ schrie

er zeternd, „sie kommt mir nach. Fort! fort! —" Da zuckte es feuerroth über das ganze Himmelsgewölbe, ein fürchterlicher Donnerschlag schmetterte nieder und ein einzeln stehender Baum krachte, vom Blitze auseinander gerissen, nieder und prasselte bald in hellen Flammen auf. „Verloren!" schrie Bob, „es ist aus! sie hat mich!" und er stürzte bewußtlos zu Boden. — Die fahle Röthe des brennenden Baumes beleuchtete den am Boden Liegenden, — die Gewalt des Gewitters hatte sich erschöpft, aber aus allen Schleußen des Himmels brach jetzt ein gußähnlicher Platzregen nieder und stürzte in Strömen auf die Erde. — Das Feuer des Baumes verlöschte, — der noch ferne grollende Donner verhallte allmählig, — die Blitze wurden matter und seltener, — Bob aber lag in todtengleicher Betäubung auf dem Felde.

VII.

Laß' rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf,
Es wecket die Klage
Die Todten nicht auf.
Schiller.

Still und traurig war es in Vater Böttchers Hause, — mit abgehärmtem, kummervollem Antlitze schlichen die armen Eltern herum, oft stille Thränen um die verlorenen Lieben vergießend. Der erste heftige Schmerz war vorüber, aber die stille Trauer war an seine Stelle getreten. So lange Böttcher abwesend war, hatte die Mutter sich mit dem Gedanken getröstet, er werde die Kinder gefunden

haben und mit ihnen zurückkehren; — sowie Böttcher auf seiner ganzen Irrfahrt durch die Hoffnung aufrecht erhalten ward, bei seiner Rückkehr die indeß heimgekehrten Lieben wieder zu finden. Als er aber in sein leeres Haus trat, als die arme Mutter auf seinem trostlosen Gesichte die Vernichtung ihrer letzten Hoffnung las, da erlagen Beide der niederdrückenden Last des bittersten Schmerzes. Sie hatten die ganze Nacht nicht geschlafen, sie hatten geweint und von den theuern Kindern gesprochen, und der Mutter wäre beinahe das Herz gebrochen, als sie Lottchen zu Bette brachte und diese zu ihr sagte: „Nicht wahr? Mutter! morgen kommen Joseph und Marie; — wenn sie nicht kommen, so sind sie todt und dann will ich auch sterben.“ Erst gegen Morgen entschliefen die Armen, deren Eintritt in die neue Heimath von so schweren Heimsuchungen begleitet ward, und als sie erwachten, erwachte auch die Trauer in ihren Herzen mit ihnen, und sie konnten sich nicht anblicken, ohne daß eine Thräne sich unwillkührlich unter den Augenwimpern hervorstahl und über die Wangen rollte. — Mit schwerem Herzen dachte Vater Böttcher an die noch zu bestellende Arbeit, zu der ihm jetzt gerade die rüstigsten Hände fehlten, und auch der Zahlungstermin an Smartborn fiel ihm wohl ein, mit der in seinem gedrückten Herzen nun natürlichen Besorgniß, das Geld aus Deutschland könne nicht zu rechter Zeit eintreffen.

Der Mensch ist ein sonderbares Geschöpf, — das Unglück ist entsetzlich, wenn man es nahen sieht, — hat aber der unheilvolle Schlag einmal wirklich getroffen, so erträgt man ihn gewöhnlich gefaßter, als man es je geglaubt hätte.

Böttcher hatte zuerst seine Ruhe wieder gewonnen und

tröstete seine Frau mit Hoffnungen und Plänen; er wollte am nächsten Morgen wieder nach St. Louis, dort bei der Polizei Erkundigungen nach Marien einziehen, eine Aufforderung in die Zeitung setzen lassen, auch wegen Joseph Schritte thun, ob derselbe nicht vielleicht irgendwo verhaftet worden sei und gefangen säße, endlich wollte er den Müller aufsuchen, hören, ob er noch lebe, wie es ihm gehe und ob dieser die Personen kenne, die ihn mißhandelt hätten.

Während er so den Muth seiner Frau mit Hoffnungen belebte, an die er selbst nicht glaubte, trat der Nachbar Mister Josuah Shaw in's Zimmer und bot seinen guten Morgen. Er freute sich, seinen theuern Nachbar wieder zu sehen, erkundigte sich, ob er nicht Ebenezer Smooks am River des Peres gesehen habe und ließ sich dann die Geschichte von Mariens Verschwinden erzählen. Er schüttelte, andächtig zuhörend, bedenklich mit dem Kopfe, — warf hie und da ein: „Well!" oder ein: „Ah!" ein und sagte, als Böttcher geendet hatte:

„Indeed, Mr. Böttcher, unser Land ist ein außerordentliches Land, und es geschehen, wie die Zeitungen täglich berichten, wunderbare Dinge darin; — sollte aber doch meinen, daß eine große erwachsene Person nicht so mir nichts dir nichts verschwinden kann, — ich müßte denn annehmen, daß sie gestorben ist. — Vielleicht aber auch, — und das ist das Wahrscheinlichste, — ist Euere Tochter bei dem großen Feuer verbrannt, — und dann ist es natürlich schwer, sie zu finden."

„Leider bleibt uns kein anderer Gedanke mehr," sagte Böttcher seufzend, „denn lebte Marie noch, so würde sie uns geschrieben, wir würden einen Brief erhalten haben."

„Und Ihr habt keinen Brief erhalten?" fragte Shaw.

„Keinen!“ antwortete Böttcher traurig, — „keine Nachricht. Täglich hoffe ich, der Briefbote solle kommen und uns ein paar Zeilen von unserm Kinde bringen, — aber ein Tag nach dem andern vergeht, und kein Briefbote kommt.“

„Was für ein Briefbote?“ fragte Mr. Josuah mit erstauntem Gesichte.

„Nun, der Briefträger, oder Briefbote, der die Briefe bringt.“

„Schätz' wohl, Nachbar, daß Ihr da umsonst wartet. Bringt man denn bei Euch in Deutschland den Leuten die Briefe auf die Farmen?

„Gewiß!“ sagte Böttcher, „entweder hat das Postamt seine Briefträger oder die Gemeinde stellt sich einen Briefboten an, und der geht alle 3, 4, oder alle 8, 14 Tage auf die Post, je nachdem sie weiter oder näher ist, holt dort die Briefe für die ganze Gegend und bringt sie dann Jedem in's Haus.“

„Ein sonderbares Land, Euer Deutschland,“ sagte Mr. Shaw, indem er sich auf einem Stuhle hin und her wiegte, „ich hab' eine Notion, daß das hier zu Lande nicht gut gehen würde; wir wohnen hier zu weit aus einander, und der Briefbote dürfte oft wegen eines einzelnen Briefes eine Reise von 2, 3 Tagen machen, — denke, daß er bei diesem Geschäfte nichts ausmachen könnte.“

„Ja, aber wie ist es denn hier mit den Briefen?“ fragte Böttcher erstaunt.

„Wie es ist?“ sagte Josuah phlegmatisch, „es ist, wie es sein kann. Wir haben überall Post-Offices, da kommen die Briefe hin, und bleiben liegen, bis man sie abholt.“

„Wie?“ fragte Böttcher hastig, man muß sie selbst

holen, — aber wie soll man denn erfahren, ob ein Brief da ist?"

„Nichts leichter als das," meinte der Nachbar, „man fragt nach. Aber man muß oft nachfragen, sonst kann's Euch gehen wie mir. Denkt Euch, war lange nicht auf der Post-Office gewesen, komme endlich hin, — ist ein Brief für mich da. — Schreibt mir Mr. Aron Smith, mit dem ich oft Geschäfte mache, — wenn ich ein paar hundert Buschel Kastorbohnen hätte, so könnte er sie gerade brauchen, — müßte sie aber binnen drei Tagen abliefern, er zahle mir 1 Dollar 25 Cents für den Buschel. — Well! ich reite gleich nach Haus, — lade meine Kastorbohnen auf, fahre nach St. Louis und zu Aron Smith's Store. — Sieht mich der erstaunt an und fragt was ich wolle? — Antwort ihm: Schätz', daß Ihr da das Lot Kastorbohnen bei mir bestellt habt. — Sagt er darauf: wüßte von nichts, — wollte sie aber doch nehmen, da sie einmal da seien. Well! ich lade sie ab, — wie wir setteln, will er mir nur 70 Cents für den Buschel zahlen. Ich verlange ein und ein Viertel Dollar, wie's im Briefe stand. Wir kommen in Streit und ich sage ihm: er sei kein ehrlicher Mann, und halte nicht, was er geschrieben. Er will mich zum Store hinaus werfen. Goddam! ich setze ihm meine Faust unter die Nase, daß er sich gleich roth schneuzen muß. Die Clerks kommen dazu, — es wird ein allgemeines Gefecht, — bei dem ich nicht wenig Püffe bekommen habe, — zuletzt kommt so ein Polizei-Offizier mit einem Stern auf dem Rocke und schleppt mich in die Calabooſe. Ich habe Euch da verdammt schlecht geschlafen mit zwei Niggern und einem Besoffenen. Am andern Morgen vor dem Recorder kam Alles heraus, — ich bringe den Brief vor, — Aron

Smith erkennt ihn auch an, — aber er sagt: ich solle doch das Datum des Briefes ansehen. — Gott verdamm mich, — da stand ich, der Brief war sechs Wochen alt, hatte so lange auf der Post gelegen, weil ich nicht hingekommen war, — damals hatten die Kastorbohnen auch 1 Dollar 25 Cents gegolten; kurz, ich zahlte 5 Dollars für Friedensstörung, dann die Kosten, mußte meine Bohnen um 70 Cents dalassen und Mr. Aron Smith, der sonst ein sehr respektabler Mann ist, hat wegen der kleinen Verdrießlichkeit nun einen Groll auf mich und macht keine Geschäfte mehr mit mir, — was mir sehr leid ist, denn er führte immer einen vortrefflichen Bittern. Seit der Zeit reite ich wenigstens alle acht Tage an der Post-Office vorbei und frage nach."

Böttcher hatte die lange Erzählung des redseligen Nachbars nur halb und zerstreut angehört; als dieser geendet hatte, fragte er ihn: „Und wo ist die Post-Office?"

„Hm! es ist eine in Sappington und eine in Sulphur-Springs und dann sind noch ein paar in der Nähe, aber die meisten Briefe für diese Gegend kommen nach Sappington," entgegnete Josuah.

„So will ich gleich hin!" sagte Böttcher rasch.

„Wenn Ihr nichts versäumt, so thuts," sagte Josuah, „sonst aber kann ich's Euch auch fixen, ich muß ohnedem hin. Schreibt mir aber den Namen deutlich auf, — denn sonst giebt es Mistakes. Sind nicht stark im Lesen von Geschriebenem, — unsere Landpostmeister."

Böttcher schrieb schnell seine Adresse auf einen Zettel, Josua ritt damit im scharfen Trabe fort, und als er Nachmittags wieder angesprengt kam, hielt er schon von Weitem zwei Briefe, freudig winkend, in die Höhe. Es war, wie Josuah vermuthet hatte; — beide Briefe, die Marie

vor und nach dem Brande geschrieben hatte, waren mit der sehr ausführlichen Adresse: *Mr. Lewis Boettcher, Apple-Farm, near Fenton, Merramec Townskip, St. Louis County, Mo.*, auf das Postamt gekommen und lagen ruhig dort, bis Josuah sie in Empfang nahm.

Böttcher, der schon ängstlich geharrt hatte, eilte dem Nachbar entgegen, — er erkannte sogleich Mariens Schrift und rief freudig seine Frau herbei. Der erste Brief war am Tage vor dem Brande geschrieben, und Marie meldete nur, daß die Großmutter jetzt ganz wohl sei und daß man sie abholen solle. Aber der zweite Brief von neuerem Datum, obwohl auch schon über acht Tage alt, brachte neuen Kummer über die armen Eltern. Sie erfuhren daraus der Großmutter schwere Erkrankung, Karls Verschwinden und Mariens dringende Bitte zu ihr zu kommen. Und der Brief war schon acht Tage alt, — was konnte indessen nicht alles geschehen sein.

„Ich muß hinein," rief jetzt Böttcher lebhaft, „heute noch, — Gott sei Dank, ich weiß jetzt doch, wo sie sind. Fritz, hilf den Wagen anspannen, schnell!"

„Hm!" sagte jetzt Nachbar Josuah, der von dem Inhalte der Briefe nicht viel verstanden hatte und gedankenlos in die Gegend blickte, „ich schätz, daß Ihr nicht fortkommen werdet, denn wie ich sehe, kommt da Besuch aus der Stadt, — wie es scheint, Gentlemen, denn es ist eine Kutsche."

„Vielleicht Herr Smartborn!" sagte Böttcher, — „er versprach uns zu besuchen, — aber jetzt kommt er mir zur ungelegenen Zeit."

„Mir immer," sagte Josuah, — „lieb' ihn nicht, Euren Smartborn, — ist auch so ein Geldwucherer, ein Land-

speculant, — zieht einem armen Teufel das Fell über die Ohren, wenn er irgend kann."

Jetzt kam die Kutsche heran, — sie hielt an der Fence und ein ältlicher Mann fragte, den Kopf zum Wagenfenster herausstreckend: „Ist hier die Apple-Farm, wohnt hier Mr. Böttcher?" — Aber er erhielt keine Antwort, — ein lauter Freudenschrei aus dem Innern des Wagens verrieth, daß Marie ihre Eltern bereits gesehen und erkannt hatte: „Marie! mein Kind!" schrie Böttcher mit Freudenthränen in den Augen und sprang zum Wagen, — „Marie!" — „Schwester!" — riefen Frau Böttcher, die Kinder, — der Wagen ward umringt und Marie flog blaß und in Thränen in die Arme ihrer Eltern, die das verloren geglaubte Kind umarmten, küßten und drückten.

Aber ein zweiter Blick in den Wagen und auf Mariens Gesicht verkündete ihnen auch, welcher andere Schlag sie getroffen, welchen Verlust sie erlitten hatten, — die Großmutter war nicht mitgekommen. Marie berichtete in Thränen ausbrechend, die Ereignisse der letzten Tage, ihr freundlicher Begleiter ergänzte ihre Erzählung und fuhr dann, von den Segenswünschen der dankbaren Eltern begleitet, nach St. Louis zurück. — Jetzt begrüßte Mr. Josuah Shaw auch nach seiner Weise die Angekommene, meinte, sie sei ein kostbarer Schatz in dieser Gegend und werde noch viele junge Leute verrückt machen; als er aber den Tod der Großmutter erfuhr und gefragt hatte, wie alt sie gewesen sei, sagte er zu Böttcher: „Mußt nicht so jammern, — die alten Leute sterben bei uns, wie anderswo; aber sie sterben hier gerne, es ist kein Land für alte Leute, unser Land, müssen den Jungen Platz machen, die wieder schaffen und wirken können. Ein junges Land braucht junge Leute."

„Dann nahm er Abschied, ritt nach Hause und überließ die Familie ihren Herzensergießungen, Fragen und Erzählungen. Bis spät nach Mitternacht brannte noch Licht in Böttchers Hause und die Dreie sprachen von der Großmutter, von Joseph und Karl, den beiden Verschwundenen.

VIII.

So leere Händel, das sind Possen,
Damit verdirbt man seinen Tag,
Im Nehmen sei nur unverdrossen,
Nach allem Andern frag' hernach.
Faust, II. Theil.

Wenn du, lieber Leser, schon ein Mal einen Ausflug nach jenem Theile der Umgebung von St. Louis gemacht hast, wo die größere Hälfte dieser Erzählung spielt, wenn du, die Gravois-Straße verfolgend, den Weg über den Merramec bis nach den wild-romantischen Settlements am Big-River zurückgelegt hast, so wirst du, geneigter Leser! mit dem Verfasser dieses Buches die Vorliebe theilen, die er für jene eigenthümlich schöne Gegend hat. Warst du aber noch nicht dorten, so versuche es immer, einen Ausflug in dieser südwestlichen Richtung zu machen, und es wird dich nicht reuen. — Zwar findest du keine glatt macadamisirten Straßen mit breiten Gleisen, keine Meilenzeiger und Wegweiser und vor allem auch gar nichts, was einem Hôtel nur im Entferntesten ähnlich sieht, — aber du wirst auf mannigfache andere Weise für diese Mängel entschädigt werden. Schlangenförmig windet sich die schmale Straße zwischen den Bäumen des Hochwaldes durch, in

die von fünfzig zu fünfzig Schritten Kerbhiebe mit der Axt eingehauen sind, um an diesen Merkzeichen im Winter bei Schneefall den rechten Weg zu erkennen, — überall ragen fußhohe Baumstumpfen aus der Mitte dieser Straße hervor, — hier schießt die Straße plötzlich jählings in einen Abgrund hinab, daß dir schwindelt und du erst der Sicherheit halber den Sattelgurt fester schnallen möchtest, — auf der andern Seite steigt sie wieder senkrecht bergan, — hier sind Löcher, in denen ein Wagen mit zwei Pferden spurlos verschwinden kann, — dort eine Brücke, der gar nichts fehlt, als die Bohlen und Bretter, und die nie ein Geländer hatte, — aber du bist zu Pferde, lieber Leser, hast wenig Gepäck und keine Sorgen und reitest mit frischem Jugendmuthe die schlechte Straße dahin, die endlich doch auch an's Ziel führt, und du erfreust dich an dem schönen Hochwald mit den schlanken Stämmen, an denen die wilden Reben sich wie ein Heer von Schlangen hinaufranken, — du erfreust dich an der gluthvollen Sonne, die im Untergehen durch das Säulenmeer der Baumstämme ihre Purpurstrahlen hereinsendet und der Gegend das Ansehen eines Zauberhaines im Rosenlichte, oder auch eines brennendes Waldes giebt, — du siehst die Eichhörnchen possirlich von Baum zu Baum springen, — die Blauspechte schießen über den Wipfeln hin und auf den niedern Aesten wiegt sich mit seinem hochrothen Gefieder in phlegmatischer Ruhe der Gimpel der amerikanischen Vögelwelt, der sogenannte Cardinal. Dazwischen rauscht fessel- und brückenlos ein klarer Bach über deinen Weg und du hältst an und lässest dein Pferd trinken, und horchst den entfernten Schlägen der Holzhauer, dem Rufe der Wildtauben, oder dem schmetternden Pfiffe des Spottvogels. Ach, lieber Leser! wenn man in dieser wild-romantischen Gegend so

fröhlich und frisch in den Tag hineinreitet, dann vergißt man ganz, daß man nur einige Meilen entfernt ist von dem lärmenden und treibenden St. Louis, mit seinen puffenden Dampfmühlen, seinen qualmenden Gießereien, seinen schnaubenden Dampfbooten und den jagenden, stürzenden, rennenden und vor Allem „Money machenden“ Tausenden darin, — ganz gewiß aber denkt man nicht an die schlechte Straße, — und ehe man noch bis an den Big River gelangt ist, findet man zu seinem eigenen Erstaunen, daß die Straße doch nicht gar so schlecht sei, und daß man schließlich doch vorwärts komme, — d. h. wenn man nicht zufällig in einem Lehmloche oder in einer Kothpfütze stecken bleibt.

An jener Straße nun, die von St. Louis in südwestlicher Richtung nach dem Big River führt, stand zur Zeit der Begebenheiten, die wir hier erzählen, eine große Sägemühle an den Ufern eines der vielen Bäche oder Creeks, die diese Gegend durchschneiden. Jetzt sind nur noch die Ruinen des Gebäudes da, — dicke alte Mauern von Kalkstein mit schwankenden Giebeln und eingestürzten Fenstern stehen in einer düstern Schlucht, zwischen überhängenden und nach allen Richtungen gesenkten Bäumen, deren vom Wasser losgewaschene Wurzeln fast blos daliegen, bis die Erde, in der sie hafteten, endlich ganz weggespült ist, und sie niederstürzen und natürliche Brücken über den Creek bilden. — Damals war diese Mühle noch bewohnt, und zwar von einem wunderlichen Kauze, der zum Müller gar nicht geschaffen schien. Mike Burner, so hieß der Müller, hatte die Mühle vor vielen Jahren bauen lassen, ungeachtet die Leute in der Gegend ihm gesagt hatten, der Creek habe neun Monate im Jahre kaum so viel Wasser, um damit die Teller abwaschen zu

können, und in den andern drei Monaten habe er wieder so viel Wasser, daß er alte Eichen und sonstige Baumstämme mitschwemme und wahrscheinlich die Mühle auch mitnehmen werde. Meister Mike kümmerte sich um diese Redensarten nicht, — er ließ seine Mühle aus großen Kalkstein-Quadern wie für die Ewigkeit bauen, legte Dämme und Wehren an, — und als endlich Alles fertig war und die Leute glaubten, nun solle es losgehen und schon Bäume zum Zersägen herbeiführten, da hatte Meister Mike die Mühle zugeschlossen und war in's Land gegangen.

Nach sechs Monaten erst, zu Ende des Winters, war er wieder gekommen, — hatte das Holz, das gebracht worden war, hineinschaffen und zu Brettern versägen lassen, und die Leute in der Gegend wunderten sich nicht wenig, als sie plötzlich die Mühle im vollsten Gange rauschen, stoßen und scharren hörten. Natürlich wollte nun Alles Bretter geschnitten haben, aber Meister Mike war, wie gesagt, ein wunderlicher Kauz. Kam ein Farmer und brachte z. B. mit sechs Ochsen einen ungeheuern Baumstamm oder mehrere dahergeschleift und meinte, er wolle gerne daraus Bretter haben, so und so viel Fuß lang, und so und so viel Zoll breit und dick, da fragte Meister Mike zuerst: „Könnt Ihr warten?" und wenn der Andere sagte: er sei sehr pressirt, dann antwortete Mike ganz ruhig: Nun, dann könnt Ihr Eure Baumstämme wieder heimschleppen, — ich arbeite nur, wenn ich Wasser und Zeit habe. — Und ein paar Tage darauf war die Mühle wieder verschlossen und Meister Mike blieb drei, vier, auch wohl sechs Monate aus. Wer aber warten konnte, lud seine Stämme ab, machte seine Bestellung und ging. Manchmal lagen die Stämme lange da, aber früher oder später, je nachdem Meister Mike anwesend und bei Laune

war, kamen sie doch d'ran und an der Stelle, wo sie gelegen hatten, fand der Besteller dann seine Bretter aufgeschichtet. Nach und nach hatte man bemerkt, das Mike's Anwesenheit oder Entfernung stets mit dem Stande des Wassers im Bache im Zusammenhange stand, und man fand es zuletzt ganz natürlich, daß er, wenn die wasserarme Zeit eintrat, das Geschäft einstellte und in St. Louis oder anderswo anderen Gewerben nachging. Was er aber treibe, wenn er nicht auf der Mühle sei, wußte Niemand recht, — die Einen wollten ihn als Hausirer im Lande gesehen haben, die Anderen behaupteten, er handle in St. Louis mit Pferden, — ein Dritter endlich erklärte, ihn als Steward auf einem Dampfboote gefunden zu haben, — aber Keiner wußte etwas Bestimmtes.

Wenn übrigens der Müller abwesend war, so war die Mühle darum nicht ganz unbewohnt; — ein alter Arbeiter, ein rauher, unfreundlicher Geselle, wohnte darinnen, aber er pflegte mit Niemandem Umgang, war taub und nach seiner Schweigsamkeit zu schließen, auch stumm und hatte ein Paar sehr böse Newfoundländer Hunde, mit denen nicht zu spaßen war. Der alte John ward daher auch von aller Welt gemieden und selbst Meister Mike konnte sich keiner persönlichen Freundschaft oder nahen Bekanntschaft in der ganzen Umgegend erfreuen.

Gewiß, lieber Leser, bist du nach dieser langen Beschreibung doch etwas neugierig geworden, und du möchtest gerne auch das Innere der Mühle sehen und das Leben und Hauswesen des wunderlichen Müllers kennen lernen. Warum nicht? — laß uns einen Blick hineinwerfen.

Ein ziemlich großes Gemach, halb Zimmer, halb Keller, roh von Kalksteinen aufgemauert, ohne Fenster und Thüre, zeigt sich uns. Der einzige Eingang in dieses Gemach

ist von oben durch eine Fallthüre, die in dem Sägeraum angebracht ist und von der eine schmale Treppe abwärts führt. Das Gemach liegt somit in dem Fundamente der Mühle, mehr wie zur Hälfte unter der Erde; eine dumpfe feuchte Luft und die nassen Wände zeigen, daß hier kein angenehmer Aufenthalt ist und daß das Ganze wohl ursprünglich eher zu einem Keller, als zu einer Wohnstube bestimmt war. Demungeachtet stehen mehrere Feldbetten, durch Strohmatten gegen die Nässe der Mauer geschützt, an den Wänden, — in der Mitte des Gemachs steht eine große eisenbeschlagene Kiste, die zugleich als Schrank und als Tisch dient, — an Bänken und Stühlen ist auch kein Mangel, und eine große, von einem Querbalken herabhängende Lampe beleuchtet das unheimliche Gemach mit fahlem Scheine. An der Kiste sitzt, den Kopf auf beide Arme gestützt, der Müller, Meister Mike, ein starker, knochig gebauter Mann in den Vierzigern, mit sonnenverbrannten Zügen und langem schwarzen Haare. Er hat einen Plan oder Bauriß vor sich liegen, über den er nachzudenken scheint. Sein Gehülfe, der alte John, mit grauen spärlichen Haaren, hoher Glatze und gewaltig schielendem Blicke, sitzt ihm gegenüber, und auf einem Feldbette an der Wand liegt Freund Jim mit verbundenem Kopfe und raucht seine Pfeife.

Es herrscht tiefes Schweigen in dem Gemache, — und Jeder der drei Anwesenden scheint mit ernsten Gedanken beschäftigt zu sein; — endlich aber bricht Mike das Stillschweigen und sagt, sich zu Jim wendend: „Schläfst Du, Jim?"

„Langweilig genug ist's hier dazu," meinte Jim unmuthig, „denke aber nicht daran, — habe hier jetzt schon vierzehn Tage auf der faulen Haut zugebracht, — vier-

zehn verlorene Tage, — Gott verdamm mich, — jetzt, wo man in eben so viel Zeit ein reicher Mann werden kann."

„Sei nur ruhig," tröstete ihn Mike, „es wird jetzt an Arbeit nicht fehlen, — heute kommt ja der Hauptmann, — wenigstens sagtest Du's so."

„So hat er mir geschrieben," bekräftigte Jim, — „Ihr kennt ja seine Art, — ein Junge brachte einen Zettel, es stand darauf: „Heute Abend, — die Luft ist rein, — die Raben fliegen." — Ihr wißt, das ist die Losung."

„Was er nur wieder ausgeheckt hat!" warf John ein.

„Ich begreife es noch nicht ganz," sagte Mike, „aber es ist ein Teufelsplan. Die Vorarbeiten habe ich besorgt, und so wird er uns wohl heute das Nähere erklären."

„Hm! ich weiß nicht," brummte Jim, „mich dünkt, er versteigt sich zu hoch, — er will zu viel ausführen, und das wird uns zuletzt noch den Hals brechen."

Jetzt hörte man oben im Sägeraume drei schwere Schläge, und Mike sprang die Treppe hinauf und hob die Fallthüre auf. Ein hoher, schlanker Mann, in der kräftigsten Fülle des Mannesalters, eilte die Treppe herab, — sein Anzug war der eines Gentleman aus der Stadt, — der elegante Paletot, die tadellose Pantalon, die glänzenden Stiefeln und die schwere goldene Uhrkette verriethen den Mann, der sich in feiner Gesellschaft zu bewegen gewohnt war, — sein Gesicht zeigte scharf markirte Züge, die ursprünglich edel gewesen waren, aber wilde Leidenschaften und zerstörende Ausschweifungen hatten bereits und vor der Zeit auf diesem Gesichte tiefe Furchen eingegraben und bleifarbige Ringe lagen unter den dunkeln Augen, aus denen ein unheimliches Feuer strahlte. — Er

warf den weiten Mantel und den Schlapphut weg, die er auf dem Nacht-Ritte getragen hatte und begrüßte die Anwesenden mit einem wohltönenden „Guten Abend! meine Freunde!"

Diese waren aufgesprungen und erwiederten den Gruß mit einem „Guten Abend, Capitain!"

Er drückte Jedem die Hand und setzte sich dann ebenfalls an die Kiste, nachdem er eine kostbare Havanna-Regalia an der Lampe angezündet hatte.

„Ist die Luft rein?" fragte der Hauptmann.

„Ganz rein!" antwortete Mike, „seit acht Tagen ist die Mühle wieder geschlossen und die Leute glauben, Niemand wie John sei da. Einigen, die mich fragten, was aus Jim nach seinem Unfalle am Merramec geworden sei, antwortete ich, daß ich ihn nach St. Louis in's Spital gebracht und der Kühle wegen die Nacht dazu benutzt habe. Seid ganz unbesorgt, — es kommt jetzt Niemand her."

„Ein ander Mal wirst Du vorsichtiger sein, Jim," sagte der Hauptmann ernst, „und nicht immer so blind d'reingehen. Wozu war die ganze Schlägerei, — was sollte dabei herauskommen, — hättest Du ihn erschlagen, so wäre das noch schlimmer gewesen, als daß er Dich traf. Ich denke, Du wirst Dich an die Lection erinnern. Weißt Du übrigens, wer es war, der Dich so zugerichtet hat?"

„Nun?" fragte Jim sich aufrichtend, wer war's? Gott verdamm mich, wenn ich's ihm nicht dreifach eintränke."

„Das hat gute Wege, mein Freund!" lächelte der Hauptmann, — „aber vor Allem, John, versorge mein Pferd und streue ihm tüchtig Stroh auf, daß man sein Scharren nicht hört." John lief hinauf und der Hauptmann fuhr fort: Niemand anders war's, mein wackerer

Jim, als der Sohn des deutschen Einwanderers, des Böttcher, der die Apple-Farm gekauft hat, — der Bursche glaubte, Dich todtgeschlagen zu haben und ist in die weite Welt gelaufen. Der Dummkopf ahnte nicht, daß wir gar keine Lust hatten, ihn gerichtlich zu belangen."

„Wo ist der Hund hin?" schäumte Jim, „daß ich mich rächen kann."

„Ruhig, Jim, ruhig," sagte der Hauptmann kalt, „Du sollst Dich rächen, — vollständig, aber erst wenn die Zeit dazu gekommen ist. Bis dahin Geduld."

„John kam jetzt wieder herab und meldete, das Pferd sei in dem Stalle und wohl versorgt.

„Nun denn," fuhr der Hauptmann fort, „so wollen wir uns jetzt mit den Geschäften des Bundes beschäftigen, rückt näher, meine Freunde." — Sie gehorchten und selbst Jim wälzte sich von seinem Bette herab und schlich heran, an der Kiste Platz nehmend. — Die Lampe flackerte auf, der Rauch der Cigarren und Pfeifen verdunkelte ihr ohnehin mattes Licht, — und ein Maler hätte an dieser Gruppe so scharf gezeichneter und doch so verschiedener Gestalten, den herrlichsten Gegenstand für ein Rembrand'sches Nachtstück gehabt.

IX.

Vorsichtig leise, seid auf der Hut,
Unser die Beute, unser sein Blut!
Fra Diavolo.

„Unsere Sachen stehen gut," fuhr der Hauptmann nun fort, „unsere Missouri-Noten sind alle nach Californien expedirt und werden von dort aus in Umlauf gesetzt, denn

hier wäre die Sache doch zu gefährlich gewesen. Drüben am stillen Ocean aber haben wir sie alle in Gold umgesetzt, bis die erste Nachricht davon hierher kommt. Die obersten Leiter des Bundes sind mit uns zufrieden und haben neue Pläne in Bereitschaft. Hört mich jetzt an! Es handelt sich vor Allem darum, der Bank von Missouri noch einen tüchtigen Aderlaß abzuzapfen; sie hat jetzt gerade bedeutende Geldsummen in der Casse und diese wären ein vortrefflicher Fang. Das ganze Geld der Bank liegt in einem Gewölbe unter der Erde, — mit festen eisernen Thüren und guter Wache von Außen. — Ich habe gestern bei einem der Bank-Directoren gespeist, und da ich gerade denselben Vormittag erst 3000 Dollars in der Bank deponirt hatte, so konnte ich mir wohl die Freiheit nehmen, zu fragen, ob denn mein Geld auch sicher sei und ob die Bank, wie ich im Scherze hinzufügte, nicht beraubt werden könne. Der Herr Bank-Director lachte mich aus, und erklärte mir: das sei rein unmöglich. — Außer den festen Schlössern und eisernen Thüren vor dem Casse-Gewölbe wohne hinten im Hofe der Wächter, der tüchtige Hunde und scharfgeladene Waffen habe, — und in der Schreibstube oben schlafe ein Clerk, — die Nachtwächter patrouillirten beständig vor dem Gebäude vorbei und Niemand könne daher daran denken, einen Einbruch auch nur zu versuchen. Nachdem ich alle diese Erkundigungen eingezogen hatte, entwarf ich meinen Plan. Er ist nicht neu und sollte in Europa schon gegen die Londoner Bank ausgeführt werden, aber er ist sicher und gefahrlos. Zwei von unsern Leuten, die das nöthige Aeußere dazu haben, miethen einen der Stores gegenüber von der Bank und etabliren dort irgend ein Geschäft, bei dem es nicht auffällt, wenn viele Leute aus- und eingehen. — Auf dem

Plane, den ich Mike gestern gab, könnt Ihr nun alles genau sehen. In dem Keller unter dem Store graben wir nun sechs Fuß tief in die Erde und in dieser Tiefe machen wir einen Schacht von Westen nach Osten, der unter der Mainstraße durch bis an die Fundamente der Bank geht. Ihr seht hier auf dem Plane wie tief die Gasröhren und wie tief die Wasserröhren liegen, wir gehen unter ihnen vorwärts. Der Schacht wird mit Brettern und Stützbalken ausgestemmt, damit kein Einsturz erfolgen kann, und es darf nur bei Tage gearbeitet werden, wo der Lärm der fahrenden Drays und Wagen das Geräusch unserer Arbeit deckt. Bei Nacht wird bloß die Erde, die aus dem Schachte in den Keller geführt worden ist, in Kisten gepackt und diese Kisten werden als Kaufmannsgüter per Dampfboot an die Bundes-Brüder nach Louisville geschickt, die schon wissen, was sie damit zu thun haben. Sind wir einmal unter dem Fundamente des Bankgewölbes angelangt, dann brauchen wir nur eine Nacht; — so dick die Mauer des Gewölbes ist, so unbedeutend ist der Fußboden und mit leichter Mühe ist er gehoben und wir sind im Gewölbe. Wir lassen dann in der dazu bestimmten Nacht, bei möglichst schlechtem Wetter, vier von unsern schweren Wagen beständig die Mainstraße auf- und abfahren, um durch das Geraffel unsere Arbeit zu decken. Sind wir einmal im Gewölbe, so genügen sechs Männer, um Alles auszuräumen und es durch den Gang fortzutransportiren; — unsere Pferde und Wagen stehen bereit und wir haben mit der fetten Beute unsere Verstecke erreicht, ehe noch am andern Morgen die Bank aufgeschlossen und der Diebstahl entdeckt ist. Mögen sie dann den Gang und den leeren Store finden, uns finden sie nicht mehr. Nun, was sagt Ihr dazu?"

„Ein teufelmäßiger Plan!“ rief Mike, „jetzt verstehe ich auch die ganze Zeichnung.“

„Wann geht's an's Werk?“ fragte Jim, „ich kann's gar nicht erwarten, mich in dem Cassa-Gewölbe ein Mal nach Bequemlichkeit umsehen zu können.“

„Du wirst doch noch warten müssen, Jim,“ meinte der Hauptmann, „die Sache läßt sich nicht übereilen. Man darf nicht drängen, kein Aufsehen erregen, — einer der Stores, der ganz gut liegt, wird bis zum Juli leer, dann miethen wir ihn gleich und gehen an die Arbeit. In drei Monaten, denke ich, haben wir den Gang fertig und sind Herren der Bank.“

„Sind schon alle Arbeiter zum Graben gewählt?“ fragte John.

„Noch nicht!“ entgegnete der Hauptmann, „Ihr begreift wohl, daß man dazu nur die verläßlichsten und zugleich stärksten von unsern Leuten wählen kann. Wenn es Zeit ist, werde ich sie schon bestimmen. Bis dahin Geduld — und das Schweigen des Bundes.“

Alle legten den Zeigefinger auf den Mund und die flache linke Hand, wie ein Messer, an den Hals.

„Der Verräther stirbt ohne Gnade durch die Raben!“ sagte der Hauptmann ernst und feierlich.

Nach einer Pause fuhr er fort: „Jetzt etwas Anderes; — es ist eine reiche französische Gräfin in St. Louis angekommen, die eine große, ihr zugefallene Erbschaft in Guadaloupe zu Gelde gemacht hat, jetzt einige entfernte Verwandte in St. Louis besucht und dann nach Europa zurückkehren will. Sie ist uns als ein reicher Fang bezeichnet worden, ich habe das Geschäft auf mich genommen; Mike und John! ich rechne auf Euch! Sobald die Sache

reif ist, schicke ich Euch die Losung. — Wie steht's auf Böttchers Farm, ist der Sohn zurück?"

„Nein," sagte Mike, „man hat nichts mehr von ihm gehört, aber die Tochter ist aus der Stadt zurückgekommen, sonst ist Alles stille und ruhig, wie sonst."

„Wir müssen Jemanden auf der Farm haben," sagte der Hauptmann, „es gilt etwas herauszubringen, was gewisse Leute sehr zu interessiren scheint. Was es ist, weiß ich selbst noch nicht. — Aber die Frage ist: wen schicken wir hin; — Eure Gesichter würden hier in der Gegend schnell verdächtig werden, und ich habe andere Dinge zu thun."

„Ja! ich wüßte in diesem Augenblicke Niemanden," fiel Mike ein, „der bei der Hand wäre. Unsere besten Bursche sind in New-Orleans."

„Nun, ich hoffe in St. Louis schon Jemanden zu finden," sagte der Hauptmann, — „der Boss wird schon Rath schaffen."

„Ja wohl!" sagte Jim lachend, „der weiß für Alles Rath, er ist ein Teufelskerl, aber so sehr ich ihn bewundere, so habe ich doch auch höllische Angst vor ihm."

„Hm! bist wohl nicht ganz rein auf dem Gewissen," meinte der Hauptmann, „einem treuen Raben hat er noch nie etwas gethan. Nun, Mike, wie stehts mit dem bewußten Diebstahl, hast Du etwas entdeckt, was auf die Spur der Thäter führen könnte?"

„Ich habe wohl etwas Wind," antwortete Mike, „aber die Sache kommt mir so unglaublich vor, daß ich erst gründlicher nachforschen will, ehe ich etwas sage."

In diesem Augenblicke hörte man einen gellenden Pfiff und gleich darauf das Gekrächze fliegender Raben. Rasch sprang der Hauptmann auf: „Das sind von unsern Leu-

ten!" rief er aus. „Seht nach und nehmt die Losung!" — Man hörte draußen einen Wagen heranrollen und an der Mühle halten, — der Pfiff und das Gekrächze wiederholten sich näher und lauter. John eilte die Treppe hinauf und rief bald von oben in das Gemach herab: „Die Luft ist rein, — die Raben fliegen!" Er stieg leuchtend herab und ihm folgten zwei Männer, die eine Leiche zu tragen schienen. Unten angekommen, legten sie ihre Last auf ein Bett, stiegen schweigend wieder hinauf und bald hörte man den Wagen fortrollen. — Der Hauptmann zündete einen Holzspan an der Lampe an und beleuchtete den auf dem Bette Liegenden:

„Big Bob!" rief er erstaunt aus, — „Teufel! wozu schickt uns der Boss den? — Gleichviel! es ist ein tüchtiger Bursche, wenn er auch kein Rabe ist, und wir können ihn brauchen. — Kam kein Schreiben mit?"

„Hier ist es!" sagte John und gab ihm einen versiegelten Brief.

Der Hauptmann untersuchte vorsichtig das Siegel, auf dem ein Rabe mit einem Dolche im Schnabel abgedrückt war, — dann erbrach er den Brief. Oben standen mehrere mystische Zeichen; — dann folgten die nachstehenden Worte:

„Gut zu pflegen, — er wird bis morgen 8 Uhr schlafen, — die Gabe war so berechnet. — Niemand als John in seine Nähe. — Er soll jetzt Rabe werden; — haltet Ihr ihn noch nicht reif, so verwendet ihn einstweilen in der bisherigen Art, aber nicht in der Stadt. Gruß den Raben!

Der Boss."

Nachdem der Hauptmann geendet hatte, sagte er zu Mike und John: „Tragt ihn hinauf in das obere Zimmer

— John! Dir ist er übergeben. — Vorläufig schweigst Du auf alle Fragen. Wenn ich von St. Louis wieder herkomme, werde ich mehr wissen."

Mike und John nahmen den in Todesbetäubung liegenden Bob und trugen ihn wieder die Treppe hinauf. Jim leuchtete.

Als sie zurückkamen, sagte der Hauptmann: „Und nun lebt wohl, Brüder! ich muß fort, ehe es Tag wird. Morgen soll ich in St. Louis bei zwei Versammlungen präsidiren und Abends gebe ich ein kleines Supper mit Spiel, — das, wie ich hoffe, auch etwas eintragen wird, es sind ein paar fette Vögel vom Lande da, die gerupft werden sollen."

„Du bist doch wahrhaftig zu beneiden," sagte Mike, „lebst immer auf großem Fuße, spielst den Feinen, den Gentleman, — während wir immer in den Spelunken herumliegen und die grobe Arbeit verrichten müssen."

„Beneide mich nicht, Mike," sagte der Hauptmann, „ich spiele alle Tage ein gewagtes Spiel und riskire in jeder Stunde aus aller meiner Herrlichkeit herausgerissen, in die Jail geschleppt und von da an einem schönen Morgen nach Dunkans Island expedirt zu werden. Ihr arbeitet im Verborgenen und seid sicherer. Gute Nacht." Er eilte, seinen Mantel umwerfend, die Treppe hinauf, John folgte ihm und bald hörte man die Hufschläge seines rasch ausgreifenden Pferdes nur noch aus weiter Ferne durch den Wald schallen.

Die Zurückgebliebenen streckten sich jetzt auf die Betten und entschliefen bald. John schloß oben alles, — dann setzte er sich in dem kleinen Zimmerchen neben dem Säge-raum an das Bett, auf dem Bob lag und beobachtete ihn. Der Tag brach eben an und warf das erste Dämmerlicht

in das bis jetzt unbeleuchtete Zimmer. — John zog Bob die Kleider aus, in denen er gebracht worden war und die voll Lehm und Erde waren, — er reinigte sie und hing sie dann an in der Wand befindliche Nägel. — Dann nahm er einen Schwamm und wusch das Gesicht des Liegenden ab. Als dies Alles beendet war, setzte er sich wieder an das Bett, von Zeit zu Zeit auf seine Uhr sehend.

Gegen acht Uhr Morgens fing Bob an unruhig zu werden, — er athmete rasch, warf sich einige Male hin und her und schlug endlich die Augen auf. — Er betrachtete John lange, schüttelte dann mit dem Kopfe und sagte: „Wo ist der Nigger?"

John deutete ihm durch Pantomime an, daß er taub sei und nicht hören könne.

Verdrießlich drehte sich Bob wieder gegen die Wand und murmelte: „Es war doch ein Nigger, der mich in das Landhaus schleppte, — wer ist denn der Taube?" — Nach einer Pause sagte er: „Ich muß lange geschlafen und viel geträumt haben, — der Kopf ist mir so wüst."

John stand jetzt auf und ging hinaus.

Bob richtete sich im Bette auf und sah sich um. — „Sonderbar!" sagte er, „das ist auch nicht dasselbe Zimmer, wo ich zum ersten Male erwachte, — wo bin ich denn? — Als ich von dem Kirchhofe in verrückter Angst wegstürzte, — wahrhaftig, wie ein thörichter Junge, den man mit dem Pelznickel erschreckt, — blieb ich auf dem Felde liegen, — dann schleppten sie mich in ein schönes Landhaus, da waren Nigger und ein Mann, der mir Medicin eingab. Dann schlief ich lange, — lange, — denn ich träumte so viel, und nun? — Beim Teufel! es ist um toll zu werden. Bin ich noch immer in seinen

Klauen? Fast scheint es so. — Also vorsichtig, Bob, wache über deine Zunge und halte selbst deine Gedanken im Zaume."

John trat ein und brachte ihm warme Milch und Brod; — Bob aß sie mit Heißgier, — dann gab er das Geschirr zurück und fragte: „Bei wem bin ich hier?"

John machte dieselbe Pantomime wie vorher.

„Tauber Hund!" brummte Bob und drehte sich wieder auf die andere Seite, seinen Gedanken nachhängend.

X.

Poch' ich? ruf' ich? — — Seid gegrüßt!
Wenn gastfreundlich auch noch heute
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.
Göthe.

Mr. Jeremiah Smartborn saß in seinem Arbeits-Kabinette und studirte ein dickes Heft Schriften durch; — von Zeit zu Zeit hielt er mit dem Lesen inne und schrieb dann einige Notizen nieder. Endlich hatte er seine Arbeit beendet und verschloß die Papiere in die Schublade seines Schreibtisches. — „Kein einziger Anhaltspunkt," murmelte er gedankenvoll vor sich hin, „kein einziger bestimmter Fingerzeig in allen den Papieren, — nichts was mich auf die richtige Spur leiten könnte. — Die Documente der alten Böttcher sind auch verschwunden, — wenigstens hat sie Big Bob nicht mehr gefunden. — Der Pater Provinzial will jetzt die ganze Geschichte aufgeben und

hat mich ersucht, keine ferneren Schritte mehr zu thun. — Nun, wenn er nicht will, so will ich; — ich unternehme die Sache auf meine eigene Rechnung. — — — — — Die Papiere der Alten hat Niemand als die Kleine, die Marie, — ha! ich muß sie in meine Gewalt bekommen, sie und die Documente." Eine teuflische Gluth leuchtete aus seinen kleinen Augen, — er sprang auf und machte einige Gänge durch das Zimmer, — dann blieb er stehen und sagte lebhaft: „Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber das Mädchen hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, — immer denke ich an sie, — sie muß mein sein. — Nun, ich hoffe, das soll nicht so schwer fallen!" setzte er höhnisch lächelnd hinzu. Er kehrte zu seinem Tisch zurück und schrieb emsig. — Nach einer Weile öffnete sich die Thüre und der getreue Asa Populorum schob sich herein. „Mein guter Herr Smartborn!" näselte er, „es ist ein Mann mit einem Briefe draußen, — ich wollte ihm den Brief abnehmen, aber er will ihn nur Ihnen selbst geben."

„So?" sagte Herr Smartborn, „nun, dann lassen Sie ihn eintreten."

Asa öffnete die Thüre und ein ältlicher, magerer Mann trat herein, er verbeugte sich ehrerbietig und überreichte schweigend einen Brief. Smartborn sah das Siegel an und öffnete ihn rasch. In dem Briefe stand nichts als die Worte: „Big Bob wird nie ein guter Rabe werden. Was soll mit ihm geschehen?"

Smartborn nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf: „Laßt ihn laufen, er entgeht uns nicht." Dann schloß er das Blatt in ein Couvert, versiegelte dies mit seinem Siegelringe und gab es dem Manne, der sich mit einer tiefen Verbeugung schweigend entfernte.

Nachdem er fort war, sagte Smartborn: „Mein guter

Asa! lassen Sie mir mein Pferd satteln, — ich will ein bischen ins Freie."

„Gleich, mein guter Herr Smartborn!" lispelte Asa und verschwand. Eine halbe Stunde später ritt Smartborn im scharfen Trabe auf der Gravois-Road in der Richtung gegen den Merramec hin. — — — — — —

„Frau! — Elise! — Marie! wo ist die Mutter?" rief Vater Böttcher lustig gegen seine Farm herantrabend schon von Weitem Marien zu, die unter der Porch saß.

„Mutter! Mutter! der Vater ist zurück!" rief Marie in's Haus.

Frau Böttcher und die Kinder eilten heraus und umringten den Vater, der vom Pferde sprang und seine Frau freudig umarmte: „Alte!" rief er in überquellender Herzensfreude, „weine nicht mehr, — ich bringe gute Nachricht. Unser Joseph lebt!"

Ein Freudenschrei erklang ringsum und Fritz, der das Pferd in den Stall führte, sprang lustig in die Höhe und schrie: „Bruder Joseph lebt! Jetzt kommt er auch bald!"

„Ich war auf der Post in Sappington," fuhr Böttcher fort, „und da war ein Brief, ein Brief von unserm Joseph. Kommt jetzt in's Haus, Ihr sollt Alles hören."

Die Mutter umarmte mit Freudenthränen ihren Mann, Marie sah selig verklärt d'rein und die Kinder tanzten und sprangen herum und schrien: „Bruder Joseph kommt, Bruder Joseph kommt!"

Böttcher legte Hut und Peitsche ab, machte sich's im Armstuhl bequem, die Frau setzte sich neben ihn, Marie kauerte auf einem Schemel zu seinen Füßen und die Kinder sahen über die Stuhllehne neugierig in den Brief, den der Vater nun hervorgezogen hatte und also vorlas:

„Hermann, den 30. Mai 1849.

Liebe Eltern!

Zürnt mir nicht, wegen des vielen Kummers, den ich Euch gemacht habe, — aber es war wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich wollte einem armen Menschen zu Hülfe eilen, der mißhandelt wurde, und mußte mich dann selbst vertheidigen, wobei ich einen Mann erschlug. — Glaubt mir, daß ich mir selbst bittere Vorwürfe darüber mache, und daß ich manche kummervolle Nacht deshalb durchwacht habe, — aber es ist nun einmal geschehen und nicht zu ändern. — Als das Unglück geschehen war, blieb mir nichts anderes übrig, als zu fliehen, wenn ich nicht mich und Euch ganz unglücklich machen wollte.

Freund Tom hat sich wie ein Bruder benommen und ist treu bei mir geblieben, obwohl er an der ganzen Geschichte unschuldig war. — Wir sind also fort, den Fluß hinab, und dann in's Land und haben viel ausgestanden auf unserm Wege. Vor zwei Tagen sind wir hier in Hermann angekommen, einem gar hübschen Orte, wo viele brave Menschen wohnen, und wo es Euch, liebe Eltern! gewiß sehr gefallen würde.

Tom hatte hier einen alten Bekannten, Adam Müller, einen Schmied, der uns sehr gut aufgenommen hat, — das ist doch noch ein Freund und Landsmann. — Lieber Vater! wenn Ihr den Adam Müller einmal sehen solltet, so nehmt ihn auf, wie einen Bruder, — denn er hat an uns auch so gehandelt. Tom erzählte ihm unsere ganze Geschichte und er sagte uns, wir sollten nur ganz ruhig sein, — er lese immer die Zeitung und es habe noch

nichts davon darin gestanden, — wir hätten also noch nichts zu befürchten. Jetzt sagten wir ihm unser Vorhaben. — Ich habe nämlich vergessen Euch zu melden, liebe Eltern! daß wir beschlossen, nach Californien zu gehen, was Ihr gewiß billigen werdet. Zurück können wir nicht, — denn Ihr könnt keine Bürgschaft stellen, wie Tom sagt, — und sie würden uns in's Gefängniß sperren. Also gehen wir lieber nach Californien, — verdienen dort etwas und wenn wir in ein paar Jahren zurückkommen, ist wohl Alles vergessen. — Nun also, liebe Eltern! denkt Euch, der Adam Müller hat uns nicht nur beherbergt und gut gepflegt, was uns nach dem Marsch durch die Wildniß sehr gut gethan hat, sondern er hat uns auch mit Kleidern und Schuhwerk ganz ausgerüstet, hat uns hundert Dollars geliehen, die wir ihm zurückbezahlen sollen, wenn wir mit Goldstaub zurückkommen. Dann hat er uns einen Brief an seinen Schwager in St. Joseph gegeben und morgen gehen wir selbst mit dem Dampfboote dorthin, wo wir uns an eine Compagnie anschließen und so die Reise über die Prairie machen werden. — Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Adam Müller selbst mitgegangen, aber seine Frau hat ihm erst vor vier Wochen ein kleines dickes Bäby geboren, — und da konnte er es doch nicht über das Herz bringen, Weib und Kind da zu lassen.

Morgen gehen wir also weiter, — der Tom freut sich wie ein Kind auf Californien, von dem er so viel in den Zeitungen gelesen hat; — mir ist das Herz recht schwer, daß ich mich so lange von Euch trennen muß, — aber es kann ja nicht anders

sein. — Ich schreibe Euch, sobald ich dort bin, und wie es mir geht, — hinkommen wollen wir schon, und sollten wir bei einer Compagnie als Ochsentreiber dienen, wie Tom sagt. — Schreibt aber auch Ihr mir, liebe Eltern, und adressirt Eure Briefe nach St. Francisko, poste restante, — ich werde dort schon nachfragen. Grüßt mir viele tausend Male die gute Großmutter, Schwester Marien, Bruder Fritz, das kleine Lottchen und den Nachbar Shaw. — Lebt wohl und bleibt gesund, — auch Tom trägt mir auf, Euch Alle zu grüßen und Euch zu sagen, er werde mich nicht verlassen und wir würden Beide ganz schwer mit Gold beladen zurückkommen. Lebt wohl, liebe Eltern! und segnet Euren Euch liebenden Sohn

Joseph Böttcher.

N. S. Puck, das treue Vieh, ist mit uns, er läßt vielmals grüßen und die Hand küssen."

Vater Böttcher hatte die letzten Worte mit zitternder Stimme gelesen, — eine Thräne perlte über seine Wange herab, — die Frau saß stillweinend da, — Marie aber sagte herzlich: „Weine nicht, Mutter! Joseph lebt und ist in Sicherheit — das ist die Hauptsache. Früher oder später wäre er doch in die Welt gegangen. Gewiß, er wird wieder froh und gesund zu uns zurückkehren."

„Der Himmel segne ihn auf seinen Wegen!" sagte Böttcher mit gefalteten Händen, — „er war stets ein ehrlicher Junge und ein guter Sohn, — es wird ihm gut gehen."

Frau Böttcher wischte sich die Thränen ab und sagte sanft lächelnd: „Ich bin nun auch ganz ruhig, lieber Mann, — lieber will ich ihn fern von uns wissen, als im

Gefängnisse. Wir wollen fleißig an ihn denken und für ihn beten."

„Wenn ich nur erfahren könnte," sagte Böttcher bedenklich, „was aus dem Müller geworden ist, den er niederschlug. Sie haben ihn nach der Stadt gebracht, wie ich höre, — aber ob er lebt oder gestorben ist, weiß Niemand. Die Mühle habe ich gefunden, aber es ist Niemand dorten, als ein alter tauber Arbeiter, von dem man keine Auskunft erhalten kann."

Die Familie ging erfreut und gestärkt an die häuslichen Geschäfte und Marie und die Mutter sprachen noch viel von Californien und der beschwerlichen Reise dahin, von der sie schon Manches gehört und gelesen hatten.

Es war nach und nach Abend geworden und Vater Böttcher war eben im Hofe beschäftigt die Arbeitsgeräthschaften aufzuräumen und Alles in Ordnung zu bringen, denn es war Sonnabend und morgen ein Ruhetag, als man Hufschläge hörte und bald darauf ein Reiter an der Farm hielt: „Guten Abend! mein guter Mister Böttcher!" sagte der Reiter freundlich.

„Ah! Herr Smartborn!" rief Böttcher erfreut, — wollen Sie nicht einen Augenblick eintreten?"

„Ich komme ja um Euch zu besuchen, meine guten Freunde," sagte Mr. Smartborn, vom Pferde springend und es in den Hof führend, „ich wollte nachsehen, wie es Euch geht, und ob ich Euch mit etwas behülflich sein kann."

Der herbeispringende Fritz führte das Pferd in den Stall, die Familie begrüßte den Gast und dieser sagte: „Ich hatte gerade ein Geschäft in der Gegend und da wollte ich denn doch nicht hier in der Nähe gewesen sein, ohne meine guten Freunde gesehen zu haben."

„Das freut uns sehr, Herr Smartborn," sagte Böttcher, ihm herzlich die Hand drückend, „recht sehr freut es uns. Schade nur, daß Sie so spät gekommen sind, — es wird schon dunkel!"

„Nicht doch," entgegnete Smartborn, — „desto besser, denke ich, — denn wenn es Euch keine Ungelegenheiten macht, so möchte ich Euch wohl um ein Nachtlager bitten, und bleibe dann morgen den ganzen Sonntag hier auf der Farm. — Wenn man so beständig in der Stadt und im Geschäfte ist, thut ein Tag auf dem Lande recht wohl."

„Ei, recht gerne, Herr Smartborn!" sagte Böttcher vergnügt, „bleiben Sie ein paar Tage da; — wir wollen Sie schon unterbringen, aber Sie müssen vorlieb nehmen."

„Ihr habt ja ein Dachstübchen oben," sagte Smartborn, „das kenne ich, — da habe ich früher schon manchmal geschlafen, — ist das leer?"

Marie erröthete und Böttcher sagte: „Meine Tochter schläft oben, — aber sie kann bei der Mutter schlafen und dann ist das Stübchen zu Ihrer Disposition, wenn es Ihnen nicht zu schlecht ist."

„Gewiß nicht, gewiß nicht, mein guter Böttcher," betheuerte Herr Smartborn, — „ich werde sehr gut oben schlafen, — ich werde an die schöne Bewohnerin denken," setzte er mit einem zärtlichen Blick auf Marien hinzu, „und ganz gewiß sehr angenehm träumen."

Marie erröthete noch mehr und schlug die Augen nieder. — Sie traten nun in's Haus, — Frau Elise und Marie machten sich an die Arbeit in der Küche und bald stand ein einfaches aber einladendes Abendbrot auf dem Tische. Herr Smartborn aß mit gutem Appetite, lobte die vortreffliche Bereitung der Speisen, ließ sich von Böttcher den Stand und Fortgang seiner Feldarbeiten

erklären, erzählte von dem großen Brande in St. Louis, ließ sich von Marien wieder die Geschichte ihres Aufenthaltes in der Stadt erzählen, und als er endlich spät in der Nacht in sein Stübchen hinaufgeführt worden war und die Familie nun auch ihr Lager suchte, — sagte Vater Böttcher: „Das ist ein braver Mann, so einfach, so gerade, und trotz seines vielen Geldes gar nicht stolz."

Marie schwieg, — aber ein ihr unerklärliches Gefühl des Widerwillens gegen diesen Mann entwickelte sich immer mehr in ihrem Herzen.

Alles schlief schon längst in Böttchers Hause, — der Mond trat nur von Zeit zu Zeit hinter den rasch dahin fliegenden Wolken hervor, als ein Mann langsam gegen die Farm herangeschritten kam. — An der Umzäunung blieb er stehen und murmelte: „Da wohnen sie, — wie es ihnen wohl geht; — hoffentlich gut, denn sie sind ja gar zu brave Leute. — Ach wenn sie mich aufnehmen wollten, das wäre mein größtes Glück. Ich will ja nur ein Plätzchen im Stalle, ein bischen Brot, — und die Möglichkeit, so unter ehrlichen Menschen auch ehrlich leben zu können. Ich will ihnen dienen und sie treu bewachen, wie ein Haushund. — Was ich an der alten Frau verbrochen habe, will ich so wieder gut machen. Gott gebe nur, daß sie mich nicht zurückweisen." Er setzte sich auf einen Hügel gegenüber der Farm, der helle Strahl des Mondes fiel auf sein bleiches abgemagertes Gesicht; — es war der arme Big Bob, — auf dem die Erinnerung an die schreckliche Nacht auf dem Friedhofe schwer lastete.

XI.

Oh nehmt mich auf, und jagt mich nicht von hinnen,
Die letzte Hoffnung hängt an diesem Haus,
Und kann ich dies Asyl mir nicht gewinnen,
Ist's mit dem Hoffen, mit dem Leben aus.

Müller.

„Sonntag" schöner, freundlicher Tag! Tag der Ruhe, Tag der Freude; — sei uns gegrüßt, — an deinen Namen knüpfen sich alle unsere heiteren und freundlichen Erinnerungen aus den goldenen Kinderjahren, — du bist der leuchtende Pharus unserer an Lernen so reichen, an Freuden so sparsamen Jugendjahre, — deutscher Sonntag sei uns gegrüßt. Wahrlich du gleichst nicht dem amerikanischen Sonntage der Puritaner, mit dem ewigen Kirchengelaufe und der auf diesen Tag concentrirten Frömmigkeit, von der man so matt und müde wird, daß man dann des Nachmittags sich auf einen Schaukelstuhl hinstreckt und die Beine auf das Fensterbrett legt, — als ob zur Abwechselung Sonntags die Füße ein Mal zum Fenster hinaus sehen sollten, und wo Freude und Lust, Liebe und Scherz und Musik und Gesang verpönt sind.

Nein! du bist viel schöner, deutscher Sonntag! und viel poetischer, besonders auf dem Lande, mit dem muntern Glockengebimmel und dem Gange von dem Wirthshaus in die Kirche und von der Kirche in's Wirthshaus, mit den kurzen Predigten und dem langen Tanze unter der Linde, mit den hübsch geputzten Mädchen und den verliebten Burschen, die nur alle sieben Tage ein Mal das Recht haben, zärtlich sein zu dürfen, — ach deutscher Sonntag! wenn du erst ein Mal in Amerika so ganz und gar und durch und durch heimisch wärest, dann sollten die

Kopfhängerei, das Muckerthum und die heilige Heuchelei bald das Feld räumen müssen und Vieles wäre besser.

Es war ein schöner heiterer Sonntagsmorgen, die Luft war klar und hell, die Sonne schien so goldig schimmernd, die Bäume waren so frisch grün, die Bäche rieselten so munter, als ob Feiertag in der ganzen Natur wäre und auch die Menschen sahen viel froher, viel zufriedener aus. — Böttchers waren schon Alle längst aus den Federn, — die Frau wusch und kämmte Fritz und Lottchen, — Marie flocht ihre langen blonden Haare in zierliche Zöpfe, Vater Böttcher hatte seinen Sonntagsrock an und rauchte seinen silberbeschlagenen Ulmerkopf draußen unter der Porch, — Mr. Smartborn aber kam jetzt auch herunter und fragte: „Nun, mein guter Böttcher, geht Ihr nicht bald zur Kirche?"

„Herr Smartborn!" entgegnete Böttcher, „ich und meine Familie gehen wenig in die Kirche, — wir halten unsern Gottesdienst zu Hause."

„So," fragte Herr Smartborn gedehnt, „Ihr geht nicht zur Kirche? — Ei! zu welcher Sekte gehört Ihr denn?"

„Zu gar keiner Sekte, Herr!" entgegnete Böttcher, „wir verehren Gott, indem wir die unendlichen Wunderwerke dieses Weltalls betrachten, wir verehren ihn im Genusse aller der Schönheiten in der großen Natur, — wir beten zu ihm, indem wir an ihn denken, und wir üben seine Religion, indem wir uns untereinander und alle andern Menschen herzlich lieben."

„Ah so!" sagte Herr Smartborn, „Ihr seid also auch ein Freigeist, mein guter Böttcher, — ich habe mir sagen lassen, drüben in Deutschland gäbe es sehr viele wie Ihr. Das ist schlimm, — sehr schlimm, — aber da in unserm

Lande Jeder nun ein Mal die Freiheit hat zu glauben, was er will, so läßt sich das nicht ändern. — Ich aber, mein guter Böttcher, bin anders erzogen und unterrichtet worden, — und Ihr mögt es nun eine Schwachheit nennen, — aber ich möchte um keinen Preis am Sonntage die Kirche versäumen."

„Das nenne ich keine Schwachheit, Herr Smartborn," sagte Böttcher ernst, „ich lasse Jedem seinen Glauben, — und verlange nur gleiches Recht."

„Da habt Ihr Recht," sagte Smartborn, das Gespräch abbrechend, — „aber wollt Ihr mir nicht mein Pferd satteln, damit ich zur nächsten Kirche reiten kann?"

Böttcher eilte in den Stall und eine Viertelstunde darauf trabte Herr Smartborn von dannen, nachdem er noch versprochen hatte, zu Mittag wieder zu kommen.

Er mochte ungefähr eine Stunde fort sein, als Big Bob aus den Bäumen hervor und gerade auf das Haus zukam. An dem Zaune blieb er stehen, grüßte Böttcher und fragte demüthig-schüchtern: „Herr! könnt Ihr keinen Arbeiter brauchen?"

„Mein lieber Freund," entgegnete Böttcher, an die Fence vorkommend, „das Brauchen wäre gar keine Frage, ich habe Arbeit vollauf, — aber ich bin nicht reich genug, um einen Arbeiter zu bezahlen."

„Wer sagt Euch denn, daß ich bezahlt sein will," fiel Bob rasch ein, „gebt mir ein Plätzchen zum Schlafen und etwas Trank und Speise und ich will tüchtig arbeiten, — Lohn verlange ich nicht."

„Nicht?" sagte Böttcher, und sah ihn lange prüfend an, — „entweder müßt Ihr sehr unglücklich sein, — oder Ihr führt etwas im Schilde. Habe ich doch noch nicht gehört, daß hier zu Land Jemand umsonst arbeite."

„Unglücklich?“ sagte Bob finster, „ja das bin ich, sehr unglücklich, — darum erbarmt Euch meiner und nehmt mich auf.“

„Nun, nun,“ sagte Böttcher, halb umgestimmt, — „ich muß doch erst mit meiner Frau reden, — kommt morgen wieder.“

Bob wandte sich traurig zum Gehen, — da trat Marie im Sonntagsstaate aus dem Hause, — Bob sah sich um, und als er den Liebling seiner Seele plötzlich in dem ganzen Glanze der Unschuld und Jugend wieder vor sich sah, da färbte hohe Röthe seine Wangen, — Thränen traten in seine Augen und seine Arme bittend ausstreckend, rief er mit aus dem Innern des Herzens kommenden Tönen: „Oh nehmt mich auf, Ihr thut, bei Gott, ein Werk der Barmherzigkeit.“

Marie erkannte ihn jetzt und rief freudig: „Ei, Bob! wie kommen Sie von St. Louis hieher?“

„Du kennst ihn?“ fragte Böttcher seine Tochter.

„Gewiß, Vater!“ entgegnete diese, „Herr Bob war uns ein hülfreicher Freund in Ziemers Hause und die alte Großmutter hatte ihn recht lieb gewonnen; sie sagte mir oft, er käme ihr vor, wie ein alter, lieber Bekannter, den sie schon vor langer Zeit gekannt haben müsse.“

Bob zitterte heftig, seine Brust hob sich keuchend, — Bilder und Erinnerungen der aufregendsten Art wogten an seinem inneren Auge vorüber, — er konnte nicht sprechen.

„Ah! wenn dem so ist,“ sagte Böttcher, „so tretet ein, Freund Bob! wen meine gute selige Mutter lieb gewann, das mußte ein guter Mensch sein. Eure Hand, Bob, — Ihr bleibt bei uns, so lange es Euch hier gefällt, — Ihr sollt mit uns leben und arbeiten, — und

wenn meine Arbeit gesegnet ist, so soll's auch an dem Lohne nicht fehlen."

Bob, in der gewaltsamsten Aufregung, konnte noch immer nicht sprechen, — er drückte Böttcher stumm die Hand, — dann nahm er Mariens Hand, drückte sie an seine Lippen und sagte kaum hörbar: „Sie sind ein Engel, Mamsell Marie, — seien Sie auch mein Schutzengel."

Frau Elise kam jetzt mit den Kindern heraus und Böttcher stellte ihr den neuen Hausgenossen vor, der von ihr, die wohl wußte, wie schwer ihr Mann arbeiten mußte und dabei doch nicht Alles beschicken konnte, — freudig begrüßt ward, — die Kinder sahen den wilden rauhen Mann wohl Anfangs scheu an, — aber als sich Fritz einmal das Herz genommen hatte, ihm den Stall zu zeigen, und Bob sich hinsetzte und ihm einen Stiel zu seiner kleinen Schaufel schnitzte und dann für Lottchen eine Schaukel machte und sie darauf hin und her schwang, da waren die Kinder bald vertraut mit dem Alten und gingen ihm nicht mehr von der Seite.

Bob machte sich sogleich so nützlich als möglich, zog Wasser aus dem Brunnen, fütterte die Thiere, half Frau Elisen in der Haushaltung, und als es Mittag wurde, kam es Allen vor, Bob sei schon lange im Hause gewesen und durchaus kein Fremder.

Das Essen war fertig, als Herr Smartborn zurückkam, — er ritt in den Hof und Bob trat herzu, um ihm sein Pferd abzunehmen. Smartborn sah Bob erstaunt und überrascht an, faßte sich aber schnell, gab ihm mit gleichgültiger Miene sein Pferd, — und als er mit dem Pferde fort war, fragte er Böttcher: „Wie kommt der Mann hierher?" —

„Es ist ein armer Teufel," sagte Böttcher gutmüthig,

„der kein Obdach und keine Heimath zu haben scheint, — er bat mich um Arbeit, — und so habe ich ihn auf- und angenommen, da ich Arbeit vollauf habe."

„Ihr seid ein wohlthätiger, menschenfreundlicher Mann, mein guter Böttcher," sagte Herr Smartborn mit Salbung, — „der liebe Himmel wird Euch das vergelten."

Bob kam jetzt zurück und Smartborn wendete sich gegen ihn und sagte ganz unbefangen: „Kommt Ihr gerade von St. Louis?"

Bob fuhr bei dem Klange seiner Stimme zusammen und sah ihn starr und sprachlos an.

„Ich frage Euch, ob Ihr von St. Louis kommt?" wiederholte Smartborn ruhig.

Bob schien mit einem Gedanken zu kämpfen, der ihn beirrte, — er sah Smartborn noch immer fest an und sagte endlich: „Nein Herr, ich habe St. Louis schon lange verlassen, — ich lag krank — hier auf dem Lande, — und suche nun Arbeit."

„Hm!" sagte Smartborn leicht hingeworfen, — „ich dachte vorhin, ich hätte Euch in St. Louis schon gesehen."

Bob schien sich jetzt an den Klang von Smartborns Stimme gewöhnt zu haben, — er ward sichtlich ruhiger und sagte: „Das ist wohl möglich, Herr, — ich arbeitete am Hafen beim Ausladen der Boote und da —"

„Richtig," fiel Smartborn ein, — „dort habe ich oft zu thun, — da kann es gewesen sein. Und Ihr wollt es jetzt auf dem Lande versuchen?"

„Ja Herr," sagte Bob, „ich werde alt, und die Stadt braucht jüngere Arme und rüstigere Leute."

„Ich denke, Ihr habt da eine gute Acquisition gemacht," sagte Smartborn, mit dem Farmer in's Haus tretend, — „der Mann ist noch rüstig, und wenn Ihr

ihn nicht zu theuer zu bezahlen braucht, kann er Euch gute Dienste thun." — Sie verschwanden im Hause.

Bob aber blieb nachsinnend im Hofe stehen und murmelte: „Der Klang der Stimme hat das Mark in meinen Gebeinen gefrieren gemacht. — Hätte ich ihn nicht vor mir gesehen, — ich hätte geschworen, es sei der Alte. Meine thörichte Angst vor ihm macht mich noch zum furchtsamen Kinde."

Frau Böttcher rief Bob zum Essen und Alles war um die reinlich gedeckte Tafel, mit den dampfenden Gerichten darauf, versammelt, als die Thüre aufging und noch ein Gast eintrat.

Es war der Nachbar Mr. Josuah Shaw, — als er Smartborn erblickte, schnitt er ein verzweifeltes Gesicht, — er faßte sich aber gleich, ging auf ihn zu und begrüßte ihn mit einem: „How do you do, Mr. Smartborn. Sehr erfreut, Euch hier zu sehen!" — Im Umwenden aber murmelte er: „Wollt' ich doch, daß du und Alle deines Gleichen verdammt wären." — Er begrüßte die Hausfrau und fuhr dann fort: „Schätz' wohl, Freund Böttcher, daß Ihr nicht errathet, warum ich komme. Aus keiner anderen Ursache, als um mich bei Euch zum Essen einzuladen. Denket Euch, mein Weib, die eine eiferige Methodistin ist, ist zu einer Camp-Meeting vier Meilen von hier gefahren und hat das Haus und die Küche schwarz gelassen. Ich gebe nichts um solchen Kram, — mag sie doch ihren Willen thun, — aber verhungern will ich deßwegen nicht. Seid also so gut und laßt mich mitessen."

Frau Böttcher legte sogleich ein Gedecke auf und Mr. Josuah Shaw langte so wacker zu, daß man nicht entscheiden konnte, ob seine Frau ihn erst heute oder schon seit drei Tagen ohne Speise und Trank gelassen hatte.

„Was giebt's Neues? Mr. Shaw?" fragte Herr Smartborn nach einer Pause.

„Hm! ich meine," sagte dieser, „es giebt viel Spitzbuben auf der Welt, — das ist aber nichts Neues. — Wenn Ihr's übrigens noch nicht wißt, so kann ich Euch doch etwas Neues sagen, — in St. Louis haben sie eine große Bande Falschmünzer aufgehoben."

„Wann? wo?" fragte Smartborn rasch.

„Gestern Abend!" sagte Mr. Shaw, „im nördlichen Theile der Stadt, bei Bremen."

„So," sagte Smartborn gleichgültig, „stand's in der Zeitung?"

„Ja, da stand's," meinte Josuah, „es waren fünf Kerle und sie machten falsche mexicanische Thaler."

Hm!" entgegnete Smartborn, „das verlohnt sich doch wahrlich nicht der Mühe."

„Und wer waren die Leute?" fragte Böttcher.

„Wer sie waren? Spitzbuben," entgegnete Josuah, — „Mitglieder der großen Bande, deren Glieder im ganzen Lande zu finden sind, — die hängen Euch Alle zusammen, wie die Kletten. Habt Ihr nie von dem Bunde der Spitzbuben gehört?"

„Nie noch!" sagte Smartborn ruhig.

„Nicht, — nun, die Geschichte kenn ich genau und kann sie Euch erzählen. Es ist höchst merkwürdig." — Er setzte sich in gehörige Positur und erzählte, wie folgt.

XII.

Drinnen gefangen ist Einer — — —
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht sitzen,
Denn er that uns Allen
Schon viel zu gefallen.

Göthe's Faust.

„Ich weiß nicht," hub Mr. Josuah an, „ob Ihr eine Notion davon habt, was unser Mississippithal vor ungefähr vierzig Jahren war. Damals fuhren nicht, wie jetzt, die Dampfboote schwer beladen hin und her, — es gab noch keine Städte an beiden Ufern, und wenn man einmal New-Orleans verlassen hatte, so fing die große Wildniß an, mit wilden Thieren aller Art und verdammt blutdürstigen Indianern. In dieser Wildniß, an beiden Ufern des Mississippi, gab es nur hie und da einzelne Settlements, ungefähr von der Art, wie Ihr noch heute Cahokia seht, bewohnt von kühnen, verwegenen Abenteurern, die, mit der Büchse auf dem Rücken und Pistolen im Gürtel, ihre Felder bebauten, — wenn es gerade ging, mit den Indianern allerhand sonderbaren Handel trieben, — oder zu andern Zeiten mit den Indianern Krieg führten und sie todtschlugen oder von ihnen todtgeschlagen wurden. Es war Euch eine schöne Zeit damals, — und Ihr konntet um eine Flasche Schnapps ein Stück Land kaufen, so groß, als ganz St. Louis. — Könnt wohl denken, daß damals nur der etwas galt, der ein rüstiger Kerl war, der seinem Mann stehen und mit seinem Riffle auf 800 Schritte einem Gegner seine Kugel durch den Kopf jagen konnte. War es nun aber schon am Lande gefährlich, so war es auf dem Flusse noch schlimmer, — Seeräuber und Bukaniers hausten überall, von Thomas Laffitte an, der

in der Bai von Barataria versteckt lag und auf die reichen Louisiana-Galioten lauerte, bis auf die Fluß-Piraten der Riviere des Lezards herauf. Auf allen großen Inseln, an den Mündungen der Nebenflüsse, — überall gab es Euch Räuber- und Diebsnester voll wilder, verwegener Gesellen, die sich aus einem Menschenleben nicht mehr machten, als aus einer Stecknadel, und bei denen Raub, Mord und Brand das tägliche Brod waren. Die Schiffe, die damals mit Stangen den Ufern entlang, den Fluß aufwärts gestemmt wurden, brauchten zu einer Reise wohl eben so viele Monate, als sie jetzt Tage brauchen, und Ihr könnt Euch einen Begriff von den damaligen Wasserreisen machen, wenn Ihr Euch die jetzige Fahrt eines Flatboots von St. Louis nach New-Orleans denkt. Es war wohl damals, wie jetzt, nicht so schwer, ein mit Pelzwerk und anderen Gegenständen schwer beladenes Schiff langsam den Mississippi hinabtreiben zu lassen, aber unten Waaren für den Indianer-Handel, Zucker, Kaffee und andere Dinge einzuladen, und dann das plumpe schwere Boot die 1400 Meilen von New-Orleans nach St. Louis blos mit langen Stangen, die auf dem Grunde eingestemmt wurden, wieder herauf zu schieben, das war, bei Gott! keine Kleinigkeit. — Könnt Euch also denken, daß die Bootsleute ein ganz besonderes, verwegenes Geschlecht waren, starke, feste Leute, wahre Riesen, mit einer unverwüstlichen Gesundheit, Jahraus, Jahrein, Tag und Nacht auf dem Wasser, — und wer einmal auf seinem Hute ihr Zeichen, die rothe Feder, tragen durfte, das war gewiß auch ein ganzer Kerl. Nun, Ihr Alle habt diese Leute nicht mehr gesehen, denn als Anno 1817 der erste Dampfer, der „General Pike", den Fluß herauf und bald andere Dampfboote nachfolgten, da zogen die

Bootsleute immer mehr gegen Norden, wo der Dampf noch nicht arbeitete, ihr Geschäft wurde immer schlechter, — viele gaben es auf, ihre Zahl wurde immer kleiner, — und endlich verschwanden sie ganz. — Mein Vater war noch Bootsmann, — und von ihm habe ich das Alles gehört, — aber wie gesagt, Ihr hier habt sie nicht mehr gesehen."

„Erlaubt," fiel Bob jetzt ein, der der Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört hatte, — „ich habe sie gesehen und gekannt und manche Reise mit den alten Bootsleuten des Mississippi gemacht."

„Ihr?" fragte Mr. Shaw und musterte den Sprecher, — „nun, 's ist möglich, Ihr seht alt und sonnenverbrannt genug dazu aus. Nun desto besser, — wenn Ihr sie kanntet, so könnt Ihr mir bezeugen, daß ich die reine Wahrheit spreche."

„Gewiß," sagte Bob, „und Eure Erzählung erinnert mich wieder lebhaft an meine jungen Jahre."

„Nun also," fuhr Mr. Josua fort, „Ihr begreift, daß so ein Boot, wenn es Nacht wurde und kein Vollmond am Himmel und im Kalender stand, irgendwo anlegen mußte, — natürlich am Ufer oder nicht weit davon. Das paßten denn die Räuber gewöhnlich ab, überfielen das Boot, ermordeten Alles, was an Bord war, und schleppten die reiche Ladung in ihre Schlupfwinkel. Den Ermordeten schnitten sie jedes Mal den Bauch auf und nahmen die Eingeweide heraus, ehe sie die Leichen in den Fluß versenkten, damit sie auf diese Art nicht mehr auf die Oberfläche kommen konnten. Genug, — es wurde Euch zuletzt so unsicher auf dem Flusse, daß kein Boot allein mehr die Reise wagen durfte, die Bootsleute schlossen sich zu einem Bunde an einander und so fuhren denn von da an,

immer nur 10 bis 12 Boote mit einander, — alle voll rüstiger Jungen, mit Riffles, Säbeln, Pistolen bewaffnet und fest entschlossen, den Räubern ihre Schiffe so theuer als möglich zu verkaufen. — Gut! das ging denn auch eine Zeitlang ganz prächtig, — aber die Räuber machten es nun ebenso, bildeten einen großen Spitzbuben-Bund und machten alle ihre Expeditionen gemeinschaftlich. — Ueberall hatten sie ihre Kundschafter mit schnellen Pferden, um den Bundesbrüdern Nachricht über die Zahl der Schiffe, den Reichthum der Ladung, die Stärke der Bemannung zu geben, — und wenn die Gelegenheit günstig und die Ladung werthvoll schien, dann versammelten sie sich bis einige hundert Mann stark, paßten der kleinen Flotte auf und es gab förmliche Schlachten, in denen bald die Räuber, bald die Bootsleute Sieger blieben! Nun, wie gesagt, — endlich kamen die Dampfschiffe, — überall entstanden Städte und Flecken, — und mit den Bootsleuten verschwanden auch die Flußräuber, auf die unsere Vereinigten Staaten-Truppen und Schiffe, die Gott dafür segnen möge, eine tüchtige Jagd gemacht hatten.

Ihr könnt Euch aber wohl denken, daß nicht alle Räuber gehängt worden waren, — sie lebten und waren da und dort im Lande, arbeiten mochten sie nicht, und so trieben sie denn das Geschäft zu Lande fort, stahlen Pferde, plünderten Farmen aus, oder verlockten Sclaven zum Fortlaufen aus einer Plantage und verkauften sie dann viele hundert Meilen davon auf einem Markte. Der Bund unter ihnen aber bestand fort, und Einer half dem Andern durch das ganze Land, wozu sie auch besondere Losungen und Erkennungszeichen hatten. Nun werdet Ihr begreifen, daß damals in unserm Westen noch nicht lauter so honnette Leute lebten, wie jetzt, — wer im Osten

gemordet, gestohlen oder gefälscht und sich dann aus dem Staube gemacht hatte, — betrügerische Bankerotiers, liederliche Burschе, verdorbene Lumpen, — Alles das flüchtete sich nach dem Mississippi und ich sage Euch, Ihr konntet damals die ehrlichen Leute an den Fingern abzählen, — wobei ich übrigens nicht behaupten will, daß es deren drinn im Lande nicht auch gab.

Aber an den Ufern und auf dem Flusse selbst war viel Gesindel — auf den Dampfbooten wimmelte es von den Gamblern, den falschen Spielern, die Einen rein ausplünderten und nichts als das Hemd ließen und die, wenn sich Jemand herausnahm, damit unzufrieden zu sein, auch noch Händel anfingen und ihn unter dem ersten besten Vorwande todtschlugen. Auch die Gambler hatten ihren Bund, erkannten sich wechselseitig an Zeichen und hielten alle fest zusammen. Je mehr das Land aber bevölkert wurde, je schlechtere Geschäfte machten die Räuber, sie wurden immer mehr verdrängt und vermischten sich endlich mit den Spielern. — Ihr mögt's nun glauben oder nicht, aber so bestehen sie heute noch. — Ich brauchte Euch nur die Geschichte von ihrem Bundeshauptmann John Murrel zu erzählen, der viele hundert Menschen ermordet und beraubt hatte, der endlich die Neger in allen Plantagen von Louisiana aufwiegeln, durch sie die Weißen ermorden lassen, und New-Orleans mit Gewalt nehmen wollte. — Denke übrigens, — Ihr werdet von ihm gehört haben, — denn er ist erst Anno 1833 entdeckt und in die Penitentiary geschickt worden, — ich hätte ihn hängen lassen, — aber es waren so viele respektable Personen in die Geschichte verwickelt, die Richter und die Geschworenen waren so eingeschüchtert worden, daß er mit lebenslänglichem Gefängniß davon kam.

Wie gesagt, — sie bekamen damals den Murrel, den ein gewisser Steward verrathen hatte, — und noch einige andere Häuptlinge und Diebshehler, aber der große Bund besteht noch immer. Ein gewöhnlicher Dieb oder Mörder, — der ist jetzt hier verloren, — die Zeitungen verbreiten sein Verbrechen, seine Personbeschreibung überall, — ein Stadt-Marschall flüstert dem andern durch den Telegraphen die Steckbriefe zu, und der Kerl wird früher oder später gefangen und gehangen; — aber mit einem, der zum Bunde gehört, ist das etwas ganz Anderes. Erstlich helfen die Brüder ihm überall durch, und wenn er z. B. in New-Orleans einen Raub oder Mord begangen hat, so ist er in Havanna oder in Canada in Sicherheit, ehe nur noch der Verhaftsbefehl gegen ihn ausgefertigt ist, und es sind Euch Fälle vorgekommen, wo er sogar in derselben Gegend Jahrelang sicher versteckt geblieben ist.

Wird aber einer vom Bunde zufällig doch erwischt, — etwa bei der That selbst, — da geht die Thätigkeit des Bundes erst recht an. Advokaten werden mit Geld geschmiert, daß sie den Kerl mit einem Habeas Corpus herauskriegen, Gefangenwärter werden bestochen, daß sie ihn entspringen lassen, — die Richter und Geschworenen werden mit Drohbriefen bombardirt, — und wenn der Gefangene etwa von einer Stadt in die andere transportirt werden soll, so sind sie im Stande und kommen Euch ein Fünfzig wohlbewaffnete Männer zu Pferde und fallen bei der Nacht die Postkutsche an und nehmen dem Scheriff seinen Gefangenen vor der Nase weg. Kurz, ich sage Euch, der Bund der Spitzbuben ist stark und mächtig, und wenn Ihr von Verbrechen hört, deren Thäter nicht entdeckt, oder von Spitzbuben, die nicht erwischt und be-

straft worden sind, so denkt Euch nur gleich, daß die Kerle zum Bunde gehört haben."

Mr. Josuah Shaw hatte seine lange Erzählung beendigt und schöpfte tief Athem, — dann schob er zur Labung eine tüchtige Portion Kautabak in den Mund und schaukelte sich auf seinem Stuhle hin und her, mit dem selbstzufriedenen Gesichte eines guten Erzählers, der die Wirkung seiner Erzählung auf den Gesichtern seiner Zuhörer abgespiegelt sieht.

„Euer Wort in Ehren!" sagte Mr. Smartborn, als Josuah geendet hatte, — „was Ihr von den alten Zeiten erzählt, mag wahr sein, aber daß der Bund jetzt noch fortbestehen soll, scheint mir rein unmöglich."

„Doch, — doch!" fiel Big Bob ein, — „ich glaube, daß Alles, was der Herr erzählt hat, sich so verhält."

„Ihr glaubt's?" sagte Smartborn, einen stechenden Blick auf ihn werfend, „hm! — glauben kann man Alles; — aber glauben ist nicht wissen."

„Vielleicht weiß ich's auch!" sagte Bob finster und trotzig.

„So? — dann, mein guter Mann," entgegnete Smartborn, — „wißt Ihr mehr, als wir alle, mehr als unsere Regierung in Washington, mehr als unsere Stadt-Verwaltungen und Polizeien in der ganzen Union. — Und wenn Ihr solche wichtige Sachen wißt, — dann wäre es ja Eure Schuldigkeit, daß Ihr die Anzeige machtet."

„Ich?" sagte Bob, — „wer sagt Euch denn, daß ich etwas weiß, was des Anzeigens werth wäre, — und wenn ich etwas wüßte, — wie sollte ein armer Teufel, wie ich, etwas beweisen können?"

„Das denke ich auch," meinte Josuah, — ich möchte meine Hand nicht da hineinstecken, — die Spitzbuben sind

heut zu Tage mächtiger und einflußreicher, als die ehrlichen Leute."

„Das ist aber doch schlimm," sagte Böttcher, der ganz nachdenklich geworden war, — „was soll denn aus dem Lande werden, wenn die schlechten Leute so die Oberhand haben."

„Nicht doch, Vater!" fiel Marie jetzt mit ihrer klaren, frommen Stimme ein, — „die guten Menschen haben von den Bösen nichts zu fürchten. — Mag das Verbrechen im Dunkeln sein Wesen treiben, endlich bereitet es sich doch selbst den Untergang, — und wenn der Böse vernichtet und zerschmettert im Staube liegt, dann erst steht die Tugend siegreich und glücklich da."

Herr Smartborn stand jetzt auf und entschuldigte seinen Aufbruch mit wichtigen Geschäften, die er am Montage habe und für die er heute Abend noch Vorbereitungen treffen müsse, — Bob sattelte sein Pferd, und nachdem er von der Familie Böttcher in seiner gewohnten süßfreundlichen Art Abschied genommen hatte, ritt Mr. Smartborn im scharfen Trabe der Stadt zu.

„Ich bin froh, daß er fort ist!" sagte Mr. Josuah, als er ihn aus den Augen verlor, — „ich kann diese honig-süße Wucherseele nicht leiden."

„Kennt Ihr ihn schon lange?" fragte Bob hastig.

„Das will ich meinen;" sagte Mr. Shaw, — „und seitdem ich ihn kenne, war er immer derselbe süße Schuft, wie jetzt."

Mr. Josuah nahm nun auch Abschied, um, wie er sagte, zu Hause nachzusehen, ob seine Frau mit ihrer Frömmigkeit endlich fertig geworden und heimgekommen sei, und die Familie Böttcher machte noch einen Abendspaziergang im Busche, bei dem die Kinder wie närrisch

herumsprangen, und Marie still sinnend dahin wandelte, — ihre Gedanken waren bei Karl — wo mochte er sein?

Bob aber stand nachsinnend im Hofe und sagte vor sich hin: „Ich bringe den Klang dieser Stimme nicht aus den Ohren, und doch kann er's nicht sein. — Gleichviel! — weg mit allen diesen Erinnerungen, — vergiß die Vergangenheit, Bob, — du hast jetzt endlich gefunden, was du so lange suchtest, — Gelegenheit, als ehrlicher Mensch leben zu können."

XIII.

Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden.

Schiller.

Unsere Leser erinnern sich wohl noch der Gräfin von St. Croix und ihres Erscheinens bei dem Obern der Jesuiten und es dürfte an der Zeit sein, uns zu erkundigen, was aus ihr geworden ist. — Die Gräfin von St. Croix, eine geborene Pariserin, hatte ihre Eltern früh verloren und war von den Damen du sacre coeur erzogen worden. Das feurige Gemüth des lebhaften Mädchens hatte unter der Leitung der bigotten, ja oft exaltirten Nonnen jener Gemeinschaft schon frühzeitig jene mystisch-phantastische religiöse Richtung erhalten, die wir bei so vielen Französinnen der neuesten Zeit finden und die in Verbindung mit ihrem heißen, sinnlichen Temperamente sie zu den sonderbarsten Wesen der Welt macht. — Heute liebeglühend in den Armen eines schönen Mannes, nur ihm gehörend, ganz in ihm verschmolzen, — und morgen reuevoll im

Beichtstuhle die Verirrungen der letzten Nacht bekennend und den ganzen Tag büßend auf den kalten Marmorstufen des Hochaltars knieend, — heute glühend von Liebe und Champagner sich in einer Orgie bis zum Wahnsinn exaltirend, morgen im Betstuhle zerfließend in Thränen bei den seelenerschütternden Tönen eines Stabat Mater von Pergolese, — heute im Theater, morgen in der Kirche, heute Bachantin, morgen Heilige, — das war die Gräfin von St. Croix, das ist der Typus so mancher Französin der neuesten Zeit. — Als sie 18 Jahre alt war, sollte sie Nonne im Kloster du sacre coeur werden, — ihre Erziehung und die langjährige Gewohnheit des Klosterlebens machten ihr diesen Schritt wünschenswerth, aber ihr sinnliches Temperament behielt die Oberhand, und als der entscheidende Moment gekommen war, erklärte sie mit größerer Festigkeit, als man ihr zugetraut hatte, sie wolle nicht Nonne werden. Ihr Vormund, ein alter Voltairianer, unterstützte sie in diesem Entschlusse und die heilige Gemeinschaft sah, nachdem sie alle Mittel der Ueberredung an Cäcilien vergebens verschwendet hatte, endlich ein, sie müsse die Hoffnung auf die fette Beute aufgeben. — Die Oberin des Klosters du sacre coeur holte sich, wie gewöhnlich in schwierigen Fällen, Rath bei ihren Beschützern, den Jesuiten in der Rue des Postes, und dieser lautete dahin, Cäcilien ihren Willen zu lassen, aber ihr einen Mann und dann zugleich einen Beichtvater zu geben, unter deren Leitung sie dem Orden auch außer dem Kloster nützen könne. — Dieser Plan ward ausgeführt und durch eine Reihe von Kunstgriffen, die hier zu erzählen zu weitläufig wäre, wurde dem unerfahrenen Mädchen eine Verbindung mit dem Grafen von St. Croix aufgeschwatzt, einem hübschen jungen Mann, der eine stür-

mische Jugend durchgemacht, sein väterliches Erbtheil vergeudet hatte und so nach und nach ein blindes Werkzeug des Ordens geworden war. Die Jesuiten versprachen ihm die Hand der reichen Erbin unter der Bedingung, daß er einen Theil der großen Mitgift dem Orden verschreibe und nebst seiner Gemahlin treue Werkzeuge für die Pläne des Ordens sein sollten. Der Graf von St. Croix ging blindlings auf jede Bedingung ein, der Handel wurde abgeschlossen und Cäcilie trat als Gräfin von St. Croix aus dem Kloster in die lockende und verführerische Pariser Welt. In dem Strudel der Vergnügungen und Lockungen, die jene Weltstadt bietet, entwickelten sich in der jungen, schönen Gräfin bald alle jene schlummernden Anlagen, zu denen die Kloster-Erziehung und ihr sinnliches Temperament den Grund gelegt hatten, und Cäcilie ward bald zu den „galanten Damen" gezählt, zu jenen Frauen, deren größter Stolz darin besteht, eine Menge von jungen, schönen und liebenswürdigen Männern an ihren Triumphwagen zu fesseln.

Bald jedoch mischte sich die Leidenschaft zur Koketterie, Cäcilie verwickelte sich in ernste Liebesabenteuer, die endlich zur Folge hatten, daß ihr Mann wegen eines Stadtgespräches, dessen Heldin sie war, in Händel verwickelt wurde, die ein Duell zur Folge hatten. — Der Graf von St. Croix ward in diesem Duell erschossen und die Gräfin ward Wittwe. Anstand und Schicklichkeit geboten, daß Cäcilie nach einem, solches Aufsehen erregenden Vorgange für einige Zeit aus der Pariser Welt verschwinde und der geschäftigen Klatschsucht auf diese Art Zeit lasse, die ärgerliche Geschichte zu vergessen.

Zufällig war gerade eine reiche Tante Cäciliens in Guadeloupe auf den französischen Besitzungen in Westindien

gestorben und hatte sie zur Universal-Erbin eingesetzt. Mit dem Vorsatze, ihre Freiheit nun endlich zu genießen, mit den besten Empfehlungen von den frommen Vätern Jesu versehen, trat die Gräfin, nur von einem alten Kammerdiener ihres Mannes und einem Mädchen begleitet, die Reise an, verkaufte in Guadeloupe die Plantagen der Tante und ging nun nach St. Louis, wo die Tante ebenfalls bedeutenden Grundbesitz hatte.

Sie hatte sich sechs Monate auf Guadeloupe aufgehalten und in dieser Zeit eben so viele Liebschaften angeknüpft und auch wieder abgebrochen, und fand nun St. Louis mit seiner mehr auf Geschäfte, als auf Vergnügen denkenden Männerwelt höchst langweilig im Vergleiche zu den feurigen und galanten Creolen, die sie verlassen hatte. Fest entschlossen, so bald als möglich nach Frankreich zurückzukehren, mußte die schöne Sünderin sich doch resigniren, so lange in St. Louis zu bleiben, bis ihre ziemlich verwickelten Erbschafts-Angelegenheiten geordnet waren.

Sie hatte von einer französischen Familie, die auf ein Jahr nach Europa gereis't war, deren ganzes Haus mit Mobiliar und Einrichtung gemiethet und lebte nun hier, sehnlichst den Tag herbeiwünschend, der ihr erlauben würde, dem für sie langweiligen Amerika wieder Lebewohl für immer zu sagen. Allein die Erledigung ihrer Geschäfte zog sich in die Länge und die Gräfin wäre verzweifelt, wenn ihr nicht das Schicksal eine angenehme Bekanntschaft in der Person eines halben Landsmannes zugeführt hätte. Es war dies Herr Louis Beaujour, — von französischer Abstammung, eigentlich bei New-Orleans ansässig, aber jetzt zu seinem Vergnügen auf einer Reise im Mississippi-Thale begriffen, wie sie von ihm erfahren hatte.

Ein Zufall hatte ihn mit der Gräfin im Theater be-

kannt gemacht, — er hatte diese Bekanntschaft zu einer dauernden gemacht, — und war es nun, weil Beaujour der einzige Mann war, der ihr hier die Cour machte, oder war er wirklich so liebenswürdig und einnehmend, — genug, diesesmal schienen Cäciliens flüchtige Liebschaften sich zu einer wahren Leidenschaft umgewandelt zu haben. Von Tag zu Tag ward das Verhältniß inniger und die Gräfin machte sich schon nach und nach mit dem Gedanken vertraut, einst nur als bürgerliche Madame Beaujour wieder in Paris zu erscheinen, ein Herabsteigen, das nach der Februar-Revolution übrigens nicht mehr so viel Erschreckendes hatte, als früher.

Es war ein heißer, schwüler Nachmittag und die Jalousien des Boudoirs der Gräfin waren fest verschlossen, — zahlreiche Blumentöpfe und Bouquets in Vasen verbreiteten ein wollüstiges Aroma in dem kleinen, aber elegant möblirten Zimmer, das in einer Nische mit schweren rothseidenen Vorhängen das einladende Bett der Gräfin barg. Im Boudoir selbst war eine schwellende Ottomane von braunem Sammet, über der ein wunderliebliches Madonnen-Bild hing, vor dem in einer silbernen Lampe parfümirtes Oel brannte, — der Ottomane gegenüber war ein Christusbild und vor diesem ein Betschemel mit braunem Sammet gepolstert, — während einige weiche Armstühle und ein Tischchen mit Büchern, Albums u. s. w. das Mobiliar des Zimmers vervollständigten.

Cäcilie saß im reizenden Negligé auf der Ottomane, das dunkelbraune Lockenköpfchen in die kleine, weiße Hand gestützt und schien in tiefe Gedanken versunken. — Endlich sprang sie auf, eilte in den Salon, der die Aussicht auf die Gasse bot und blickte unverwandt auf das Gärtchen neben dem gegenüberliegenden Hause. — Fanny, ihr

Mädchen, trat jetzt leise ein, und lächelte schelmisch, als sie die Gebieterin am Fenster sah.

„Sind die Frau Gräfin zu Hause, wenn Besuch kommen sollte?" fragte die schlaue Soubrette.

„Ah, du bist's, Fanny?" sagte Cäcilie, sich erröthend umwendend, — „wenn Herr von Beaujour kommt, bin ich zu Hause, auch für meinen Geschäftsfreund, aber —"

„Aber für den Pater Hyacinth?" fragte lächelnd Fanny.

„Heute nicht! Fanny. Der Pater langweilt mich. Ach welch ein himmelweiter Unterschied zwischen ihm und unserm galanten Abbé in Paris."

„Das habe ich auch schon bemerkt, Frau Gräfin," warf Fanny ein, — „dagegen aber läßt Herr von Beaujour doch nichts zu wünschen übrig, — sollte ich denken?"

„Wie du willst," meinte die Gräfin, „es ist französisches Blut in ihm, aber er ist doch kein Pariser. So galant, so zärtlich, so liebenswürdig er auch oft ist, so hat er doch auch manchmal etwas Rohes, etwas Wildes, das mich erschrecken macht. Bei allem dem ist er ein schöner Mann."

„Weil er der Einzige ist, den Sie kennen, Frau Gräfin," sagte Fanny, „Sie kennen ja unser französisches Sprichwort: Unter den Blinden ist der Einäugige König. — Und die Männer sind hier alle so langweilig, so ungalant, daß Herr von Beaujour leichtes Spiel hat. — Nein! da lobe ich mir mein schönes Frankreich und meine liebenswürdigen Landsleute."

„Weißt Du nicht," fragte die Gräfin plötzlich, „wer der junge Mann ist, der da gegenüber im Gärtchen immer unter dem Baume sitzt?"

„Der?" sagte Fanny an's Fenster tretend, — „das ist ein junger Maler, der bei den Leuten da drüben sehr

lange schwer krank lag, und seit einigen Tagen erst wieder auf ist."

„Ein interessanter, junger Mann," sagte Cäcilie hinüberblickend, „erkundige Dich doch auf gute Art näher nach ihm, was er für ein Landsmann ist, — was er hier treibt, — Du verstehst mich schon."

„Gewiß," sagte die Zofe schelmisch lächelnd, „die Frau Gräfin interessiren sich für ihn, — und das ist genug."

„Thörin!" schmollte Cäcilie, „der arme junge Mann sieht so leidend aus; — nichts als Mitleid, — Menschenliebe —"

„Ja, ja," sagte Fanny, die sich aus guten Ursachen manche Freiheiten herausnahm, „aber nehmen Sie sich in Acht, Frau Gräfin, aus dem Mitleid wird leicht Mitgefühl und aus diesem — — Liebe."

Die Hausglocke ertönte, Fanny flog hinaus und die Gräfin eilte in ihr Boudoir zurück; — rasche Schritte tönten die Treppe herauf und fast gleichzeitig mit der anmeldenden Fanny trat Mr. Louis Beaujour ins Zimmer.

„Meine reizende Cäcilie," sagte der Eingetretene, der Gräfin feurig die schöne Hand küssend, „entschuldigen Sie mich, daß ich so spät komme, — aber die fatalen Geschäfte! — Eine Geschäfts-Conferenz jagt die andere, dazu die Meetings, die conventionellen Visiten, Diners und Soupers, denen man nicht ausweichen kann, — wahrhaftig, ich mache mir oft selbst bittere Vorwürfe, daß ich, der trockenen Geschäfte halber, die Schönste der Frauen so unverantwortlich vernachlässigen muß." Er warf sich neben Cäcilien auf die Ottomane und schloß seine Arme um ihre schlanke Taille. Cäcilie strich mit den feinen weißen Fingerchen durch sein langes schwarzes Haar und

sagte: „Aber nun sind Sie da, Louis, und ich hoffe, Sie gehören nun mein für den Rest des Tages?"

„Des Tages, — ja! Cäcilie," entgegnete Beaujour, „aber heute Abend muß ich Sie leider wieder verlassen, — ich bin zu einem Souper eingeladen, bei dem ein wichtiges Geschäft abgemacht werden soll und von dem ich nicht wegbleiben kann."

„Ein ungalantes Land, Euer Amerika," schmollte die Gräfin, „Eure ewigen Männer-Soupers, während die Damen sich zu Hause langweilen. Wenn wir einmal in Frankreich sind, Louis, werden Sie sich das abgewöhnen müssen, — dort haben in dieser Hinsicht die Frauen gleiche Rechte, wie die Männer."

„Ach! wie sehnlichst wünsche ich diesen Augenblick herbei, schöne Cäcilie!" seufzte Beaujour, „den Tag, wo Ihre Angelegenheiten geordnet sind und ich Sie nach Frankreich zurückbegleiten kann, dem Lande meiner Väter, das ich leider nie gesehen habe."

„Nun, Louis, freuen Sie sich," sagte Cäcilie, „dieser Augenblick ist näher, als wir glaubten. Mein Geschäftsfreund hat mir heute geschrieben, daß die Angelegenheit in einigen Tagen erledigt sein wird, daß er bereits einen guten Käufer hat, und so hindert uns dann nichts mehr, glücklich zu sein."

„O theuere Cäcilie," rief Beaujour, den rosigen Mund der Gräfin mit Küssen bedeckend, „bin ich es nicht jetzt schon!"

Aber die Gräfin riß sich plötzlich aus seinen Armen und rief: „Hören Sie denn nicht, Louis, — die Glocke, — es wird auf der Cathedrale zum Ave Maria geläutet." — Sie warf sich im Betschemel auf die Knie und ließ eifrig betend einen eleganten Rosenkranz von Gold

und Elfenbein durch die zierlichen Finger laufen. Beaujour faltete ebenfalls die Hände und machte ein möglichst frommes Gesicht, aber ein feiner spöttischer Zug um den Mund zeigte deutlich, wie wenig Ernst es ihm damit war.

Cäcilie hatte jetzt geendet und flog rasch aufspringend an seinen Hals mit den Worten: „Sie sollen nichts dabei verloren haben, Louis!“ Sie küßte ihn feurig und hörte fast nicht, daß leise an die Thüre geklopft wurde. — Als das Klopfen etwas lauter ward, warf sie sich auf die Ottomane, Beaujour nahm einen Stuhl und auf das laute „Herein!“ der Gräfin trat Fanny ins Zimmer.

„Ihr Geschäftsfreund ist da, Frau Gräfin,“ — sagte Fanny, ein verstohlenes Lächeln kaum verbergend, „er wünscht dringend mit Ihnen zu sprechen.“

„Laß ihn kommen,“ — antwortete die Gräfin, — „Verzeihung, Louis! wenn ich Ihnen noch einige Minuten stehlen muß, die eigentlich Ihnen gehören sollten.“

Fanny war hinausgeeilt und in wenigen Augenblicken trat Mr. Jeremiah Smartborn mit einem Päckchen Papiere ins Zimmer. Es war Abend geworden und das Zimmer durch die geschlossenen Jalousien fast ganz dunkel, Fanny, die mit Smartborn eintrat, brachte zwei Armleuchter mit Lichtern. Bei dem Scheine der Wachskerzen fiel Smartborns erster Blick auf Beaujour und eine leichte Röthe überflog seine bleichen Wangen. — „Ah mein werther Herr Smartborn,“ sagte Cäcilie mit Grazie, „welche gute Nachricht führt Sie zu mir? — Doch die Herren kennen sich noch nicht, wie es scheint. Herr Louis Beaujour, ein Freund des Hauses, — Herr Smartborn, mein würdiger Geschäftsfreund, dem ich schon viele Gefälligkeiten zu verdanken habe.“

„Ich denke, Sir," sagte Smartborn höflich, „ich habe schon einmal das Vergnügen gehabt —"

„Gewiß, Herr Smartborn!" sagte Beaujour, ihm die Hand drückend, „bei der letzten Eisenbahn-Versammlung."

„Sehr erfreut, unsere flüchtige Bekanntschaft zu erneuern."

„Aber nun, lieber Herr Smartborn," fiel Cäcilie ein, „schnell! ich bin neugierig und ungeduldig, wie alle Frauen, was bringt Sie so spät noch hierher?"

„Eine gute Nachricht, Frau Gräfin," sagte Smartborn, — „die Court hat Ihre Angelegenheit entschieden, — Alles ist in Ordnung, — und ich bedarf nur Ihrer Unterschrift auf diesen Papieren, um den Verkauf nach Ihrem Wunsche zu bewerkstelligen." Er überreichte Cäcilien die Papiere, die sie schnell durchsah und mit dem Rufe: „Fanny! Licht auf meinen Sekretair!" damit, von Fanny gefolgt, in ein anderes Zimmer eilte.

Kaum hatte sie die Thüre hinter sich geschlossen, als Beaujour aufsprang, zu Smartborn trat und leise und hastig diesem zulispelte: „Also wirklich Alles in Ordnung?"

„Alles!" antwortete dieser eben so.

„Wann bekommt sie das Geld ausbezahlt?"

„In vier Tagen!"

„Desto besser, — die Geschichte langweilt mich schon."

„Sie wird ein Ende nehmen, — ist Alles vorbereitet?"

„Alles. — Still, sie kommt."

Diese kurzen Reden wurden zwischen den Beiden leise und schnell gewechselt, und als Cäcilie mit den Papieren zurückkam, hörte sie Smartborn laut zu Beaujour sagen: „Das müssen Sie morgen ja nicht versäumen, — alle

Welt wird am Prairiehause sein, — Gipsy läuft gegen den Pony Autokrat, — zwei herrliche Renner." — „Ich weiß nicht," antwortete Beaujour ebenfalls in gleichgültigem Conversationston, „ob ich hinaus kommen kann, — ich muß auf acht Tage nach Milwaukee und die Vorbereitungen zu der Reise dürften mir den ganzen Tag nehmen." Smartborn empfing jetzt von Cäcilien die unterzeichneten Papiere und empfahl sich bald, mit dem Versprechen, Alles auf das Schleunigste in Ordnung zu bringen.

„Wie, Sie wollen verreisen, Louis?" fragte jetzt Cäcilie, als Smartborn fort war.

„Ich muß, theuere Cäcilie," — entgegnete dieser, „ich habe oben noch Geldsummen zu erheben und Sie begreifen, daß ich so schnell als möglich auch meine Angelegenheiten zu ordnen wünsche, um unsere Reise nach Frankreich auch nicht einen Augenblick zu verzögern."

„Böser Mann!" schmollte Cäcilie, „nie gehören Sie mein, — ach Louis! wann wirst Du endlich ganz bei mir bleiben können?"

„Bald," süße Cäcilie!" sagte er lebhaft und verschloß ihr den Mund mit Küssen. „Ich habe bis 11 Uhr Zeit, — das Souper beginnt nicht früher; diese Stunden gehören Dir, Cäcilie, gehören der Liebe." —

Er schloß das schöne Weib an seine Brust, ihre Lippen berührten fiebrisch glühend die seinigen, ihre Pulse tobten, — er zog sie auf die weiche Ottomane, — Cäciliens zerschmelzender Blick fiel jetzt auf das Madonnenbild, — sie entriß sich den Armen des Glühenden, sprang auf die Ottomane, zog einen rothseidenen Vorhang vor das Bild, schlug ein Kreuz und sprang dann mit dem Rufe: „Nun ganz Dein!" in seine Arme; — „Cäcilie!" flüsterte liebeglühend der schöne Mann, — feurige Küsse

rauschten durch das stille Gemach — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Wachskerzen waren tief herabgebrannt und es war fast Mitternacht, als Beaujour die liebetrunkene Cäcilie verließ.

XIV.

Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drängt's so innig zu genießen
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen.
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?
Göthe.

Es dürfte wohl an der Zeit sein, wieder einmal zu Mariens Verlobten, zu unserm jungen Freunde Karl zurückzukehren, und uns um sein ferneres Schicksal zu bekümmern. — Nach jener Schreckensbotschaft, die der gute Meister Kneipe ihm gebracht hatte, hatte ihn ein hitziges Fieber befallen, — Wochenlang lag er bewußtlos oder wild phantasirend da, und der alte würdige Doctor, der ihn behandelte, hatte nur noch wenig Hoffnung, ihn zu retten. Allein sein gesunder, durch keine Ausschweifungen zerrütteter Körper, seine jugendliche Kraft siegten endlich doch über die zerstörende Gewalt der Krankheit und Karl kehrte allmälig wieder vom Rande des Grabes zum Leben zurück. Der wackere Meister Kneipe that, trotz alles Brummens und Keifens seiner Frau, was er nur konnte und seine Tochter, Karoline, pflegte den kranken Jüngling mit schwesterlicher Liebe. Endlich konnte Karl wieder das Bett verlassen und bedurfte, nach des Arztes Ausspruch, nur noch der Pflege und Erholung. — Aber sein Körper

nur war genesen, — seine Seele war krank und leidend; — er zweifelte nicht mehr an Mariens Tode und beweinte das theure Mädchen. Als er wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt war, mußte Meister Kneipe ihm Alles noch ein Mal erzählen und die ganze Größe seines Verlustes lastete mit schwerem Trübsinn auf dem armen Karl.

Auf Karls dringendes Bitten ging Kneipe nochmals nach dem Hause des Herrn Licks, — aber er brachte keine besseren Nachrichten. Die Wittwe Licks hatte Haus und Wirthschaft verkauft und war nach New-Orleans gezogen, — der Hausknecht Thomas war nach Illinois auf eine Farm gegangen und die Nachbarn wußten nichts weiter, als was Kneipe schon damals erfahren hatte, nämlich, daß alle Bewohner des Hauses ausgestorben wären. Karls Koffer und sonstige Effecten fanden sich bei einem Friedensrichter deponirt vor und Meister Kneipe ließ selbe nach Hause schaffen. — Diese Nachrichten, die Karl die Gewißheit von Mariens und der Großmutter Tod gaben, verzögerten seine gänzliche Wiederherstellung noch mehr, — seine Kraft kehrte nur langsam wieder und sein sehnlichster Wunsch, bald stark genug zu sein, um Mariens Eltern auf dem Lande aufzusuchen, war noch in weite Ferne gerückt.

Es war ein schöner, heißer Sommertag, Karl hatte zum ersten Male einen kleinen Spaziergang in den nächsten Straßen gemacht und saß nun ausruhend unter dem alten schattigen Akazienbaume in dem Gärtchen an Kneipes Hause, — als Karoline, ihr Gebetbuch in der Hand, aus der Kirche nach Hause kam. — Sie legte ihre Bonnette ab und setzte sich zu Karl.

„Nun? ist Ihnen heute recht wohl, Herr Karl?" fragte sie mit liebevoller Sorgfalt.

„Recht gut, liebe Karoline!“ antwortete er, „ich fühle mich gesund und wohl, wenn auch noch etwas schwach, — und ich hoffe, Ihnen bald nicht mehr zur Last fallen zu müssen.“

„Aber wer sagt Ihnen denn,“ fiel Karoline ein, „daß Sie uns zur Last sind. Und wenn Sie uns verlassen, — wo wollen Sie denn hin?“

„Die Eltern meiner armen Marie noch ein Mal sehen,“ — antwortete Karl schmerzlich, „mit ihnen weinen und dann fortziehen in die weite Welt, bis ich irgendwo mein stilles Grab finde.“

Zwei heiße Thränen rollten über seine Wangen, — auch Karoline weinte.

„Sie weinen, Karoline?“ fragte er.

„Ach, Herr Karl,“ sagte das arme Mädchen, „ich weiß, wie es ist, wenn man verliert, was Einem lieb und theuer ist auf der Welt.“

„So hat Ihr armes junges Herz auch schon einen solchen Schlag erlitten,“ fragte Karl, „Sie haben Ihren Geliebten, Ihren Verlobten verloren?“

„Er war keines von Beiden,“ seufzte Karoline, — „aber ich wußte, daß er mich liebte, obwohl er mir es nie gesagt hatte. Armer Tom! er ist elend umgekommen.“ Ein Wort gab das andere und Karoline erzählte dem mit Theilnahme zuhörenden Karl ihre stumme Bekanntschaft mit Tom und dessen frühen Tod.

Fanny erschien jetzt vor dem Hause gegenüber, trat auf die Straße, — als ob sie auf Jemanden warte, — und kam endlich an die Umzäunung des Gartens.

„Um Vergebung,“ sagte sie, sich zu Karolinen wendend, „können Sie mir nicht sagen, wo hier ein guter Maler

wohnt. Meine Gebieterin hat eine Bestellung zu machen und ich weiß nicht, an wen ich mich wenden soll."

„Ich bin Maler, mein Kind," entgegnete Karl, „aber ich weiß nicht, ob nach der langen Krankheit, die ich durchgemacht habe, ich schon im Stande sein dürfte, zu arbeiten, — sonst würde ich die Bestellung herzlich gerne annehmen."

„Ei, das ist ja allerliebst!" sagte Fanny, „das will ich gleich meiner Dame sagen," und sie flog zurück in's Haus.

„Sehen Sie, wie gut das kommt," bemerkte Karoline, „kaum sind Sie gesund, so bietet sich Ihnen auch schon eine günstige Gelegenheit dar. Die Dame da gegenüber scheint sehr reich zu sein, und ich wette, wenn Sie die Arbeit übernehmen, verdienen Sie auf ein Mal mehr, als Sie durch Ihre Krankheit versäumt haben."

„Und was soll mir nun das Geld?" seufzte Karl, „ich brauche nichts mehr."

Fanny kehrte jetzt zurück und bat im Namen ihrer Gebieterin, Karl möge sich zu dieser hinüber bemühen. Auf Karolinens Zureden folgte er Fanny. Diese führte ihn in den Salon und bat ihn, nur einen Augenblick zu warten; — Karls Künstlerblick überflog indessen prüfend die schönen Gemälde und Kupferstiche an den Wänden des Zimmers. — Nach einer kleinen Pause öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers und die Gräfin v. St. Croix trat in den Salon. Karl erhob sich ehrerbietig bei dem Anblicke der schönen Frau, deren Reize durch eine geschmackvolle Toilette noch unendlich gehoben wurden. — „Verzeihung, mein Herr!" sagte sie mit ihrer süßen Flötenstimme, „Verzeihung, daß ich Sie zu mir bemühte, — aber ich bin fremd in diesem Lande, wie Sie es wohl auch sind, — und dann bin ich auch ein bischen Künst-

lerin, wie Sie Künstler sind, — und Sie wissen wohl, Reisende und Künstler dürfen wohl zu Zeiten die gewöhnlichen Etiketteformen bei Seite setzen."

Karls Auge hing unverwandt an der reizenden Gestalt, die diese Worte sprach, — er erröthete und stammelte verwirrt: „Und womit kann ich Ihnen gefällig sein?"

„Ich würde Sie bitten," fuhr Cäcilie fort, — „wenn es Ihr Gesundheitszustand erlaubt, mir eine Copie von meinem Portraite zu machen. Ich habe diese Copie einer theuern Freundin auf Guadeloupe bestimmt, und möchte sie ihr schicken, ehe ich Amerika verlasse. Wollen Sie so gütig sein?"

Ihr schönes, schwarzes Auge ruhte wohlgefällig auf dem schlanken, erröthenden Jüngling, der vor ihr stand, seine Verwirrung und den Eindruck, den die verführerische Gestalt auf ihn gemacht hatte, vergebens zu bekämpfen suchte und endlich zitternd sagte: „Ich will es versuchen."

„Das ist galant von Ihnen," sagte Cäcilie, „kommen Sie, ich will Ihnen das Portrait zeigen." — Sie öffnete die Thüre des Nebenzimmers und lud ihn ein, ihr zu folgen.

In dem elegant möblirten Zimmer, das sie jetzt betraten, hing Cäciliens Bild, von einem der ersten Pariser Künstler gemalt. Der Maler hatte seiner Phantasie freien Lauf gelassen und die schöne Frau im reizenden Negligee, mit nur leicht verhüllender griechischer Drappirung gemalt, — die vollen schwellenden Formen wurden durch dieses ideale Costüm nur noch mehr gehoben und Karl stand wie betäubt und geblendet zwischen dem Bilde und dem Original.

„Nun sollen Sie aber auch meine Studien sehen," sagte die Gräfin, die seine stets steigende Verwirrung

nicht zu bemerken schien, „und mir freimüthig Ihr Urtheil sagen, ob meine schwachen, künstlerischen Versuche mir auch das Recht geben, an Sie als Künstler-Kollegen zu appelliren. Setzen Sie sich doch."

Sie lud ihn ein, neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen und schlug ein Portefeuille auf, das auf dem Tische lag. Es enthielt Zeichnungen, Skizzen und Aquarelle von Cäciliens Hand, — sie erklärte ihm die Gegenden Frankreichs, die sie gezeichnet hatte, war entzückt, als er die meisten aus seinen Kunstwanderungen kannte, und Karl, der sich hier auf bekanntem Gebiete fühlte, verlor nach und nach seine Befangenheit und ließ seinem Künstlersinn freien Lauf. Das Gespräch wurde lebhaft, — Cäcilie wußte es mit Grazie und Anmuth in Spannung zu erhalten und Karl, der, seitdem er Europa verlassen, in einer der Kunst fremden Sphäre gelebt hatte, fühlte sich bald unendlich wohl und heimisch. — Jetzt blätterte Cäcilie eben eine hübsche Skizze von dem reizenden Thale von Montmorency um, als sie erröthete, rasch das folgende Blatt aus dem Portefeuille zog und es unter die schon gesehenen Blätter schieben wollte.

„Was verbergen Sie da? Frau Gräfin!" sagte Karl heiter, — „ich muß alles sehen, Sie haben mein Urtheil verlangt und so darf ich wohl darauf bestehen."

Cäcilie weigerte sich lachend, er ward dringender, — endlich ließ sie das Blatt wie zufällig auf die Erde gleiten, — er und sie bückten sich rasch, um es aufzuheben, und in dieser gleichzeitigen Bewegung streiften seine Lippen die weiche volle Schulter Cäciliens. — Glühendes Feuer flog zuckend durch seine Adern, — sein Herz schlug hörbar, — er hatte das Bild ergriffen und hob es empor.

Cäcilie machte noch einen Versuch es ihm zu entreißen,

— dann aber sprang sie auf, hielt die kleinen, weißen Hände vor das glühende Gesicht und rief: „Oh ich bitte Sie, sehen Sie es nicht an."

Aber er hatte es bereits angesehen und saß sprachlos da. — Das Blatt war eine Aquarell-Zeichnung und stellte ihn selbst vor, wie er schwach und leidend nach seiner Krankheit täglich unter dem Akazienbaume saß. — Cäcilie trat jetzt zu ihm und sagte mit ihrer weichen Flötenstimme: „Was werden Sie jetzt von mir denken?"

„Daß Sie ein Engel sind!" rief Karl, seiner nicht mehr mächtig, — „und eine wahre Künstlerin!" setzte er sich fassend hinzu.

„Ich danke für das doppelte Compliment," — sagte Cäcilie schelmisch lächelnd, — „es zeigt mir, daß Sie mir meine Freiheit wenigstens nicht übel nehmen. — Was wollen Sie! Man wirft uns Französinnen vor, daß wir leicht vergeßlich sind, — da sind wir denn wohl gezwungen, Alles, was uns interessirt, gleich in unserm Album festzuhalten. — Und nun, lieber Freund," sagte sie mit einer Vertraulichkeit, als ob sie schon lange Jahre bekannt wären, — „nun lehnen Sie hoffentlich meine Arbeit nicht ab und fangen schon morgen an."

Karl verbeugte sich schweigend, — er konnte nicht antworten.

„Aber noch eines," — fuhr Cäcilie fort, — „ich kenne nun zwar den Mann, aber nicht den Künstler. Sie müssen mir nun auch Ihre Arbeiten zeigen. Bringen Sie mir doch Ihr Portefeuille, wir wollen es zusammen durchsehen und ich will Sie unbarmherzig kritisiren."

„Ich stehe ganz zu Befehl, Frau Gräfin!" sagte Karl, sie mit verlangenden Blicken betrachtend.

„Nun denn, so erwarte ich Sie heute Abend," bat

schmeichelnd die reizende Verführerin, — „ich sehne mich nach einigen Stunden künstlerischen Gespräches. Ach! wenn Sie wüßten, wie ich mich in diesem prosaischen Lande langweile, — Sie würden mir meine Bitte schon aus Mitleid mit einer armen Frau nicht abschlagen."

Der arme, junge Mann, geblendet von dem Liebreize der Zauberin, betäubt von dem entzückenden Eindrucke, versprach es und schied von der Gräfin mit glühenden Wangen, mit verwirrten Sinnen und stürmisch aufgeregtem Gemüthe. — Als er fort war, — drehte sich Cäcilie pirouettirend auf einem Fuße, klatschte in die kleinen Hände und rief lachend: „Er ist mein!"

XV.

Schön wie Engel voll Wallhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmlisch mild sein Blick, wie Maiensonne,
Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.
Schiller.

„Und ich sage Dir, Frau," schrie Meister Tobias Kneipe lebhaft und mit dem Hammer den Tact dazu schlagend, — „ich sage Dir, ich bin Herr in meinem Hause, und der Herr Pfarrer hat mir darin nichts zu befehlen."

„Und ich sage Dir, Tobias!" — schrie Frau Kneipe zornglühend, — „ich bin Frau im Hause, bin als Mutter für das Seelenheil meiner Tochter verantwortlich und will sie nicht länger mehr mit einem Ketzer, einem Protestanten unter einem Dache lassen. So lange man nicht wußte, wer er war, konnte das hingehen, — jetzt aber, wo wir

wissen, daß er Protestant ist, wo er selbst alle Bemühungen des hochwürdigen Herrn Pfarrers, ihn in den Schooß der alleinseligmachenden römischen Kirche zurückzuführen, verstockt zurückgewiesen hat, — jetzt darf er nicht länger mehr unser Haus durch seine ketzerische Gegenwart entweihen, — sonst würden wir Alle, wie der Herr Pfarrer sagt, seine Frevel und Sünden theilen und unseres ewigen Seelenheiles verlustig gehen."

„Unsinn! Unsinn!" brummte Meister Kneipe, — „es klingt, wie Bibelspruch und ist doch Unsinn. Wie, ich sollte einem armen jungen Manne, der kaum von seiner schweren Krankheit genesen ist, die Thüre weisen, — weil er ein anderes Glaubensbekenntniß hat. Das hat unser Heiland gewiß nicht gewollt."

„Aber der Herr Pfarrer sagt es," schrie Frau Kneipe noch heftiger, „und der Herr Pfarrer ist ein studirter Herr und muß besser wissen was Gottes Wort und Wille ist, als wir einfältigen Leute. Genug, ich will jetzt ein Mal meinen Kopf durchsetzen und wenn Du ein schläfriger, gleichgültiger Mann und Vater bist, so will ich eine wachsame Mutter sein und Dich und unser Kind retten. Der junge Mensch muß aus dem Hause und Karoline muß in's Kloster."

„Frau!!!" schrie Meister Kneipe jetzt noch wüthender, „bringe mich nicht auf's Aeußerste. — Du warst ein gutes braves Weib und eine liebende Mutter bis zu dem Tage, wo der Herr Pfarrer zu uns in's Haus gekommen ist, Dir den Kopf verrückt hat und Du nun Tag und Nacht in der Kirche liegst. — Nimm Dich in Acht, Lise, ich bin ein guter, nachgiebiger Mann, ich habe des lieben Hausfriedens halber schon oft Fünfe gerade sein lassen, — aber meine Line wird keine Klosterfrau und wenn Du

und der Herr Pfarrer sich auf den Kopf stellen. Und damit Punktum." — Meister Kneipe warf sein Schurzfell hin, zog seinen Ueberrock an und ging ärgerlich in's Bierhaus, — Frau Kneipe aber sah ihm spöttisch nach und sagte: „Schrei Du, so viel Du willst, es geschieht doch, der Herr Pfarrer ist zehn Mal klüger als Du."

In diesem Augenblicke trat Karl, in der lebhaftesten Aufregung von der schönen Gräfin zurückkehrend, in's Zimmer. „Ah! gut, daß Sie kommen, Musje Karl!" fuhr ihm Frau Kneipe entgegen, „ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen. Sie wissen, daß wir an Ihnen gethan haben, was die Christenpflicht geboten hat, — wir sind sogar darüber hinausgegangen, da Sie nicht unseres Glaubens sind, — aber jetzt sind Sie gesund und ich denke, Sie werden selbst einsehen, daß es Zeit wäre, wenn Sie sich nach einer anderen Unterkunft umsehen wollten."

Karl, plötzlich herausgerissen aus seinem Liebesrausche, sah die Frau staunend an, — dann besann er sich und sagte nach einer Pause: „In der That, meine liebe Frau Kneipe, ich bin Ihnen lange genug zur Last gefallen, — und wenn Sie mir jetzt auch die Thüre weisen, so bin ich Ihnen darum doch nicht minder dankbar. Morgen verlasse ich Ihr Haus; — sind Sie nun zufrieden?"

Frau Kneipe schlug die Augen zu Boden, — das einfache, ruhige Wesen Karls hatte sie geschlagen, sie schämte sich. — „Nun so war es nicht gemeint," stotterte sie, „von »Thüre weisen« und von »morgen schon« war ja keine Rede. Ich meinte nur —"

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte eine tiefe Stimme und der Herr Pfarrer, ein ziemlich beleibter Herr mit rothen Backen und glänzendem Antlitze trat in's Zimmer.

„Ach, seine Hochwürden!“ sagte Frau Kneipe erfreut und küßte dem geistlichen Herrn die Hand, Karl aber verbeugte sich kurz und eilte in's Freie. — Er lief an den Ufern des Flusses auf und ab und kämpfte mit den widerstrebendsten Gedanken: „Und warum sollte ich nicht dem Zuge meines Herzens folgen,“ rief er mit sich selbst sprechend, „warum sollte ich ein Wesen fliehen, das mir so liebevoll und freundlich entgegen kommt. Jetzt, wo ich Alles verloren habe, was mich noch an die Welt fesselte, — wo Glaubenshaß mich aus dem letzten freundlichen Asyle stößt, in dem ich mich wohl und heimisch fühlte, jetzt bedarf ich des Trostes der Kunst, der Stimme eines edlen, geistig verwandten Wesens. — Ich wollte sie fliehen, — nie mehr sehen, — wie thöricht! — Weil sie mit der ihrer Nation eigenthümlichen Freiheit mir offen und ungezwungen entgegen kam, — weil sie mich als Kunstgenossen und nicht als armen, jungen Menschen empfing, beschuldige ich sie der Gefallsucht, der Koketterie. Nein! sie ist ein Engel, und ich bin ihrer Güte nicht würdig.“ — Die Sonne ging bereits unter, als Karl noch immer nachdenkend am Ufer auf- und abwandelte.

Es war fast schon dunkel geworden, als Karl nach Hause eilte, sein Skizzenbuch hervorsuchte und damit den Weg nach dem gegenüberliegenden Hause der Gräfin nahm. — Fanny hatte eben Herrn Smartborn hinabgeleuchtet, der da gewesen war, der Gräfin den abgeschlossenen Verkauf ihrer Grundstücke gemeldet und ihr den erlösten Betrag, 20,000 Dollar in Gold, übergeben hatte, als Karl gegen das Haus kam. Fanny lachte ihm schelmisch entgegen und führte ihn mit den Worten: „Meine Dame erwartet Sie schon,“ hinauf. Karl trat in den beleuchteten Salon und Fanny bat ihn, Platz zu nehmen und sich

ein Wenig zu gedulden, dann ging sie, um Cäcilien Karls Erscheinen zu melden. Diese legte eben die Goldrollen in eine elegante Reiseschatulle, die auf dem Tische im Boudoir stand, und sagte lächelnd: „Führe ihn in fünf Minuten herein.“ Cäcilie war im reizenden Negligee, das ihre Schönheit mehr enthüllte, als verbarg, — ihr schönes dunkles Lockenhaar, nicht durch den Kamm zusammengehalten, fiel fesselos in natürlichen Locken auf den blendend weißen Nacken herab, sie warf sich auf die Ottomane und erwartete in einer malerisch studirten Lage Karls Eintritt. — Die fünf Minuten waren indessen verflossen, — Fanny trat in den Salon und bat Karl zu ihrer Gebieterin zu kommen, die zwar etwas unwohl sei, aber sich doch freuen werde, ihn zu sehen.

Fanny öffnete die Thüre des Boudoirs, Karl trat ein und die schlaue Zofe verschwand. — Geblendet von der reizenden Erscheinung Cäciliens, die durch die Beleuchtung noch unendlich gehoben wurde, stand Karl sprachlos da. Cäcilie schien seine Verlegenheit nicht zu bemerken: „Verzeihung, lieber Freund, daß ich Ihnen nicht entgegenkomme, um Sie zu empfangen,“ sagte sie, „aber ich leide an Migraine, und es ist ein wahres Glück für eine Kranke, daß Sie so gütig waren, Ihr Versprechen zu halten.“ — Karl, dessen Verwirrung immer mehr stieg, näherte sich jetzt und stammelte einige Worte der Höflichkeit und des Beileids.

„Setzen Sie sich zu mir,“ sagte Cäcilie und rückte die kleinen Füßchen in blauen Atlaspantoffeln zurück, damit er Platz auf der Ottomane habe, „und nun lassen Sie mich Ihre Skizzen sehen. Ich habe so lange jedes Kunstgenusses entbehrt, daß ich mich wie ein Kind darauf freue.“

Karl setzte sich, — ein heißer Schauer durchrieselte seine Glieder, als er sich plötzlich der liebreizenden Sirene so nahe sah, — seine Pulse schlugen heftig, und nur mit Mühe konnte er so viele Fassung gewinnen, um sein Skizzenbuch aufzuschlagen und es Cäcilien vorzulegen, die, den Kopf auf die Hand gestützt, halb liegend die Zeichnungen besah.

Cäcilie durchblätterte die geistvollen Zeichnungen des jungen Malers mit großem Interesse, mit dem richtigen Blicke der Künstlerin und der angeborenen Lebhaftigkeit der Französin warf sie hie und da treffende Bemerkungen ein, das Gespräch wurde immer lebhafter und Karl, der nach und nach seine Befangenheit verlor und nur das kunstverwandte Talent vor sich sah, widersprach ihren Kunstansichten und Urtheilen in eben so geistreicher Weise, so daß sich bald eine aufgeregte und interessante Debatte zwischen beiden entspann.

„Ich möchte wetten," sagte Cäcilie, als sie eben eine Aquarell-Copie der herrlichen Himmelfahrt Mariens von Titian betrachtete, — „ich möchte wetten, daß Sie Protestant sind."

„Ich bin Protestant," sagte Karl freimüthig.

„Das habe ich Ihren Blättern längst angesehen," bemerkte Cäcilie, „und besonders da, wo Sie die Werke unserer katholischen großen Meister copirten. Jene Begeisterung, jene tiefe Glaubensfülle, das ekstasische Feuer, das uns aus den Bildern Raphaels, Guido Renis, Titians entgegenleuchtet, das unser ganzes Gemüth erfüllt und uns mit den Schauern und Ahnungen einer höheren Welt durchzittert, sie sind Euch protestantischen Malern gänzlich fremd. Ihr zeichnet richtig, Euer Colorit ist tadellos, — aber das himmlische Feuer des Glaubens

fehlt Euch. — Ich habe das Original dieser Himmelfahrt im Dogen-Palaste in Venedig oft stundenlang bewundert, — Sie haben die Zeichnung getreu wiedergegeben, aber der religiöse Geist des Bildes fehlt ganz. Glauben Sie mir, lieber Freund, um ein großer Maler zu sein, muß man Katholik sein."

Karl widersprach und es entspann sich bald eine religiöse Controverse, bei der sich Karl immer mehr erhitzte und zuletzt zum lebhaftesten Widerspruche hinreißen ließ.

„Sagen Sie, was Sie wollen," sagte Cäcilie endlich mit seelenvollem Ausdrucke, „Sie fühlen sich in Ihrem Innern doch trostlos und geistig arm in Ihrem Protestantismus, der sich in trauriger Oede und unerfreulicher Trockenheit gefällt und die Religion, diese Sache des Glaubens, zu einer grübelnden und zergliedernden Aufgabe der Vernunft machen will. Nein, lieber Ketzer, Sie sind auf dem Irrwege und ich will Sie bekehren. Sie haben Italien gesehen, haben seine Kirchen besucht, — war da mitten unter den herrlichsten Kunstschöpfungen der Baukunst, der Malerei und der Bildnerei, bei den herzerschütternden Tönen der Orgel, bei den Klängen der Messe von Palästrina, unter den mächtigen Eindrücken der Beleuchtung, der aufsteigenden Weihrauchsdüfte, mitten unter der frommen gläubigen Menge, war da Ihr Gemüth nicht höher, seliger empfänglich, religiöser gestimmt, als in Euren nackten, weißen Bethäusern mit der schwarzen Tafel und dem Pastor im bürgerlichen Oberrocke, — mit Euren plärrenden Choralgesängen und nüchternen Predigten? Nein, Karl, es ist nur eine hier und jenseits beglückende Religion und, glauben Sie mir, es ist die katholische."

Das schöne Weib hatte sich begeistert aufgerichtet und Karls Hand ergriffen, ihr schwarzes Auge blickte feurig

in das seinige, ihr warmer Athem streifte seine erröthenden Wangen, — er zitterte und war seiner Sinne fast nicht mächtig.

„Gräfin!“ sagte er stammelnd, „ja, ich gestehe es, — die Wunderwelt der katholischen Kirchen hat mich oft mächtig ergriffen, oft künstlerisch begeistert, — ich fühlte, welch' eine Beruhigung darin liegen müsse, so glauben zu können, — aber wenn ich die Kirche wieder verließ und hinaustrat in die einfache und doch ewig schöne Natur, war der Zauberrausch auch wieder verschwunden und ich konnte wieder prüfen und urtheilen.“

„Weil Ihnen kein Wesen zur Seite stand,“ fiel Cäcilie rasch ein, „das die Himmelsgaben des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung in Ihre dürstende Seele zu gießen wußte, — wäre ich bei Ihnen gewesen, Sie wären schon längst von dem Irrwege des Protestantismus zur wahren Kirche zurückgekehrt. — Wissen Sie denn, was Beten heißt, wissen Sie, welches selige, überschwängliche Gefühl in dem vollen vertrauenden, sich ganz hingebenden Ergusse des Gebetes eines Katholiken liegt? Kommen Sie, lieber Ketzer, ich will Sie beten lehren.“

Sie sprang rasch auf und zog Karl zum Betschemel, — er folgte ihr verwirrt und zitternd, die stille Nacht, die magische Beleuchtung, die beseligende Nähe der schönen Frau, die trauliche Einsamkeit des von Düften durchflossenen Boudoirs hatten einen betäubenden, berauschenden Eindruck auf ihn gemacht, — seine Sinne waren verwirrt, willenlos gab er sich der schönen Verführerin hin. Sie zog ihn sanft auf die Knie auf den Betschemel nieder und kniete neben ihn, — der enge Raum des Betschemels schloß Beide eng aneinander; Cäcilie faßte seine rechte Hand, und diese führend, ließ sie ihn das Zeichen des

Kreuzes auf Stirne, Mund und Brust machen, — dann bekreuzigte sie sich selbst, und den schönen Kopf zurückgeworfen, daß die dunkeln Haare über die weißen Schultern herabflossen, die Augen in seliger Entzückung empor gerichtet zu dem Gottesbilde, betete sie mit melodischer Stimme: „Oh großer, allmächtiger und allgegenwärtiger Gott! hilf mir durch deine unendliche Macht dieses arme verirrte Herz zurückführen zu Glaube, Liebe und Hoffnung! Erleuchte ihn mit deinem himmlischen Lichte, gieße den Balsam des Glaubens in seine Brust, laß ihn hoffen und lieben, daß er eingehen möge zur ewigen Seligkeit, zum unendlichen Glücke, zu den Himmelsfreuden der Reinen und Gläubigen. Höre mich, Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist! erleuchtet ihn, führt ihn, bekehrt ihn, daß ich ihn lieben kann, als Bruder und frommen Christen!"

Karl hing mit verschlingenden Blicken an dem Munde der begeisterten Beterin, — ihr Enthusiasmus theilte sich ihm mit, seine aufgeregte Phantasie siegte über die Vernunft. „Oh daß ich glauben, hoffen und lieben könnte, wie Sie!" rief er außer sich.

„Ich will Sie es lehren," sagte Cäcilie aufspringend, beugte sich über den Knieenden und küßte seine glühende Stirne: „Mit diesem Kusse weihe ich Dich zum Sohne der alleinseligmachenden Kirche, — an meiner Hand sollst Du zurückkehren in die Gemeinschaft der Gläubigen, sollst glücklich und selig sein in Glauben und Liebe!"

Elektrisches Feuer durchzuckte Karls Adern, seiner nicht mehr mächtig, zog der Knieende das schöne Weib an seine Brust, ihre Lippen schmolzen in einander.

„Karl!" stöhnte sie, „fühlst Du nun, was Liebe ist! Bist Du nun selig und zufrieden?"

Karl sprang auf: „Dein, Cäcilie," rief er, „Dein auf

ewig, — führe mich, leite mich, — ich gehöre Dein.“ — Da leuchtete das Auge Cäciliens in himmlischer Verklärung, sie schlang ihren vollen Arm um den blühenden Jüngling und flüsterte: „Morgen führe ich Dich zu unserm hochwürdigsten Bischofe, — er wird als guter Vater den verlorenen Sohn begrüßen und Dich liebevoll aufnehmen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche. Oh laß uns ihr danken für die Erleuchtung Deiner Seele, ihr, der gnadenreichen Mutter, der Gottesgebärerin!“ Sie zog ihn zu dem Madonnenbilde über der Ottomane und rief: „Oh heilige Jungfrau, himmlische Marie! bete für uns!“ —

Karl zuckte tief zusammen bei den Namen Marie, — eine Welt von Erinnerungen tauchte in seiner Seele auf, — aus dem Bilde schienen ihm bei der schwachen Beleuchtung der Lampe die theuern Züge seiner verstorbenen Marie warnend zuzuwinken, — seine Besinnung kehrte zurück, der Taumel der Sinnlichkeit verschwand, er erkannte den Abgrund, an dem er stand.

„Lassen Sie mich,“ rief er, sich heftig von dem schönen Weibe losreißend, lassen Sie mich! — Nein, nein! niemals! — Marie! Du hast mich gewarnt! Dank dir! — Leben Sie wohl, Gräfin! sagte er athemlos, — leben Sie wohl auf ewig!“ — Wie wahnsinnig stürzte er fort aus dem Boudoir, die Treppe hinab, — an der erschrockenen Fanny vorüber flog er zum Hause hinaus und stürmte plan- und richtungslos hinein in die finstere Nacht.

Cäcilie stand blaß und vernichtet da; endlich rief sie mit erschütternder Stimme: „Verschmäht! — von ihm, — zurückgestoßen? — Nein, nein! er wird, er muß zurückkehren!“ In einen Strom von Thränen ausbrechend, warf sie sich auf die Ottomane, — sie weinte lange, —

sie verfluchte Karl und rief ihn im nächsten Augenblicke zurück. Endlich kämpfte ihr schwacher Körper vergebens gegen die Gewalt der Aufregung, — Ermattung und Schlaf senkten sich auf die Gequälte herab, — die herabgebrannten Lichter verlöschten, — nur die Lampe vor dem Madonnenbilde verbreitete einen schwachen Schimmer im Gemache — Cäcilie entschlief. —

XVI.

Ich muß dich nun vor allen Dingen,
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.

Göthe.

Es war Abend und eines der belebtesten Kaffeehäuser von St. Louis war gedrängt voll von Gästen. Wenn Du aber von Kaffeehäusern sprechen hörst, geliebter Leser in Amerika! so denke ja nicht an ein europäisches, etwa an ein Pariser oder Wiener Kaffeehaus mit seinen zahlreichen Zeitungen, den kleinen einladenden Tischchen, den vielen Billards, den Domino-, Schach- und Whistpartien und vor Allem, dem herrlichen würzig duftenden Mokka-Getränke, das Dir auf die zierlichste Weise kredenzt wird. In einem amerikanischen Kaffeehause bekömmst Du Alles, lieber Leser! nur keinen Kaffee, dagegen aber eine zahllose Masse der allerwunderbarsten Getränke mit den absonderlichsten Namen, von der luxuriösen Ananas-Münz-Juleppe an durch die verschiedensten Varietäten der Cocktails, Slings, Brandys u. s. f. durch, bis zum ordinären Whisky-Grog herab. In einem amerikanischen Kaffeehause

siehst Du selten ein Billard, denn die aus puritanischen Rücksichten darauf gelegte Steuer ist sehr hoch, die Zahl der Zeitungen ist sehr beschränkt und die sitzenden Gäste sind ebenfalls nicht zahlreich, — da auch hier selbst die Eile des amerikanischen Lebens vorherrscht und fast Alles stehend an der Bar die verlangte Erfrischung hinabgießt. — Demungeachtet ist ein amerikanisches „Trinkhaus," oder wie die Deutschen es, gewohnheitshalber, nennen: „Kaffeehaus," höchst interessant und giebt Stoff zu den reichhaltigsten Betrachtungen über das öffentliche Leben des Amerikaners. Da aber Zweck und Aufgabe dieser Erzählung nicht eine ausführliche Sittenschilderung unseres so merkwürdigen Landes sind, so laß uns dieses Mal bloß die örtliche Ansicht eines amerikanischen Kaffeehauses berücksichtigen und zum Verlaufe unserer Geschichte zurückkehren.

Das Kaffeehaus im nördlichen Theile der Stadt war, wie gesagt, sehr belebt, — die Bar, hinter der drei bis vier dienstbeflissene Aufwärter mit bewundernswerther Geschicklichkeit fortwährend die verschiedenartigsten geforderten Getränke fabrizirten und kredenzten, war von Trinklustigen umlagert, und der Wirth mit vergnügtem Gesichte, in dem großen Saale herumeilend, schüttelte bald hier, bald da einem guten Bekannten oder einem alten Kunden die Hand und ließ sich in ein kurzes Gespräch über das gewöhnliche Thema des Wetters und der Politik ein.

Immer mehr Gäste kamen, aber der aufmerksame Beobachter hätte bemerken können, daß der Saal darum nicht voller ward, — denn Viele von ihnen verloren sich bald in das Hinterzimmer, — das noch einen Ausgang hatte und aus diesem in das Innere des Hauses. Ein scharfer Beobachter hätte auch bemerken können, daß

Manche von den Eintretenden dem Wirthe ein flüchtiges mysteriöses Zeichen machten, welches dieser eben so unbefangen mit einem andern Zeichen erwiederte, worauf die Eingetretenen gewöhnlich bald durch das Hinterzimmer verschwanden.

In einer Ecke des Saales saßen auf breiten Armstühlen nachlässig hingestreckt unsere alten Bekannten Jim und John, in der Kleidung schlichter Farmer und führten ein ziemlich lebhaftes Gespräch über den hohen Preis des Kornes und die daraus entspringende Unmöglichkeit, sich mit Vortheil auf das Mästen der Schweine verlegen zu können. — Nicht weit von ihnen saß ein anderer Mann in einem einfachen, bis oben zugeknöpften Ueberrocke, der des Guten bereits zu viel gethan zu haben schien, denn er hatte den Kopf auf die Stuhllehne gelegt und schien zu schlafen. — Wir sagen: er schien zu schlafen, — denn manchmal konnte man glauben, es sei nicht der Fall und der Mann habe diese Stellung nur erwählt, um so, unbeachtet von dem Gespräche Jims und Johns etwas erlauschen zu können. Andererseits aber war das Gespräch der Beiden ein so gewöhnliches, drehte sich lediglich um Landwirthschafts-Angelegenheiten und wurde so laut geführt, daß es durchaus nicht des vorsichtigen Belauschens werth schien.

Jetzt trat auch Mr. Louis Beaujour in das Kaffeehaus und machte dem Wirthe das bewußte Zeichen, das dieser mit besonderer Eile erwiederte, und dem Neueingetretenen, an die Bar eilend, den von ihm verlangten Ananas-Punsch selbst bereitete und mit auffallender Unterthänigkeit überreichte. — John und Jim hatten jetzt ausgetrunken und standen auf, — Jim blickte auf die große Standuhr hinter der Bar und sagte, sich Beaujour nähernd: „Um Verzeihung, Sir, die Uhr da zeigt 9 Uhr, — ich denke sie geht nicht

ganz richtig. Können Sie mir nicht genau die Stunde sagen?"

„Gerne!" antwortete Beaujour gleichgültig und zog seine elegante goldene Cylinder-Uhr heraus, — während der schlafende Mann den Kopf etwas emporhob und durch die halb geöffneten Augenlieder nach der Gruppe hinüber blinzelte.

„Da haben wir's," sagte Beaujour jetzt unbefangen, „meine Uhr ist stehen geblieben, ich kann Euch daher nicht dienen, und muß sie selbst richten." Er nahm den an der Kette hängenden Uhrschlüssel und drehte die Zeiger rasch auf ein Uhr. „Das wird wohl die Stunde sein an der Cathedrale."

Jim warf einen Blick auf das Zifferblatt und sagte dann ebenfalls gleichgültig: „Ich danke, Sir, bedaure Euch bemüht zu haben." Er zahlte nun an der Bar und verließ mit John das Kaffeehaus.

So wie sie fort waren, erhob sich der Mann, der bis jetzt geschlafen hatte und trat auf Beaujour zu. „Verzeihen Sie, Sir," sagte er leise, „sehen Sie einmal nach, ob Ihnen nichts gestohlen worden ist."

Beaujour durchsuchte seine Taschen und antwortete: „Nein, ich vermisse nichts."

„Nun, dann können Sie von Glück sagen, Sir," entgegnete der Mann, seinen Rock auf einen Augenblick aufknöpfend und den Stern eines Polizei-Officiers zeigend, — „die zwei Kerle sind ein Paar Kapital-Spitzbuben, oder ich müßte mich sehr täuschen."

„Mir kamen sie wie ein Paar ehrliche Farmer vor," meinte Beaujour und lud den freundlichen Warner ein, mit ihm ein Glas Punsch zu trinken, was dieser auch annahm. — „Nicht doch, Sir," sagte dieser, „es sind

Spitzbuben und haben etwas vor, ich beobachte sie schon seit zwei Tagen, — bin aber noch nicht klar geworden, was sie wollen. — Ihre Gesundheit, Sir!" schloß er, sein Glas erhebend.

„Die Ihrige, Sir!" erwiederte Beaujour und stieß mit ihm an.

Der Polizei-Officier verabschiedete sich mit der Erklärung, er müsse die Spur der beiden Galgenvögel weiter verfolgen, wozu Beaujour ihm das beste Glück wünschte und durch das Hinterzimmer verschwand. —

Der Polizei-Officier trat hinaus auf die Straße, — vor der Thüre stand ein Cab, dessen Kutscher auf dem Bocke zu schlafen schien. — „Jack," sagte der Polizei-Officier, „wo sind sie hin?" —

„Nördlich aufwärts den Broadway!" sagte dieser rasch, „steigt nur ein, — wir sind gleich wieder hinter ihnen."

Der Polizei-Officier sprang in den Wagen und dieser rollte rasch fort.

Beaujour trat aus dem Hinterzimmer in einen langen dunkeln Gang, an dessen Ende eine Treppe aufwärts führte. Er stieg hinauf, — auf dem ersten Stiegen-Absatze saß ein Mann und fragte ihn: „Wen suchen Sie, Sir?"

„Ein Raben-Nest," sagte Beaujour leise und machte ein Zeichen.

Der Mann erhob sich ehrerbietig und ließ Beaujour passiren, der höher hinaufstieg und oben angekommen, an einem blank polirten Knopfe einer unscheinbaren Thüre drückte. — Die Thüre öffnete sich und in einem kleinen schwach beleuchteten Vorzimmer empfing ihn ein anderer Mann mit der Frage: „Sie wissen doch, wo Sie sind, Sir?"

„Im Rabennefte!" antwortete Beaujour das Zeichen wiederholend.

Der Andere nahm, sich verneigend, Beaujours Hut und Spazierstock, gab ihm eine Nummer und öffnete eine andere Thüre, die in ein einfach möblirtes, gewöhnliches Wohnzimmer führte. Mit sicherem Schritte ging Beaujour auf eine Stelle der Wand zu, wo eine riesige Karte der vereinigten Staaten hing, griff mit der Hand hinter die Karte und drückte an einer Feder. Eine durch die Landkarte ganz verkleidete Tapetenthüre öffnete sich nach innen und Beaujour, hinter die Karte schlüpfend, trat in den eigentlichen Spielsaal im Hintergebäude.

Die Fensterläden des großen Zimmers waren dicht geschlossen und schwere Damast-Vorhänge hingen vor denselben bis zur Erde herab. Reiche Tapeten schmückten die Wände und zahlreiche Lampen mit matt geschliffenen Glaskugeln warfen ihr mildes Licht herab. Um einen Roulette-Tisch standen zahlreiche Spieler, ihrem Aeußern nach alle den höheren und wohlhabenderen Ständen angehörig, — an andern Tischen wurde Pocker gespielt, — während an kleineren Tafeln einzelne Gruppen sich mit dem vingt-un und andern Glücksspielen beschäftigten. Beaujours Eintritt schien nicht bemerkt zu werden; — er wagte einige glückliche Sätze an dem Roulette-Tische und warf sich dann, ein Journal nehmend, in einen Lehnstuhl.

„Mein theurer Freund," unterbrach ihn eine wohltönende Stimme in seiner Lectüre, — „erlauben Sie, daß ich Sie störe, um Ihnen einen meiner besten Freunde und entfernten Verwandten, Mr. Samuel Cockney, vorzustellen. — Mr. Lewis Beaujour, ein sehr respektabler Mann und Plantage-Besitzer bei New-Orleans; — Mr. Samuel Cockney, einer unserer bedeutendsten Grundbesitzer aus Boone Gounty, der zum ersten Male in St. Louis ist." —

Sehr erfreut Ihre werthe Bekanntschaft zu machen,"

sagte Beaujour sich graciös erhebend und dem Vorgestellten die Hand schüttelnd, — „theuerer Cunningman," fuhr er fort sich zu dem Vorsteller wendend, — „ich bin Ihnen sehr dankbar für die Gelegenheit mit einem so achtbaren Gentleman bekannt zu werden, von dem ich schon so viel Vortheilhaftes gehört habe." —

„Oh!!!" sagte Mr. Cockney sich verbeugend, „zu viel Ehre, — zu viel Güte, — ein schlichter Landmann, Sir — aus dem Busche zu Hause, Sir, — noch nicht in St. Louis gewesen, — entzückt Sie kennen zu lernen, Sir." —

„Ja, Mr. Cockney lebt stets auf dem Lande," fuhr Mr. Cunningman fort, „und nur weil er ein sehr vortheilhaftes Geschäft zu beendigen hatte, ließ er sich endlich bewegen, einmal nach St. Louis zu kommen. Natürlich habe ich es für meine Pflicht gehalten ihm zu zeigen, wie wir uns hier amüsiren, — wir haben bei Robyns soupirt, waren dann im Theater und nun habe ich ihn hergebracht." —

„Hieher?" — sagte Mr. Beaujour ernst, — „ei, ei, das kann ich nicht ganz billigen, — die Gesellschaft ist hier zwar höchst respektabel, — durchaus die achtbarsten Personen, — aber es wird gespielt und das ist immer gefährlich." —

„Oh! nicht doch, Sir," lachte Mr. Cockney, „wir spielen ja auf dem Lande auch, — und es freut mich bei dieser Gelegenheit kennen zu lernen, wie man in der Stadt spielt." —

„Nun also, — versuchen Sie Ihr Glück," fiel Cunningman ein, „Roulette oder vingt-un?" —

„Kenne ich Alles nicht, theurer Freund," sagte Cockney, „und was ich nicht kenne, spiele ich nicht." —

„Nun, um Ihnen gefällig zu sein, und damit Sie sich

nicht langweilen," sagte Baaujour, „bin ich zu einer Partie Pocker erbötig, — wenn Sie das spielen." —

„Oh ja!" sagte Cockney, sichtlich erfreut, — „das wird bei uns sehr stark gespielt," — ohne mich zu rühmen, Sir, aber ich bin Meister darin, — keiner meiner Nachbarn will mehr mit mir spielen; — wenn Sie es aber doch riskiren wollen, Sir?" —

„Mit Vergnügen!" entgegnete Beaujour.

Ein Tisch wurde zurecht geschoben, und die beiden Herren nahmen Platz, — Mr. Cunningman setzte sich an die Seite seines Freundes Cockney, in dessen Karten sehend und den Arm auf dessen Stuhllehne legend. Mr. Beaujour gab und das Spiel begann, — das Glück war dem Landmanne günstig und er gewann mehrere Partien rasch nach einander.

„Wie hoch spielen wir den Point?" sprach Beaujour, die von Goldstücken strotzende Börse hervorziehend, um zu bezahlen.

„Wie Sie wollen," meinte Cockney, — „ich richte mich nach dem, was hier Sitte ist."

Gewöhnlich spielen wir," fiel Cunningman ein, „den Point zu einem Dollar, doch das steht ganz in Ihrem Belieben."

„Es gilt um einen Dollar," sagte Cockney, und Beaujour zählte seinen Verlust in Gold auf den Tisch. Cockney strich das blanke Gold schmunzelnd ein und das Spiel nahm seinen Fortgang. — Aber das Blatt hatte sich gewendet, Mr. Cockney verlor rasch nach einander Spiel auf Spiel, und die goldenen Adler wanderten mit Blitzesschnelle zu Beaujour hinüber. — Wäre der gute Cockney nicht gar so stadtgrün gewesen, so hätte er sich nur umzusehen gebraucht, um die Ursache seines Verlustes zu

entdecken, denn während sein Freund Cunningman in seine Karten sah und ihm hie und da gute Rathschläge gab, war dessen linke Hand hinter Cockneys Kopf emporgehoben und machte allerhand wunderliche Hieroglyphenzeichen, die Beaujour mit flüchtigen Blicken auffaßte und vollständig zu verstehen schien, denn er spielte immer, als ob er stets wisse, welche Karten sein Gegner in der Hand habe. Cockney wurde immer hitziger, je mehr er verlor, und es war noch nicht Mitternacht, als er bereits eine beträchtliche Summe verloren hatte. — Endlich war das Spiel zu Ende, um das sich Niemand von den übrigen Gästen zu kümmern schien, — und Beaujour machte, um seinen verdrießlich gewordenen Gegner zu erheitern, einige Karten-Kunststücke, die Herrn Cockneys ganzes Interesse erregten.

„Was gilt's," sagte Beaujour, „daß Sie nicht im Stande sind, sich eine Karte auswendig zu merken und sie im Gedächtnisse zu behalten!"

„Oho! ich sollte doch meinen," sagte Mr. Cockney, — das sei nicht so schwer."

„Wollen Sie wetten, Mr. Cockney?" fragte Beaujour.

„Ich wette!" rief dieser.

Beaujour nahm das Spiel Karten, hob es ab und sagte, es ihm auf der Hand präsentirend: „Sehen Sie sich die obere Karte genau an und legen Sie sie wieder verdeckt auf das Spiel." — Es geschah. — Nun, haben Sie sich die Karte gemerkt, Mr. Cockney?"

„Gewiß."

„Welche war es?"

„Herz-Dame."

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Vollkommen."

„Wollen Sie wetten?"

„Um fünfzig Dollars."

„Es gilt." — Beaujour schlug die oberste Karte um, — es war richtig die Herz-Dame und er zahlte lachend die fünfzig Dollars.

Cockneys gute Laune kehrte beim Einstreichen des Geldes zurück, — er schmunzelte sehr vergnügt und sagte: „Haben Sie noch Lust?"

„Warum nicht?" — Der Versuch ward wiederholt.

„Welche Karte war es?" fragte Beaujour.

„Treff-As!"

„Sind Sie dessen sicher?"

„Ich wette hundert Dollars."

„Es gilt!" sagte Beaujour, schlug die Karte um, es war Herz-Sieben.

Cockney machte ein gewaltig dummes Gesicht: indem er die hundert Dollars bezahlte, ward aber nur desto erpichter und schrie: „Noch ein Mal!" — Dies Mal galt es zweihundert Dollars, — Cockney verwendete kein Auge von Beaujours Hand, aber der geübte Spieler schlug, indem er das Spiel auf den Tisch legte, die Volte mit solcher Geschicklichkeit, daß das Manöver Cockneys ungeübtem Auge entging. Natürlich wanderten auch die zweihundert Dollars zu Beaujour hinüber und Cockneys Verluste stiegen mit seiner wachsenden Lebhaftigkeit und Aufregung.

„Genug!" rief Cockney endlich, — „für heute habe ich genug, ich bin rein ausgesäckelt. Verdammtes Malheur!"

„Unglück im Spiele, theurer Freund," flüsterte Cunnigman ihm zu, „bedeutet Glück in der Liebe, und ich denke, Sie sollten sich bei dem hübschen Mädchen reichlich entschädigen, mit dem ich Sie bekannt machen werde. Sie

ist eine gute Freundin von mir und wir wollen noch ein Stündchen bei ihr verplaudern. Kommen Sie."

„Da muß ich erst wieder Geld holen," meinte Cockney.

„Nun," entgegnete Cunningmann, „wir gehen ja an Ihrer Wohnung in Scotts Hotel vorüber, da brauchen Sie ja nur einzutreten."

„Und morgen, theuerster Herr Cockney," fiel Beaujour ein, „hoffe ich, daß Sie mit mir speisen werden, ich bestelle ein leckeres Diner zu Dreien bei dem französischen Restaurant und hoffe, Sie werden mein Gast sein, — Sie auch, theurer Cunningman!"

„Zu viel Güte," murmelte Cockney geschmeichelt.

„Auch stehe ich Ihnen dann Abends zur Revange bereit," setzte Beaujour hinzu, und die Herren standen auf. „A propos! lieber Freund," sagte Beaujour zu Cunningman, „Sie waren so freundlich mir gestern, als ich Unglück im Spiele hatte, 600 Dollars zu leihen, — hier sind sie wieder."

„Oh nicht doch," meinte Cunningman, „das hat ja Zeit, theurer Freund."

„Nicht doch, — Spielschulden sind Ehrenschulden, und die müssen binnen 24 Stunden bezahlt werden. Nehmen Sie!" sagte Beaujour feierlich, und zählte die 600 Dollars auf, die Hälfte des gemeinschaftlich dem grünen Landmanne aus Boone County abgenommenen Geldes. Cunningman strich das Geld ein und entfernte sich mit seinem Freunde Cockney.

Beaujour warf noch einen Blick durch den Saal, — dann ging er ebenfalls und trat an eine Thüre im Hintergrunde des äußeren Ganges an der Treppe. Er zog einen Schlüssel hervor und öffnete die Thüre. Eine Lampe brannte in dem Zimmer, in das er nun trat und welches

ein vollständiges Arsenal bildete. Hier waren Riffles, Mousquetons, Pistolen, Dolche, Brecheisen, Schlüssel, Dietriche und alle andere Diebeswerkzeuge in Wandschränken in der schönsten Ordnung aufgestellt. Beaujour wählte eine feine seidene Schnur als Schlinge eingerichtet, einen kurzen scharfen Dolch und einige kleinere Gegenstände, die er alle in die Tasche steckte, — verließ das Zimmer, das er sorgfältig wieder verschloß und entfernte sich durch das nun von Gästen ganz leer gewordene Kaffeehaus, auf die Straße hinaustretend, in der Richtung nach Süden.

XVII.

„Es giebt Dinge zwischen dem Himmel und der Erde, wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Hamlet.

Es schlug ein Uhr von dem Thurme der Cathedrale und eine pechschwarze mondlose Nacht hüllte das schlafende St. Louis in dichte Finsterniß, als Mr. Beaujour an Scotts Hotel vorbei die dritte Straße herabkam. An der Alley zwischen der Market- und der Walnut-Straße bog er links ein und verschwand in dem Schatten der hohen Mauer. Die Thüre, die hier in den Schulhof führt, war nur angelehnt, er drückte sie auf und trat in den Hof. „Pst!“ ertönte es dicht neben ihm wie leises Flüstern. — „Bist Du's, Jim?“ lispelte er. —

„Ich bin's, Hauptmann!“ lautete die Antwort, und Jim, der in einen Klumpen zusammengekauert hinter einem

Strauche gesessen hatte, richtete sich leise neben ihm in die Höhe.

„Wo ist John?“ fragte der Hauptmann.

„Der? — der führt den Hund von Polizeimann spazieren, der uns den ganzen Tag schon nachschnuffelt. Wir hatten absichtlich die Richtung den Broadway hinauf genommen und gingen bis Bremen, — als er uns aber immer auf der Ferse blieb, übertrug ich es John, ihn zu beschäftigen. John nahm nun seinen Weg in die Mainstraße und strich an den Läden der Geldwechsler auf und ab, während ich zum Wasser hinabging. Ihr könnt Euch denken, daß die Polizeiseele, — Gott verdamme sie, — da gleich Feuer fing und sich auf die Lauer legte. — So konnte ich seiner Spürnase entkommen, während John schon der Mann ist, ihn die ganze Nacht bei der Nase herumzuziehen.“

„Zweie wären besser gewesen, als Einer,“ meinte der Hauptmann, — „indessen, da es nicht anders sein kann, so bringen wir's wohl auch allein fertig.“

„Sind viele Leute im Hause?“ fragte Jim.

„Niemand, als ein alter Diener, der im Kellergeschosse, und ein Kammermädchen, die, aus guten Ursachen, hübsch weit im Hintergebäude schläft. Von dieser Seite ist nichts zu fürchten, — das Haus steht mitten im Garten und hat auf keiner Seite daranstoßende Nachbarn.“

„Gehen wir durch die Thüre hinein, Hauptmann?“ fragte Jim.

„Nicht doch, — dazu brauchten wir erst das ganze Arsenal der Dietriche und Nachschlüssel und mehr Zeit, als wir haben. Komm jetzt, es ist Zeit. Das Uebrige sage ich Dir unterwegs.“

Sie verließen den Hof und die Alley und gingen langsam die dritte Straße hinab.

„Sie wähnt mich verreist nach Milwaukee," fuhr der Hauptmann fort, — „hat heute Abend das Geld ausbezahlt erhalten, die Nacht ist rabenschwarz und der Augenblick daher höchst günstig. — Ich habe vor einigen Tagen, unter dem Vorwande, das Weinlaub-Spalier so zu richten, daß es die Fenster ihres Schlafzimmers beschatte, überall starke eiserne Haken hineingeschlagen, an denen wir leicht hinaufkommen. Sind wir einmal im Zimmer, so findet sich das Uebrige."

Sie näherten sich jetzt der Gegend von Cäciliens Hause und bogen aus der dritten Straße gegen die zweite hinab, schlugen dann ihre Richtung in die Alley zwischen beiden Straßen ein, stiegen hier über die Planke und befanden sich im Garten unter Cäciliens Fenster. Die Jalousien des Schlafzimmers waren geschlossen, aber die des daran stoßenden Zimmers waren geöffnet. Begünstigt von der pechfinstern Nacht kletterte Beaujour an den Reben-Spalieren und den eingeschlagenen Haken bis zu dem Fenster im oberen Stockwerke empor, — oben angekommen, hielt er sich mit der linken Hand an der Jalousie, zog mit der rechten einen Glaser-Diamant aus der Brusttasche und fuhr damit auf allen vier Seiten einer Scheibe längs des Rahmens herunter. — Sobald die Scheibe so eingeschnitten war, erschien Jim auch schon oben beim Hauptmann und reichte diesem einen, mit zähem Kleister bestrichenen, Bogen Papier. Beaujour klebte diesen auf die eingeschnittene Scheibe, so daß er darüber hinwegreichte, — und drückte nun fest gegen die Scheibe, die in den Einschnitten losging; aber, statt in das Zimmer zu fallen und Lärmen zu machen, auf dem Kleisterbogen hängen

blieb, — worauf Beaujor sie nahm, ganz in den nassen Bogen schlug und in das Gras des Gartens hinabwarf. — Mit sicherer Hand griff er nun durch die Oeffnung hinein, schob die Sperrfeder weg und das Fenster in die Höhe. — Jim stieg zuerst in's Zimmer, — der Hauptmann folgte ihm. — Als sie so dicht neben Cäciliens Schlafzimmer waren, hielten sie sich eine Viertelstunde mit halb verhaltenem Athem ganz ruhig, um zu beobachten, ob sie von Innen bemerkt worden wären und ob Lärm gemacht werden würde. — — Alles blieb ruhig.

* * *

Karl, aufgeregt, mit wirbelndem Kopfe, mit gequältem Herzen, kämpfend mit seinen aufgeregten Sinnen, in gewaltsamem Schwanken zwischen den Reizen der schönen Verführerin und den Erinnerungen an seine fromme, reine Marie war nach jenem Momente, wo er die Gräfin verlassen hatte, wie ein Rasender fortgerannt durch die Straßen bis hinaus über das Arsenal, — dort war er auf dem Felde umhergeirrt wie ein Wahnsinniger und hatte einen schweren moralischen Kampf gekämpft zwischen dem heißen Begehren, zurückzukehren in die Arme des schönen Weibes und zwischen seinem reinen Sittlichkeitsgefühle und dem Andenken an die verlorene Braut, das ihn warnend zurückzuhalten schien.

Spät nach Mitternacht erst war er ruhiger geworden, — er hatte den Entschluß gefaßt, sein bei Cäcilien zurückgelassenes Skizzenbuch am andern Tage holen zu lassen, dann Kneipes Haus sogleich zu verlassen und sich zu den Eltern seiner armen Marie auf's Land zu begeben.

Matt und erschöpft von der Aufregung ging er lang-

sam seiner Wohnung zu, — aber immer ängstlicher, immer befangener wurde er, je mehr er in die Nähe von Cäciliens Hause kam, und als er demselben nahe war, konnte er es nicht unterlassen, einen sehnsüchtigen verlangenden Blick nach den Fenstern zu werfen, hinter denen das schöne Weib jetzt ruhte. — Er fuhr heftig zusammen, — täuschte ihn die Dunkelheit oder waren es seine aufgeregten Sinne? — es schien ihm, als ob eine männliche Gestalt gerade durch das geöffnete Fenster hineinsteige und im Dunkeln verschwinde. Mit einem Sprunge war er im Garten und unter dem Fenster. Eine Hölle der Eifersucht flammte in seinem Herzen empor, — alle seine guten Vorsätze waren wie verweht. — Athemlos lauschte er, — er horchte, — Alles blieb stille oben. — „Ein begünstigter Liebhaber — bei ihr — während ich —" Diese abgerissenen Worte flogen über seine zitternden Lippen. Er näherte sich der Hausthüre und faßte den Drücker, — die Thüre war verschlossen, — jede Sekunde ward ihm zur Ewigkeit.

* * *

Beaujour hatte jetzt die Thüre des Boudoirs leise geöffnet, — er horchte, — Cäcilie lag im tiefen Schlummer. — „Sie schläft fest!" lispelte er zu Jim, „geh' hinein, — die Cassette steht auf dem Tische, — mache keinen Lärm. Ich gehe nicht hinein, denn diese Art Weiber kennen ihren Mann in der dunkelsten Nacht."

„Wenn sie aber Lärm macht!" sagte Jim.

„Dann rasch ein Ende gemacht," entgegnete der Hauptmann, so gern ich sie auch geschont hätte."

Jim schlich in das Boudoir und Beaujour blieb in dem

anstoßenden Zimmer zwischen Fenster und Thüre nach beiden Seiten lauschend. — Die Lampe vor dem Madonnenbilde war am Erlöschen, hie und da noch zuckte ein schwacher flackernder Schein auf, — die Cassette stand nicht auf dem Tische; — Jim tappte suchend herum und stieß an einen Stuhl. Das Geräusch weckte Cäcilien, die emporfuhr und fragte: „Bist Du's Fanny?" — Keine Antwort; — Jim drückte sich in eine Ecke, — Beaujour näherte sich dem Fenster. Cäcilie bemerkte jetzt aus der kalt hereinströmenden Luft, daß die Thüre des Boudoirs aufstehe, ihr natürlicher Instinkt ließ sie etwas Ungewöhnliches ahnen und bange rief sie: „Wer ist da?"

„Mach ein Ende, Jim!" flüsterte Beaujour zur Thüre herein.

Cäcilie hatte das Geräusch gehört, — die Bewegung eines Schattens gesehen und stieß einen gellenden Schrei aus; — aber eben so schnell war Jim mit einem Sprunge, wie eine Hyäne, am Bette und drückte seine breite, eiserne Hand auf ihren Mund, daß er verstummte. Cäcilie, fast erstickend, rang mit ihm und wollte aus dem Bette springen, er hielt sie fest und zog mit der andern Hand die seidene Schlinge hervor, die ihm Beaujour gegeben hatte, und die er sich bemühte über Cäciliens Kopf zu bringen, — aber diese hatte bereits die Schlinge mit der Hand ergriffen und wehrte sie von sich ab.

„Ich werde nicht fertig mit ihr!" murmelte Jim, und Beaujour schlich leise zu den Kämpfenden heran, — als plötzlich ein Mann zum Fenster hereinsprang und mit dem Rufe: „Cäcilie!" in's Boudoir stürzte. Es war Karl, der Cäciliens Schrei gehört hatte und das Entsetzlichste ahnend, heraufgeklettert war.

Wie ein Rasender stürzte er dem Bette zu, wo er

dumpfes Geräusch hörte, und faßte Jim von hinten mit der Kraft der Verzweiflung, dieser ließ Cäcilien los und wendete sich rasch gegen Karl, den er bei der Halsbinde faßte, und, diese zudrehend, ihn zu Boden riß; — aber Karl hielt ihn fest und Jim mußte mit auf den Boden.

Cäcile hatte jetzt ihre ganze Besinnung und zeternd riß sie an dem Glockenzuge über dem Bette, daß die Glocke im ganzen Hause wiederhallte.

Beaujour, der das Spiel verloren gab, war jetzt mit Blitzesschnelle zum Fenster geeilt, er kletterte hinaus, schwang sich rasch in den Garten hinab und eilte zur Hausthüre, heftig an diese klopfend. Jean, der alte Diener, war durch das Läuten schon erwacht, er öffnete, Beaujour eilte mit ihm die Treppe hinauf, — Fanny kam mit Licht aus dem Hintergebäude geflogen.

„Es sind Diebe im Hause!" schrie Beaujour.

„Gott des Himmels! Diebe!" kreischte Fanny.

„Diebe! Diebe! Hülfe!" rief der alte Diener, und auf der Straße hörte man den Signalschlag der Wachtleute rasch mehrere Male wiederholen. Alles dieses war das Werk einiger Augenblicke gewesen, jetzt waren sie vor Cäciliens Zimmer, als die Thüre aufflog und diese ihnen verstört und entsetzt entgegenstürzte.

„Sie! Beaujour!" keuchte sie, — „Hülfe in der Noth! — mein Gott! Räuber! — Mörder!" — Sie sank ohnmächtig zusammen. Jetzt flogen schwere Tritte die Treppe herauf, drei Wachtleute, die der Ruf herbeigezogen hatte, drangen in das Schlafzimmer.

Als das Licht in das Innere des Zimmers fiel, sah man Alles in der größten Unordnung, Stühle und Tische waren umgeworfen — oder verrückt, — die Bettdecke lag

auf der Erde, — Jim kniete auf Karls Bruſt und hielt dieſen an der Erde feſt. —

„Nehmt ihn feſt!“ rief Jim, als er die Eintretenden ſah, „das iſt der Räuber.“

„Er iſt's!“ keuchte Karl athemlos, „ergreift ihn.“

Die Polizeibeamten ſprangen hinzu und ergriffen Beide. Cäcilie hatte ſich indeſſen erholt und trat, auf Beaujour geſtützt und in einen langen Shawl gehüllt, den Fanny ihr umgeworfen hatte, in's Zimmer.

Als ihr Blick auf Karl fiel, zuckte ſie erbleichend zuſammen, — Karl ſah ſie an und wollte ſie anreden, aber ſie warf ihm einen bittenden Blick zu, als begriffe ſie ſeine Anweſenheit und wollte ihm ſagen: „Compromittiren Sie mich nicht.“ — Karl ſchwieg; Beaujour aber ſagte: „Welch ein Glück, meine Herren, daß wir zur rechten Zeit gekommen ſind, um ein ſchändliches Verbrechen zu verhüten. Die beiden Schurken dachten hier einen reichen Fang zu thun, und haben ſich wahrſcheinlich über die Theilung der Beute entzweit. Nehmen Sie ſie mit, — morgen werden wir die nöthigen Schritte thun.“

Die Wachtleute ergriffen Karl und Jim und zogen ſie gegen die Thüre.

„Frau Gräfin!“ rief jetzt Karl verzweifelnd, „um Gotteswillen, ſprechen Sie — — —“

„Sehen Sie doch, meine Herren, ob nicht noch Jemand im andern Zimmer verſteckt iſt,“ ſagte Cäcilie — „ich vergehe ja vor Angſt.“

Beaujour, der Diener und ein Polizei-Offizier durchſuchten die angrenzenden Zimmer, — Cäcilie aber trat zu Karl und ſagte raſch und leiſe auf franzöſiſch zu ihm: „Stille! — verderben Sie mich nicht, — ich rette Sie.“

„Es iſt Niemand da,“ — ſagte der zurückkehrende

Beaujour, „nehmen Sie jetzt Ihre Gefangenen, meine Herren, — morgen wird die Frau Gräfin vor dem Recorder erscheinen, um mit uns vereint die nöthigen Zeugen-Aussagen zu machen.“ Er warf Jim einen bedeutsamen Blick zu und die Gefangenen wurden fortgeschleppt.

„Welcher gute Stern führte Sie zurück, Louis?“ fragte Cäcilie, als sie endlich allein waren.

„Meine Liebe zu Ihnen, theure Cäcilie!“ entgegnete dieser, „ich war noch nicht 24 Stunden auf dem Dampfboote, als ich ein solches Verlangen, eine solche Sehnsucht zu Ihnen zurück zu fliegen fühlte, daß ich ganz krank ward. Da kam mir in meiner Verzweiflung ein herrlicher Gedanke, — und als uns das erste abwärts fahrende Dampfboot entgegen kam, ließ ich mich an's Land setzen und fuhr mit dem andern Boote wieder nach St. Louis zurück, — wo ich eben angekommen bin und von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben, sogleich hieher eilte. Dem Himmel sei Dank! ich kam zu rechter Zeit.“

„Theurer Louis!“ sagte Cäcilie, ihn zärtlich umarmend, „ich danke Ihnen mein Leben. — Aber Ihre Reise?“

„Machen wir zusammen, theure Cäcilie. Das ist eben der herrliche Einfall, den ich unterwegs in meiner Liebessehnsucht fand. Wie wäre es, beste Cäcilie, wenn Sie den kleinen Umweg nicht scheuten, wir die Reise zusammen nach Milwaukee machten, und wir von dort über die Seen nach New-York gingen, um uns da nach Europa einzuschiffen.“

„Herrlich, Louis, herrlich!“ jauchzte Cäcilie, — meine Geschäfte sind beendigt, — ich möchte um keinen Preis mehr allein bleiben. Wann reisen wir?“

„Sobald Sie wollen, Theure!“ entgegnete Beaujour.

„Nun, dann hoffe ich, in zwei, längstens drei Tagen,“

sagte Cäcilie. „Oh Louis! welch ein glücklicher Einfall.“ Sie umarmte ihn zärtlich und bald saß das Pärchen auf der Ottomane, Pläne für eine rosige Zukunft machend.

Karl und Jim waren indessen in der Calaboose abgeliefert worden und der Wärter hatte Jeden in ein besonderes Gemach gesperrt. Jim legte sich wohlgemuth auf die Erde und schlief bald ein, — Karl aber rannte, von den widersprechendsten Gefühlen gepeinigt, in dem engen Raume auf und ab und rief: „Entsetzlich! — oh! ich werde wahnsinnig! — Cäcilie! — wirst Du mich retten?“ — Es dämmerte bereits, als der arme, junge Mann, erschöpft, bis zum Fieberwahnsinne aufgeregt, endlich kraftlos zusammensank und auf dem harten Fußboden in einen tiefen, todtenähnlichen Schlaf fiel.

XVIII.

It does appear, you are a worthy Judge
You know the law, your exposition
Hath been most sound. — — — — — —
Proceed to Judgment. —
Shakespeare: Merchant of Venice.

Karl erwachte erst, als die Mittagssonne schon ihre senkrechten Strahlen durch das kleine Fenster seiner Zelle herabwarf. — Es ist ein häßliches Erwachen im Gefängnisse, wenn der Blick auf die vier nackten, kahlen Mauern fällt, und Riegel und Gitter den armen Menschen daran erinnern, daß er sein köstlichstes Gut: die Freiheit verloren habe. — Ach wie schön erscheint dann in der stillen, einsamen Kerkerstunde dem Gefangenen Alles, was draußen ist in der freien Natur, — wie sehnt er sich nach der

grünen Wiese, nach dem dunkeln Walde, nach der rieselnden Quelle, — wie trostlos und öde erscheint ihm sein Kerker und mit welchen innigen Gefühlen begrüßt er die Schwalbe, die sich auf sein Fenster setzt, — küßt er das grüne Blatt, das ein Windstoß dem nächsten Baume entrissen und in sein Gefängniß getragen hat. — Lange sah sich der arme Jüngling, seine Sinne sammelnd, in dem öden Gemache um, sein Kopf war wüst, seine Glieder waren wie zerbrochen von dem Liegen auf der harten Erde. Nach und nach trat die Erinnerung an die Erlebnisse des gestrigen Tages immer deutlicher vor seine Seele, — seine Besuche bei Cäcilien, — seine Flucht von ihr, — seine Rückkehr, — der Schrei, — sein Erscheinen im Zimmer, — der Kampf, — seine Verhaftung — — — schrecklich! schrecklich! — Und Cäcilie hatte den Unschuldigen, der sie zu retten gekommen war, hatte ihn ruhig ergreifen und fortführen lassen, wo sie ihn mit einem Worte hätte retten können? — oder hielt sie ihn wirklich für schuldig, — glaubte sie, er sei in schlechter Absicht eingedrungen? — Unmöglich! — Wer war der Mann, auf den sie sich stützte, — der sie zärtlich umfangen hielt. — War es ihr Mann? — ja, ja, — so war es und sie durfte sich nicht compromittiren. Sie schwieg, aber sie versprach ihn zu retten. — Oh, gewiß, sie wird Wort halten. — Und nie, nie, unter keiner Bedingung werde ich sie compromittiren, — die Arme, — sie, die kein anderes Unrecht beging, als mich zu lieben. — Nein, nein! was auch geschehen möge, — ich werde schweigen. — Das waren die Gedanken, die nach und nach durch Karls Kopf flogen und sich endlich zu dem letzten Entschlusse gestaltet hatten, als die Riegel rasselten, die Thür sich öffnete und der Gefängnißwärter hereintrat.

„Nun, ich habe eine Notion," sagte dieser, „daß Ihr hier ein Neuer seid, — d'rum komme ich, um ein bischen nachzusehen, wie's Euch geht."

„Werde ich denn nicht verhört, — nicht gefragt, — wird denn keine Untersuchung eingeleitet?" fragte Karl hastig.

„Hm! ich denke," sagte der Wärter, „Ihr sollt Verhör und Untersuchung haben, mehr als Euch lieb ist. Ihr wäret schon diesen Morgen vor den Recorder gekommen, aber Seine Herrlichkeit sind krank geworden und konnten nicht Gericht halten."

„Wann also werde ich verhört?" fragte Karl.

„Denke wohl, morgen!" meinte der Andere, — er wird wohl bis morgen gesund sein. — Nun, wer ist Euer Advocat?"

„Ich habe keinen Advocaten," sagte Karl.

„Nicht?" — fragte der Wärter verwundert, — „nun, Ihr seid doch, wenn mir recht ist, wegen Versuch des Raubes mit Einbruch hier, und die Burglars und die Räuber haben doch sonst alle ihre bestimmten Advocaten, die sie für's Jahr bezahlen."

„Ich habe keinen Advocaten," wiederholte Karl.

„Aha! seid noch ein Neuling," sagte der Wärter mit etwas verächtlicher Miene, — „muß Euch wohl ein bischen zu Hülfe kommen. — Denke, ich kann Euch einen guten Advocaten verschaffen. Wollt Ihr einen alten oder einen jungen, — es ist wahr, die sind wohlfeiler und fleißiger, — aber die alten, die verstehen das Ding besser und beißen Euch sicherer heraus. Da ist z. B. Mister J. Catchem ein ganzer Kerl, — wenn Ihr genug Geld habt, so reißt er Euch mit einem Habeas Corpus selbst dem Teufel aus dem Rachen, — da ist ferner der Mister

J. Chetum, der immer die besten Zeugen aufzutreiben weiß, die Euch vom Galgen herunter schwören, und wenn Ihr auch schon den Strick um den Hals hättet. — Wollt Ihr aber einen jungen Advocoten, so könnt Ihr unter einem Dutzend Auswahl treffen, lauter hoffnungsvolle junge Lawyers, die sich mir alle dringend empfohlen haben, um von mir wieder an Euch und Euresgleichen empfohlen zu werden. — Nun, was habt Ihr beschlossen?"

„Ich brauche keinen Advocaten!" sagte Karl ruhig.

„Nicht?" — sagte der Mann und sah ihn mit großen Augen an, — „Ihr seid am Ende wohl gar unschuldig?"

„Ich bin es!" entgegnete Karl.

„Nun, dann rathe ich Euch erst recht, — nehmt einen Advocaten, — denn ich habe noch immer gesehen, daß wer sich so recht sorglos auf seine Unschuld verließ, gewöhnlich am längsten stecken blieb. — Soll ich Euch Mr. Catchem holen lassen?"

„Ich brauche keinen Advocaten!" sagte Karl ungeduldig.

„Nun, wie Ihr wollt," sagte der Wärter, „wenn Ihr erst von hier fort seid und ein paar Wochen in der Jail sitzt, dann sollt Ihr schon anders pfeifen." — Er ging, kehrte aber an der Thüre nochmals um: „Habt Ihr Geld?" fragte er, „oder eßt Ihr etwa auch nicht?

Karl gab ihm einen Dollar und bat ihn, ihm eine Flasche Wein und etwas gebratenes Fleisch holen zu lassen, worauf der Andere sich entfernte und das Gewünschte, möglichst schlecht und möglichst theuer, bald brachte. Carl aß, ging in dem engen Raume nachdenkend und Pläne machend, auf und ab, bis er schwindlich wurde, hoffte vergebens, jetzt und jetzt werde sich die Thüre öffnen und durch Cäciliens Vermittelung ihm seine Freiheit angekündigt werden, — Niemand kam, — Alles blieb stille, —

und spät Abends erst entschlief der Arme auf dem Boden seiner Zelle, über den der Wärter für Geld und gute Worte ein altes Buffalofell gebreitet hatte.

Am andern Tage ward er vor den Recorder geführt, — auch Jim erschien dort. Als der Fall aber aufgerufen wurde, fehlten alle Zeugen, bis auf die Polizei-Officiere, die die Aussage machten, daß sie die beiden Angeklagten mit einander ringend in dem Zimmer der Frau Gräfin von St. Croix gefunden hätten.

Da weder die Gräfin, noch Fanny, noch der Diener Jean erschienen waren, so trug der Stadt-Attorney auf Fortsetzung der Untersuchung auf den andern Tag an, — was der Recorder auch genehmigte. Karl wurde wieder in sein Gefängniß zurückgebracht und auch dieser zweite Tag verstrich trostlos wie der erste.

Am dritten Tage seiner Gefangenschaft erschien Karl wieder vor dem Recorder, aber die Zeugen fehlten abermals. Der Marschall wurde nun mit einem Warrant nach der Wohnung der Gräfin geschickt, kam aber bald mit der Nachricht zurück, — die Gräfin sei mit ihrer Dienerschaft am Abende vorher abgereist; — Niemand wisse wohin. Der Recorder machte ein sehr wichtiges Gesicht und hielt endlich eine geheime Consultation mit dem Stadt-Attorney und dem Marschall, deren Resultat jedoch nicht sehr entscheidend zu sein schien, denn er befahl, die Gefangenen wieder in die Calaboose zurückzubringen.

Da erhob sich einer der jungen Advokaten, der an der Barre gestanden und der ganzen Verhandlung aufmerksam zugehört hatte, und sagte:

„Ew. Herrlichkeit entschuldigen, aber ich bin hier als der Vertheidiger dieses jungen Mannes und muß darauf bestehen, daß die Sache erledigt werde. Mein Client ist

unschuldig, — die Polizei-Officiere sagen nur aus, ihn in einem fremden Zimmer in einem Ringkampfe mit einem Andern getroffen zu haben. Das ist also höchstens eine Friedensstörung. Wenn aber die Anklage ernster lautet, warum sind denn keine Zeugen für den Staat da? — Die Zeugen fehlen, sie sind fortgereist, — man weiß nicht wohin, man weiß nicht, auf wie lange, man weiß endlich nicht, ob sie je zurückkehren werden. Soll mein Client so lange unschuldig in Untersuchungshaft schmachten? Ich trage darauf an, daß Seine Herrlichkeit eine Bürgschaft annehmen und die Summe bestimmen. Diese Bürgschaft wird gestellt werden und mein Client wird sich vor Gericht stellen, sobald die Sache aufgerufen wird."

Der Recorder consultirte abermals den Stadt-Attorney, dieser pflog Rath mit dem Marschall und das Resultat war, daß der Recorder Jeden der beiden Verhafteten unter 1000 Dollars Bürgschaft für ihr Erscheinen bei Gericht stellte. — Der Advokat öffnete seine Brieftasche und nahm aus dieser ein Papier, das er dem Recorder überreichte. „Hier," sagte er, „Ew. Herrlichkeit, sind zwei Bürgschaften, jede von 1000 Dollars, ausgestellt von dem Bankhause Benois und Comp. Ich hoffe, Ew. Herrlichkeit werden selbe ganz in der Ordnung finden."

Der Recorder prüfte die Papiere und befahl die Freilassung der Gefangenen.

Karl und Jim verließen fast gleichzeitig den Gerichtssaal, — an der Thüre drehte sich Jim gegen ihn und sagte: „Nehmt Euch in Acht, Grünschnabel, daß Ihr mir nicht noch ein Mal in den Weg kommt, — das zweite Mal dürfte die Sache nicht so gnädig ausfallen."

Karl kehrte plötzlich um und trat zu dem Advokaten,

der ihn vertheidigt hatte. Er dankte ihm und wünschte zu wissen, wer ihm seine Vertheidigung übertragen habe.

Der Advokat erklärte, er wisse es selbst nicht, — ein ältlicher Mann habe ihm die Sache übergeben und ihm sein Honorar gleich im Voraus bezahlt; er lud schließlich Karl ein, ihn zu besuchen und ihm den Fall auseinander zu setzen, um seine Vertheidigung vor Gericht führen zu können.

Karl flog nun mit Blitzesschnelle zu den Bankiers Benois und Comp. — Dort konnte man sich kaum besinnen, — schlug in den Büchern nach, bis der Chef des Hauses dazu kam und zu Karl sagte: „Es sind bei uns von einem Geschäftsfreunde 2000 Dollars deponirt worden, — um für Sie als Bürgschaft verwendet zu werden. Das ist Alles, was wir wissen."

Von Gedanken und Zweifeln gequält nahm Karl nun seinen Weg nach Cäciliens Hause; — aber er fand es leer. Cäcilie war mit einem Herrn und ihrer Dienerschaft fortgereist, — Niemand wußte wohin. Ein alter Mann, der die Aufsicht über das Haus übernommen zu haben schien, gab Karl sein Skizzenbuch wieder, das für ihn dagelassen worden war, — konnte aber auf alle übrigen Fragen keine Antwort geben.

Mit niedergeschlagenen Blicken und ängstlichen, verlegenen Zügen betrat Karl nun Kneipe's Haus. — Frau Kneipe, die ihm im Hausgange entgegen kam, würdigte ihn keines Blickes und flog an ihm vorüber. Er trat in's Zimmer, — die Fensterläden waren zugelehnt, — tiefe Stille herrschte, er stand zögernd und unentschlossen da, — da kam Karoline leise aus dem zweiten Zimmer hervor: „Ach, Herr Karl," sagte sie mitleidig, „da sind Sie ja. — Mein Gott! was hat man nicht Alles von Ihnen er-

zählt! Es war zu schrecklich. Ich allein habe Sie vertheidigt, denn ich bin überzeugt, daß Sie unschuldig sind."

„Ich bin es, Karoline," rief Karl, ihre Hand drückend, „und ich danke Ihnen für Ihre treue Freundschaft. Sie sollen Alles erfahren; aber was ist hier geschehen?"

„Der Vater ist schwer krank," entgegnete Karoline, „er schläft jetzt ein wenig, — aber ich bin recht besorgt um ihn."

Frau Kneipe trat jetzt in's Zimmer, — sie schritt gerade auf Karl zu, stellte sich vor ihn hin, maß ihn von oben bis unten, und sagte dann mit schneidender Stimme: „Nun, Musje, ich hoffe, Sie werden unser ehrliches Haus nun augenblicklich verlassen. Für Leute Ihresgleichen ist hier kein Platz. — Ich wußte es zwar immer, aber der Alte wollte es durchaus nicht glauben."

„Aber Mutter! —" fiel Karoline bittend ein.

„Marsch, an das Krankenbett!" commandirte Frau Kneipe mit einem vernichtenden Blicke, — „und Sie, Musje, sind so gut und räumen augenblicklich mein Haus."

Karl würdigte sie keiner Antwort, — er stieg in sein Stübchen hinauf, packte seine Sachen zusammen, trug seinen Koffer selbst hinunter und ging nun, eine andere Unterkunft zu suchen. — Armer Jüngling! die Leiden und Erfahrungen der letzten Woche hatten sein Herz gebrochen, seinen Geist umdüstert, jede Lebenshoffnung vernichtet. Er ging, ohne zu wissen, wohin?

XIX.

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.
Halm.

Viele Wochen waren bereits verstrichen, seitdem Marie wieder zurückgekehrt war zu ihren Eltern, — und mit der Heimkehr der geliebten Tochter, mit Josephs beruhigendem Briefe waren Ruhe und Friede wieder eingekehrt auf Böttchers Farm und die ganze Familie freute sich jenes stillen und arbeitsamen, aber Gesundheit und Zufriedenheit gebenden Lebens, das den Landmann in Amerika, in seiner unabhängigen, sorgenfreien Lage so glücklich macht. Der alte Bob war nicht ein Diener, er war ein Glied der Familie geworden und besonders die Kinder wichen nicht von seiner Seite. Bob war, trotz seines vorgerückten Alters, ein tüchtiger Arbeiter, und Vater Böttcher freute sich des rüstigen Gehülfen, Frau Elise sah den Alten, der sich im Hause auf alle Weise nützlich zu machen wußte, recht gern und Marie hatte ihn schon von St. Louis aus liebgewonnen. — Aber Bob verehrte das Mädchen auch wie eine Heilige, er war gefällig, dienstbereit für Jeden im Hause, aber Mariens leiseste Wünsche waren ihm Befehle, die er ausführte und wenn das Leben auf dem Spiele stehen sollte. — Alle Morgen fand Marie ihr kleines Blumengärtchen schon in der herrlichsten Ordnung, die Beete waren begossen, das Unkraut ausgejätet, er fütterte ihre Tauben, brachte ihr, wenn er von der Arbeit kam, stets die schönsten Prairieblumen oder die würzigsten Waldbeeren mit, und kein Tag verging, wo Bob nicht dem Mädchen einen Beweis seiner Aufmerksamkeit, seiner Dankbarkeit gegeben hätte. — Wenn aber

Marie ihm für etwas dankte, so sagte er gewöhnlich ganz demüthig: „Oh nicht doch, Mamsell Marie! danken Sie mir nicht. Ich muß Ihnen täglich danken, denn Sie haben mich vom Verderben errettet."

Marie hatte die häuslichen Geschäfte beendet, der Vater und Bob waren auf das Feld hinausgegangen, — die Mutter ließ die Kinder lesen und schreiben und der Tag neigte sich schon zum Ende, als sie zu der Mutter trat und diese fragte: „Brauchst Du mich noch, liebe Mutter?"

„Nein, Marie!" entgegnete Frau Elise, „willst Du noch ein wenig spazieren gehen?"

„Ja, liebe Mutter!" sagte Marie und nahm Abschied. — In der Küche nahm sie ein Körbchen, legte Brod und einige andere Lebensmittel hinein und nahm ihren Weg nach dem Walde.

Einem kaum kenntlichen Fußsteige folgend stieg sie immer mehr aufwärts, der Wald wurde dichter und stiller, das Mädchen aber folgte der Richtung, die ihr die immer röther werdenden Strahlen der untergehenden Sonne zeigten. Sie war eben einen Abhang hinabgestiegen und stieg nun an der andern Seite wieder mühsam bergan. Endlich blieb sie stehen, um einen Augenblick Athem zu holen: „Der arme Mensch!" sagte sie still vor sich hin, „ob ich ihn wohl noch finde. Zwei Tage lang konnte ich nicht herkommen, er wird wohl schon Noth gelitten haben. — Ach mein Gott! wie schrecklich muß es doch sein, so den Verstand zu verlieren." — Sie schritt rasch weiter und kam bald an eine Schlucht, die ein Bergwasser im Frühlinge ausgewühlt hatte, ein Baumstamm bildete eine Brücke darüber. Jetzt war die Schlucht fast trocken, nur spärlich sickerte ein kleines Bächlein ganz am Grunde derselben

dahin. Die mit hohen Bäumen besetzten Ufer der Schlucht waren alle vom Wasser unterwaschen worden und bildeten natürliche Höhlungen. Marie ging von dem Baumstamme aus noch einige hundert Schritte längs der Schlucht aufwärts und blieb dann plötzlich stehen, sie hatte erblickt, was sie suchte. „Er ist da!“ sagte sie mit stiller Freude. In einer der Höhlungen der Schlucht sah man ein noch tiefer ausgegrabenes Loch, eine Art Erdhöhle, in der ein Lager von Gras und Blättern aufgestreut war. Auf dieser Streu lag ein blasser, hagerer, junger Mensch, mit stierem Blicke, verwilderten, struppigen Haaren, — das vollständigste Bild des Elends und Jammers, — es war der wahnsinnige Kupferstecher, Jims Sohn, den wir bereits kennen. — Marie näherte sich leise der Höhle, — der Wahnsinnige schien sie nicht zu sehen, — sie setzte das Körbchen mit den Lebensmitteln auf den Rand der Schlucht und trat zurück. — Der Wahnsinnige blieb lange ruhig liegen und schien zu lauschen, ob Niemand komme, endlich erhob er sich langsam, näherte sich vorsichtig dem Rande der Schlucht und ergriff das Körbchen, es rasch auf sein Lager tragend. Mit Gier und Heißhunger fiel er über den Inhalt her und aß, Marie sah ihm mit freudiger Theilnahme zu; — als er satt war, verbarg er die übrigen Lebensmittel unter seinem Lager und stellte das Körbchen wieder auf seinen Platz.

Marie trat näher, um es zu nehmen, — der Wahnsinnige floh nicht vor ihr, er blieb stehen und sagte ängstlich: „Wolf war sehr hungrig, — Wolf hat schon lange nicht gegessen, — wo bist Du so lange geblieben?“

„Armer Mann!“ entgegnete Marie mitleidig, „ich konnte gestern und vorgestern nicht kommen, aber Du

sollst gewiß nicht wieder vergessen werden. — Willst Du nicht mit nach unserem Hause kommen, Wolf?"

„Nein! nein!" schrie dieser und sprang einen Schritt zurück, — „in kein Haus, — in den Häusern werden schwarze Verbrechen begangen, — hier nicht, — im Grabe nicht. — Wolf ist schon lange gestorben und hat hier sein stilles gutes Grab."

„Armer Mensch!" seufzte Marie, „wie fürchterlich mußt Du gelitten haben, bis Dein Geist so umnachtet ward."

„Oh ja," sagte der Wahnsinnige mit einem tiefen Seufzer, der Marie bis in das Innerste erschütterte, — „ich habe viel, sehr viel gelitten; mein Vater wollte mich nicht sterben lassen, ich mußte leben und — — oh! mein Kopf!" schrie er plötzlich auf, „er brennt, denn sie sperrten mich in das schreckliche Haus und ich mußte für die Hölle arbeiten. Aber Wolf war klüger, wie sie, er lief davon und starb. Jetzt bin ich recht vergnügt, ich liege in meinem Grabe und — habe keinen Vater mehr. Sage ihm nicht, daß ich hier bin, er würde kommen und mich ausgraben und — — nein! nein! nein! ich bin todt." Er sprang mit einem Satze hinab, schlüpfte in sein Loch und kauerte sich regungslos zusammen.

„Armer, armer Unglücklicher!" seufzte Marie, Thränen entstürzten ihren Augen, sie warf dem armen Geisteskranken noch ein Lebewohl! zu und trat den Rückweg an.

Die purpurrothe Sonnenscheibe sank eben hinter der letzten Hügelreihe hinab und verklärte die ganze Gegend in magischem Glanze, als ein junger Mann die Straße dahergewandert kam. Sein Gang war langsam und traurig, sein Haupt war zur Erde gesenkt und nur selten

erhob er es, um einen theilnahmlosen Blick auf die ihn rings umgebenden Naturschönheiten des Sommerabends zu werfen. Eben blickte er wieder auf und sah Böttchers Haus, aus den Baumgruppen hervorragend, ihm in der Abendröthe entgegen leuchten.

„Das ist es!“ rief er im überströmenden Gefühle und blieb stehen, „die erste Farm links an der Straße, sagten sie da unten. Hier wohnen sie also, die armen Eltern. Fast wage ich es nicht vor ihnen zu erscheinen, wird mein Anblick nicht alle Wunden ihres Herzens auf's Neue aufreißen? Und doch, ich muß sie sehen, sprechen, die ganze Größe meines Unglücks noch ein Mal empfinden, und dann mag mein Schicksal sich erfüllen.“

Er wischte sich eine Thräne aus dem Auge und schritt auf die Farm zu.

„Oho!“ erschallte plötzlich eine rauhe Stimme neben ihm, „das ist ein bekanntes Gesicht, seid Ihr's oder seid Ihr's nicht?“ Es war Bob, der aus den Bäumen hervortrat und Karl anredete, dieser blickte ihn überrascht und erstaunt an, dann aber kehrte die Erinnerung schnell zurück, er faßte Bobs Hand und rief:

„Ihr seid's, der freundliche Warner, ich habe Euch zwar nur ein Mal gesehen, aber ich irre mich nicht. Ach! Ihr nahmt ja auch so herzlichen Antheil an ihr, die ich so früh verloren.“

„Wie?“ fragte Bob und sah ihn zweifelnd an, dann aber Karls Worte auf die Großmutter beziehend, setzte er hinzu: „Nun todt ist todt, und was nicht zu ändern ist, darüber muß man sich nicht grämen. Kommt jetzt zu den Lebenden. Das wird eine Freude sein.“ Er nahm Karls Hand und zog ihn dem Hause zu, plötzlich aber warf er

einen Blick nach dem Hügel, dem Hause gegenüber, und sagte: „Da seht hin und das Herz wird Euch aufgehen!"

Karl blickte hin, oben trat eben Marie heimkehrend aus den Bäumen hervor, ihre himmlisch reinen Züge wurden von der Abendröthe rosig beleuchtet, ihr schönes Auge blickte verklärt auf die Gegend, sie sah aus wie ein vom Himmel herabgeschwebtes Engelsbild. Karl ward bleich, wie ein Todter, er starrte die Erscheinung an, sein ganzer Körper zitterte, seine Brust wogte krampfhaft, er konnte keinen Laut hervorbringen.

„Mamsell Marie!" rief jetzt Bob, „sehen Sie doch hieher!"

„Marie!" schrie der Jüngling mit einer Stimme, daß das Echo ringsum wach wurde und den Ruf tausendfältig wiederholte, — dieser Ruf aus dem Innersten eines zu Glück und Liebe erwachenden Herzens erschütterte Mariens Seele, — sie hatte den Geliebten erkannt.

„Karl! mein Karl!" rief sie athemlos und flog den Hügel hinab, aber schon war er aus seiner Erstarrung erwacht und schreiend, weinend, lachend, stürzte er die Anhöhe hinan. „Marie!" „Karl!" diese Rufe erklangen noch, dann lagen sie sich in den Armen, und Thränen erstickten die Worte. — Sollen kalte Worte das namenlose, alles vergessende Entzücken, den seligen Jubel, das überschwängliche Glück dieses Wiedersehens schildern? — sie können es ja doch nicht. Hast du solche Augenblicke erlebt, lieber Leser, — hast du den verloren geglaubten Geliebten wiedergefunden, holde Leserin, — so wirst du Karls und Mariens Entzücken in diesem seligen Augenblicke mitfühlen können, — wenn nicht, so vermögen alle Beschreibungen, alle noch so beredten Schilderungen es nicht, dich auch

nur mit der leiſeſten Ahnung von jener Seligkeit zu durchzittern, die das Herz der Liebenden erfüllte.

Der alte Bob ſtand da in der vollſten Freude ſeines Herzens, er wiſchte ſich eine Thräne aus den Augen und ſagte vergnügt vor ſich hin: „So recht, — mache ſie glücklich, junger Mann! — ſie iſt ein Engel!“

Endlich fanden die Liebenden Worte, — die Erklärungen, die Fragen, die abgebrochenen Erzählungen folgten ſich raſch und ordnungslos; als aber Bob vernahm, daß Karl Marien todt geglaubt hatte, da ſchrie der Alte heftig: „Oh nein, nein! ſie ſterben? ſie? — was ſollte ich dann noch auf der Erde. Nein! glaubt mir, wenn ſie todt geweſen wäre, hättet Ihr mich auch nicht mehr gefunden.“

Karl drückte dem wackern Bob die Hand und im raſchen Fluge ging es nun zur Farm. Hier erſt brach der Herzensjubel in ſeiner ganzen Fülle aus, — der alte Böttcher umarmte Karl, Marien, ſeine Frau, die vor Freudenthränen nicht ſprechen konnte, — Fritz und Lottchen flogen an den Hals des alten Bekannten, da gab es ein Drücken, ein Herzen, ein Fragen, — Glück und Seligkeit auf allen Geſichtern, die Wonne der Wiedervereinigung in allen Herzen, — es war ein heiterer, glücklicher Abend, — die erſte Stunde der Freude und des Glückes in der neuen Heimath. Ruhet ſanft, gute Menſchen! und ſeid ſelbſt im Traume noch glücklich.

XX.

Seit 1697 haben die Jesuiten schon in Californien ihre Missionen aufgeschlagen und waren lange Herren des Landes. Als Californien ein eigener Staat des merikanischen Bundes ward, kehrten sie dahin zurück, um im Westen Amerikas der Monarchie einen Thron zu bauen.

Sie sind es, gegen die der anglogermanische Geist dort kämpft wie in Oregon, wie in Texas.

Amerika im Jahre 1845.

Die Nacht ist finster und schwarz, — kein Stern am Himmel, — der Mond ist längst untergegangen.

Es herrscht jene tiefe Finsterniß, die gewöhnlich zwischen Mitternacht und der herannahenden Dämmerung eintritt.

Der Wind heult schaurig über den Bottom des Illinois-Ufers und der Fluß rauscht wild und wogend hinab.

Alles ist stille, — kein Mensch zeigt sich an der Levee, — keine Seele wacht mehr in Illinoistown, — tiefes Schweigen ringsum, — nur hie und da hört man die Seile knarren und stöhnen, an denen die Dampfboote festgelegt sind, — oder das Kreischen der sich drehenden Wetterfahnen.

* * *

Wer wagt sich in dieser stürmischen Nacht noch auf den Fluß?

Was treibt dort herab an Bloody Island vorbei?

Es ist wohl ein Baumstamm, den das Hochwasser losgerissen hat in einer Uferbucht und jetzt spielend herabtrieb.

Nicht doch, — das ist nicht das willenlose Treiben eines Baumes, — die Bewegung ist sicher und regelmäßig, — man hört taktmäßige Ruderschläge, — es ist ein kleines Boot, das den Fluß herabkommt.

Zwei Männer in dunkeln Gewändern rudern das Boot und am Hintertheile sitzt eine hohe Gestalt, schweigsam und nachdenkend.

Jetzt ist das Boot angelangt an dem südlichsten Theile von Bloody Island und es legt an; der hohe Mann, der am Hintertheile saß, steigt heraus und betritt die Insel.

Er blickt vorsichtig nach allen Seiten, — dann schreitet er nördlich gegen die Baumgruppen zu, — er wendet sich gegen das Illinois-Ufer und zieht einen Gegenstand aus der Tasche.

Was thut er damit. Er legt ihn auf die Erde, entzündet ein Reibhölzchen und bringt es mit dem Gegenstande in Berührung, eine helle weiße Flamme schlägt, wie ein Blitz die ganze Gegend erleuchtend, auf und verlischt gleich wieder.

Es scheint nun dunkler als zuvor und die geblendeten Augen vermögen nichts mehr zu unterscheiden.

Aber auf dem Illinois-Ufer flammt ein ähnlicher Blitz auf, — und bald wieder einer an der St. Louis Levee, aus den Trümmerhaufen der großen Brandstätte. Es sind Signale.

Die Bürger schlafen und die Nachtwächter spähen nach Feuer und Dieben in den Straßen der Stadt.

Sie wissen nicht, was auf dem Flusse vorgeht.

Und man hört wieder Ruderschläge auf dem Flusse und dunkle Gegenstände nehmen ihre Richtung gegen die „blutige Insel."

Es ist ein Boot, das vom Illinois-Ufer abgestoßen

hat und ein anderes Boot kommt von St. Louis herüber. In jedem Boote sind abermals zwei Ruderer, in jedem Boote sitzt am Hintertheil ein Mann.

* * *

Die beiden Boote erreichen die Insel und die Männer des ersten Bootes grüßen sie mit den halblaut gemurmelten Worten: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In alle Ewigkeit. Amen!" tönt es dumpf aus den Booten zurück und sie legen an. Die Männer steigen heraus und schreiten zu dem Mann, der an den Bäumen steht. —

„Woher des Weges?" fragt er sie.

„Von Rom!" lautet die Antwort.

Sie reichen sich die Hände und schreiten zu den Booten zurück.

Dort erhebt der Erste der Gekommenen die Stimme und sagt feierlich: „Brüder, die Stunde unserer feierlichen Nacht-Andacht zur unbefleckten Jungfrau und Himmelsgebärerin ist gekommen. Wir haben das Gelübde gethan, sie in dieser Nacht zu verehren zu Wasser und auf dem Lande."

»Ave Maria! Maris stella!« antworten die schwarzen Gestalten, die die Boote gerudert haben.

»Gloria in Excelsis! — Per omnia saecula saeculorum! Amen!« schließen die Andern.

Die drei Männer steigen nun in das größte der drei Boote, die Ruderer schlagen einen scharfen stählernen Anker in die Erde, — ein Strick ist daran befestigt, der das Boot hält, und sie lassen das Boot mit den drei Männern langsam hinabgleiten mit der Strömung des

Flusses, bis es einige hundert Schritte von ihnen mitten im Flusse liegt, — an einer ruhigen Wasserstelle, wo die Gewalt der Wogen durch die Insel gebrochen wird, — dann spannen sie den Strick fest an den Anker, und das Boot mit den drei Männern ruht still auf dem Wasser, keinem menschlichen Auge und Ohre erreichbar.

Die Sechse am Ufer der Insel aber fallen auf die Knie und beginnen die Marianische Litanei:

Ave, Maris stella
Dei mater alma.
Atque semper virgo
Felix coeli porta.

Als das Boot ruhig liegt, beginnt der Zurückgekommene der drei Männer, ein Mann in den Sechzigen, mit fast kahlem Haupte und ernsten, harten Zügen, zu sprechen:

„Seid mir gegrüßt, Ihr Arbeiter an dem großen Werke, sei gegrüßt, Bruder aus dem Osten, sei gegrüßt Bruder aus dem Westen. Ein Jahr ist verflossen seit unserer letzten Zusammenkunft und wir sind vorgerückt um zehn Jahre."

„Der Tag der Entscheidung naht heran, entgegnete der Zweite, und mit des Himmels Hülfe werden wir dieses ungläubige Land wieder erobern für die heilige römische und apostolische Kirche."

„Wenn Ihr vom Osten so sprecht", sagte der Dritte, „so kann ich vom Westen Euch noch bestimmter sagen: Wir sind Sieger und Niemand kann uns mehr widerstehen."

„Ehre sei Gott in der Höhe und seinem Stellvertreter auf Erden!" beginnt der Erste wieder. „Amen!" sagen die Andern.

„Ihr wißt," fährt er fort, „wie günstig sich die Dinge

für uns gestalten und wie unsere Bemühungen und Arbeiten endlich die Verhältnisse hier auf einen Punkt getrieben haben, wo der große Kampf zwischen den Romanischen und Katholischen und den anglo-germanischen Protestantischen zur Entscheidung kommen muß. Dieses Amerika, entdeckt und erobert durch die allerkatholischesten Herrscher Spaniens, — bezahlt und gedüngt mit katholischem Blute, — diese Provinz und Erbschaft der römischen Kirche, ist in die Hände der Ketzer und Ungläubigen gefallen, — in die Gewalt der Anglo-Sachsen, der Deutschen, der Söhne Luthers, — sie haben damit einen Raub an dem Gute der heiligen Kirche begangen und die Vorsehung straft sie."

Von der Insel herab weht jetzt der Wind dumpfe Töne zum Boote und man hört die Zurückgebliebenen beten:

Salve, mundi Domina,
Coelorum Regina,
Salve Virgo Virginum,
Stella matutina!

„Ja," fährt der Redner fort, „die Vorsehung straft sie mit der Waffe, mit der sie gesündigt haben, — mit dem Abfall, mit der inneren Zwietracht. Diese stolze Union, diese übermüthige Republik, das Asyl aller Revolutionäre und Ungläubigen, fällt in Trümmer. Der Süden steht auf gegen den Norden, sie werden sich untereinander zerfleischen und der Sturz der Republik wird die Folge sein."

„Wir haben ihnen die Sklavenfrage hingeworfen und das Feuer geschürt. — Die Brüder sind thätig, sie mischen sich unter die Abolitionisten des Nordens, — sie wirken unter den Agitatoren und Disunions-Männern des Südens. — Der Congreß vermag nichts mehr gegen die

täglich größer werdende Kluft, die wir zwischen dem Norden und Süden reißen. Der Bruch wird unheilbar, der Süden reißt sich los und dann sind wir Sieger. — Schon haben wir Anhänger und Freunde überall, — in der Regierung, im Congresse arbeiten treue, weltliche Brüder." — Er nannte den Andern heimlich einen Namen und sagte triumphirend: „Er ist unser!" — Die Andern fuhren erstaunt zurück. „Auch," — hier nannte er leise noch einige Namen, — „auch diese sind unser. Die alten Parteien zerfallen, — nach dieser Congreß-Sitzung wird es keine Whigs und keine Demokraten mehr geben, — sondern nur noch unsere Freunde oder unsere Gegner; — gegen oder für die Union. Und sie wird fallen."

Von der Insel ertönte es mit schauriger Begleitung des pfeifenden Windes:

Ab aeterno Dominus
Te praeordinavit,
Matrem unigeniti
Verbi, quo creavit.

Ist der Süden einmal losgerissen," fuhr der Redner fort, „so kann er sich allein nicht halten, — er muß sich zu uns flüchten, — durch unsere Vermittlung das Protectorat europäischer katholischer Mächte zu erlangen; er muß ein Bündniß mit Mexico schließen, damit Einer den Andern schütze."

„Aber England!" fiel der Zweite ein, — „wird England nicht diese Lage benutzen?"

„England! mein Bruder!" sagte der Erste feierlich, — „England wird für die heilige römische Kirche wieder erobert sein, ehe drei Jahre vergehen. Unsere Brüder, die Führer der Puyseiten, haben vorgearbeitet und der Hochadel, so wie die Hochkirche Englands

fangen an zu begreifen, daß der wachsende Strom der Demokratie sie hinwegschwemmen wird, wenn sie sich nicht uns in die Arme werfen. — Mag England sich doch in jene innere Frage Amerikas mischen, — dadurch schwächt es sich und ist uns darum nur sicherer, — was England auch thun mag, es thut es nur für uns, denn unser ist die Zukunft."

Und die Stimmen von der Insel ertönen:

Salva Virgo puerpera!
Templum Trinitatis!
Angelorum Gaudium,
Cella puritatis.

„Mexico ist hart gestraft worden," sprach der Andere weiter, „daß es uns vernachlässigte, — und Nord-Amerika war die Zuchtruthe des Herrn, womit es gegeißelt ward. Die nächste Präsidentenwahl in Mexico giebt uns den Sieg. Mexico wird sich mit dem losgerissenen Süden vereinigen und, unfähig als Republik zu bestehen, bald eine Monarchie werden. Den König werden *wir* dieser Monarchie geben und es wird ein katholischer Prinz aus altem legitimen Geblüte sein. Hat aber die Monarchie nur einmal Fuß gefaßt im Süden, — dann ist die Republik im Norden auch verloren und das anglo-germanische Element muß dem römischen unterliegen!"

„So geschehe es. Amen!" antworteten die Andern.

„Gebt mir jetzt Eure Jahresberichte, Brüder," fuhr der Erste fort, daß ich sie lese und nach Rom schicke. Ich weiß, Ihr habt viel gethan und den Dank der Kirche verdient. — Aber viel mehr ist noch zu thun, und hier gebe ich Euch Eure Instructionen für die nächste Zukunft."

Sie tauschten umfangreiche Papierhefte aus und der Redner sagte:

„Ihr werdet in diesen Instructionen Eure Aufmerksamkeit vorzüglich auf Californien gerichtet finden, — es ist das Land der Zukunft. Unsere Brüder vor uns ahnten seine Wichtigkeit und gründeten dort schon vor hundert und fünfzig Jahren allenthalben Missionen. Jetzt muß mehr geschehen, — Ihr werdet das: Was! und Wie! finden. Arbeitet eifrig, damit wir im nächsten Jahre, wenn wir hier zusammen kommen, uns sagen können: Wir sind wieder um zwanzig Jahre vorgerückt. — Jetzt laßt uns scheiden und unverdrossen an unsere Arbeit zurückkehren. Der Segen des Herrn sei mit Euch! — Beherzigt wohl die letzten Worte, die ich Euch im vergangenen Jahre sagte: „Benutzt die Raben, aber bleibt Adler!" — Ein leises Gespräch entspann sich nun unter den drei Männern, — bewegt und angelegentlich flüsterten sie mit einander, — aber kein sterbliches Ohr konnte die leisen Mittheilungen hören; sie sprachen so, lange und eifrig, und von der Insel hörte man herübertönen:

Domina! in adjutorium meum intende, — me de manu hostium potenter defende. Gloria Deo patri, filio et spiritui sancto. Amen.

Das Gespräch der Drei war jetzt zu Ende, die Gebete auf der Insel waren verklungen, — der Oberste der Drei erhob sich jetzt und sagte: „Laßt was wir gesprochen verrauschen, wie die Wellen dieses Flusses, — aber den Geist und die Kraft davon bewahret wohl. Handelt mit Eifer, aber still und ohne Aufsehen. Beugt Euch demüthig vor der Gewalt und duldet jede Anfeindung, — aber desto thätiger seid im Verborgenen. Sie müssen schon unsere willenlosen Knechte sein, ehe sie nur angefangen haben, uns zu fürchten. — Lebt wohl! An das große Werk, Ihr Brüder in Christo!"

Er ließ wieder das weiße Feuer aufflammen, — das Boot ward an den Stricken langsam gegen die Insel gezogen; — als es dort anlangte und sie heraustraten, sagte der Erste der Männer:

„Unsere geweihte Andacht ist beendet, — zu Wasser und zu Lande. — Der Segen der heiligen Kirche über Euch Alle!"

Die Andern warfen sich auf die Knie und er segnete sie:

„Benedicat vos Dominus ex Sion, qui fecit coelum et terram."

und sie antworteten:

„Et nunc benedicite Dominum, omnes servi Domini. — Amen!"

Dann bestiegen Alle wieder ihre Boote, — und das Eine trieb dem Illinois-Ufer zu, das Andere nach St. Louis, — das dritte aber, in dem der Oberste der Männer war, flog pfeilschnell den Fluß hinab.

Alles war wieder stille, — nur die Hähne krähten, den herannahenden Morgen verkündend, — der Wind pfiff, — der Fluß rauschte, — in St. Louis lag Alles in tiefem Schlafe.

Ende der zweiten Abtheilung.